F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Vierzehnter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1855.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Officin in Stuttgart.

Der Pilgerzug nach Mekka.

Ueber Kairo, der alten Kalifenstadt, war die Sonne mit aller Gluth des südlichen Himmels aufgegangen, und glänzte prächtig auf den vergoldeten Spitzen der unzähligen Minarets und auf den bleibedeckten Kuppeln der Moscheen, heiligen Gräber und Karawansereien. Wenn auch der Himmel in jenen Ländern gewöhnlich wolkenlos und tiefblau über der Erde prangt, so war es doch, als schaue er heute mit verdoppelter Freundlichkeit auf die alte Stadt und freue sich über die zahlreichen Menschenmassen, welche die Plätze und Gassen Kairos mehr als gewöhnlich belebten. Wer heute dies außerordentliche Getreibe sah, und dazwischen das laute freudige Geschrei der Männer und Weiber hörte, den dumpfen Klang der Pauke und das Lärmen der langen schmalen Trommeln, die noch obendrein zur Verstärkung des Schalles mit rasselnden Ringen bedeckt sind, wer die freudigen Gesichter der Muselmänner gewahrte, mit denen sie sich gegenseitig ihr Begrüßungswort Maschallah! was so viel heißt, als: Gott ist groß! oder: Ei w'Allah! — guter Gott! zuriefen, der konnte leicht auf den Gedanken kommen, daß es etwas Außergewöhnliches sein müsse, was die stillen und maulfaulen Türken in solche Aufregung brachte. Und so war es auch. Man feierte heute ein Fest, das dem ächten Muselmann als eines der

wichtigsten und heiligsten gilt — nämlich den Auszug der Pilgerkarawane nach Mekka. Die Muhamedaner, deren Religionsübungen, wie sie ihre Bibel, der Koran, vorschreibt, mit weit mehr Mühseligkeiten und Schwierigkeiten verbunden sind, als die unsrigen hier zu Lande, sind durch eine Bestimmung ihres Korans gezwungen, ohne Ausnahme einmal in ihrem Leben die Pilgerfahrt nach Mekka zu machen, um dort am Grab ihres Propheten Mohamed eifrig um Vergebung ihrer Sünden zu beten und der Moschee daselbst, der heiligen Kaaba, ein Almosen zu opfern, in dem Grade wie es ihre Vermögensumstände erlauben. Obgleich die Entfernung von Kairo nach Mekka nicht viel größer ist, als von Wien nach Paris, wonach uns der Befehl zum Pilgerzug nicht so hart erscheinen würde, so ist die Sache doch ganz anders zu nehmen, denn von Chausseen, Eilwagen und Eisenbahnen ist jenseits des Meeres keine Rede, wohl aber von der traurigen und unendlichen Wüste, die mit ihrem wehenden lockeren Sand wenige Schritte vor den Thoren Kairos anfängt, und sich bis gen Mekka ohne Baum und Strauch, ja fast ohne Wasser ausdehnt. Dabei ist noch zu bemerken, daß, wenn nur den Reichen und Wohlhabenden die Pflicht auferlegt wäre, oder diese allein die Sehnsucht in sich fühlten, das Grab ihres Propheten zu besuchen, dieselben sich schnellerer Transportmittel bedienen, sich auf Reitkameele oder flüchtige Pferde setzen und auf diese Art Mekka in kürzerer Zeit erreichen könnten. Aber dieser Reichen und Wohlhabenden, welche den Pilgerzug mitmachen, sind nicht viele, besonders durch eine andere Bestimmung des Korans, welche dem, der es bezahlen kann, die Erlaubniß gibt, an seiner Stelle einen frommen Pilger auszurüsten und ihn auf seine Kosten den Zug mitmachen zu lassen; — was ihm der Prophet gerade so anrechnet, als habe er selbst den Zug mitgemacht und alles Elend und alle Mühseligkeiten selbst ertragen. Je kleiner demnach die Zahl der Gläubigen ist, die sich für die lange Reise gehörig mit Lebens- und Transportmitteln ausrüsten können, um so größer ist

die Zahl des ärmeren Volkes, welches durch die Sehnsucht, das heilige Grab zu küssen, verblendet, mitzieht, ohne daran zu denken, daß die Reise gegen sechsunddreißig Tage lang durch die Wüste geht, wo während dieser langen Zeit jeder nur das hat, was er mitnimmt, wo selbst jeder der Vorsichtigen nur eben mit seinen Vorräthen auskommt und also auf keine andere Hülfe gegen das Verschmachten zu rechnen ist, als auf ein Wunder, das der Prophet thun könnte, oder auf einen krummen Säbel der Raubbeduinen, die zuweilen die Karawane überfallen.

Um diesen Ueberfällen der Beduinen so viel als möglich zu begegnen, schickt die ägyptische Regierung eine Anzahl gut bewaffneter Reiter mit, deren Befehlshaber zugleich der Anführer des ganzen Pilgerzugs ist, meistens ein vornehmer Türke, der auch während der ganzen Dauer der Reise alle richterliche Gewalt übt, und deßhalb Emir el Hadsch — Herr oder Fürst der Pilger, genannt wird. Das erste Geschäft dieses Emirs besteht nun darin, sich mit den gefürchtetsten Stämmen der Beduinen in Unterhandlung zu setzen, um sie für sich zu gewinnen und seinen Zug zu sichern. Da, wie schon gesagt, der Emir el Hadsch meistens ein vornehmer und auch reicher Muselmann ist, so bringt er oft aus seinem eigenen Vermögen große Opfer, um die ihm anvertraute Karawane vor allen Unfällen zu bewahren, denn wenn er sie ohne großen Verlust wieder glücklich nach Kairo zurückbringt, so ist er für die Dauer seines Lebens ein gemachter Mann und genießt Vorzüge, wie kein anderer Sterblicher im glückseligen türkischen Reiche. Diese bestehen hauptsächlich darin, daß er seinen Titel Emir fortbehält und daß, er mag beginnen, was er will, selbst der Großherr nicht sein Blut vergießen darf, weil der Koran ausdrücklich sagt: „der Auserwählte unter den auserwählten Gläubigen, dem Gott und sein Prophet die große Gnade verlieh, tausende frommer Pilger unbeschädigt durch die Wüste zu führen, dessen Haupt soll keine menschliche Macht verletzen.“ Um sich aber die Stämme der um-

herziehenden Beduinen geneigt zu machen, sendet man an die bedeutenderen Abgeordnete, welche dem Schech jedes Stammes kostbare Geschenke bringen und so um seine Freundschaft werben.

Diese Geschenke bestehen gewöhnlich in einem reichen Zelt, in prächtigen Waffen und kostbaren Pferden. Nimmt der Beduine der Wüste diese Gaben, so hat er stillschweigend mit dem Emir el Hadsch einen Vertrag geschlossen und verpflichtet sich, die Pilgerkarawane nicht zu beunruhigen, ob er ihr aber bei vorkommenden Fällen seinen Schutz und seine Hülfe angedeihen läßt, bleibt ihm gänzlich überlassen.

Der Pilgerzug, von dem wir oben erzählten, daß sein Auszug die Stadt Kairo in Allarm versetzte, war unter der glorreichen Regierung des Kalifen Abdallah. Da in dieser Zeit das räuberische Volk der Beduinen zügelloser und frecher als je war und es selten einer Karawane gelang, mehr als zwei Tagereisen von Kairo wegzukommen, ohne geplündert zu werden, so hatte die Wahl eines tapfern Emir el Hadsch, dessen Obhut er seine frommen Pilger anvertrauen konnte, dem Kalifen schon manche sorgenvolle Stunde gemacht. Wenn es auch an seinem Hofe der beherzten und einsichtsvollen Männer nicht wenige gab, so war es in diesem Augenblicke doch schwer, einen zu finden, der neben diesen Tugenden auch im Besitz eines großen Vermögens war; denn wenn der Beherrscher der Gläubigen auch im Nothfall sein Herzblut für seine Unterthanen verspritzt hätte, so würde ihm doch die unnöthige Ausgabe eines Piasters schwere Sorgen verursucht haben, weßwegen er sich nicht gleich entschließen konnte, einem seiner tapferen Kriegsobersten die Führung seiner Karawane anzuvertrauen, für den man die Kosten des Zuges hätte bestreiten müssen. Nun war aber an seinem Hofe der Oberschatzmeister, Mahmud Achmet, ein Mann, wie ihn der Kalif zur Pilgerfahrt nur wünschen konnte. Mahmud hatte tapfer gegen die Wechabiten gefochten, war ein Mann von vieler Erfahrung und als Schatzmeister ungeheuer reich. Er hatte einen stattlichen

Harem, einen herrlichen Palast am Ufer des Nils, mit der Aussicht auf die Palmengärten und Pyramiden von Ghize und viele Sklaven, welche fast prächtiger gekleidet waren als die des Kalifen. Aus diesen Verhältnissen Mahmuds kann man denn wohl leicht ersehen, daß er sich gerade nicht gedrungen fühlte, bei seinem behaglichen Leben um die Stelle eines Emir el Hadsch anzuhalten. Schon einige Male hatte der Kalif bei Spaziergängen mit seinem Oberschatzmeister so im Gespräch seinen Verdruß merken lassen, keinen passenden Emir finden zu können und dann leise darauf angespielt, wie trefflich dieser Posten für ihn passen würde, und wie stattlich sich der Titel Emir vor dem Namen Mahmud Achmet ausnehmen würde. Solche Aeußerungen hatte nun der arme Schatzmeister mit einer entsetzlichen Angst angehört und wenn er sich diesen Worten mit allerhand Schmeichelreden zu entziehen wußte, so war ihm dabei zu Muth, als wäre er in den Käfig eines Löwen eingeschlossen und müsse so langsam die Fallthüre hinter sich aufheben, um mit der größten Behutsamkeit fast unmerklich zu entweichen, damit der König der Thiere nicht ungeduldig auffspringe, um ihn mit einem einzigen Schlage zu zermalmen; denn wenn auch der Kalif Abdallah im Allgemeinen ein recht guter Herr war, so hatte er doch keinen richtigen Begriff über den Werth des Lebens seiner Unterthanen und mochte nicht einsehen, daß, etwas gehängt oder gespießt zu werden, selbst dem ärmsten Teufel nicht angenehm sei.

Hatte nun der Kalif mit seinem Schatzmeister eine solche Unterredung beendigt, wobei es Letzterem gelungen war, den gefährlichen Posten und die Ehre eines Emir el Hadsch von sich abzuwälzen, so konnte Abdallah in eine so schlechte Laune gerathen, daß dem Schatzmeister die Haare zu Berge gestanden wären, wenn sein Kopf nicht wie der jedes rechtgläubigen Muselmanns glatt geschoren gewesen. Wehe in solchen Augenblicken dem armen Sklaven, der dem Kalifen die Pfeife in den Mund zu stecken hatte und es nicht mit der gehörigen Sorgfalt that! oder einem Anderen, der die

Polster des Gartendivans nicht in mehr als bequeme Lage gebracht hatte. Sein Leben war in Gefahr und der Kalif hatte schon mehr als einmal seinen Damascener gezogen und dem Sklaven den Kopf vor die Füße gelegt, den blutigen Stahl aber hatte er seinem Schatzmeister Mahmud Achmet überreicht, um ihn abzuwischen und ihn dazu mit einem Blicke angesehen, der deutlich sagte: sein Blut ist für dich geflossen.

Solche Auftritte griffen den armen Schatzmeister nicht wenig an, er sah den Augenblick herankommen, wo ihm der Kalif die Frage stellen würde, ob er Emir el Hadsch werden oder geköpft sein wolle? Zwei Sachen, von denen er nicht wußte, welche die schrecklichere sei. Mahmud Achmet war schon hoch in den Vierzigen, war wohl beleibt und hatte schon deßhalb eine unüberwindliche Abneigung gegen den Zug durch die Wüste, weil er sich sehr vor der Pest fürchtete, welche Krankheit oft bei dem Elend des ärmeren Volks, das mitzog, auszubrechen pflegte. Er versuchte es, dem Kalifen diesen oder jenen tapferen Krieger vorzuschlagen, wobei er deutlich die Absicht durchschimmern ließ, gern aus seinem Beutel die Kosten des Zugs bezahlen zu wollen; doch der Kalif, der es sich einmal in den Kopf gesetzt zu haben schien, niemand anders, als seinem Schatzmeister die Ehre des Zugs zu gönnen, und der wahrscheinlich durch dessen Widerstreben gereizt war, verwarf alle andern, worüber sich Mahmud Achmet nicht wenig abgrämte. Ihn erfreute sein Palast nicht mehr, nicht einmal die prächtige Marmorhalle desselben mit dem schönen Springbrunnen und seinem krystallenen Wasser; ihm schmeckte keine Pfeife und selbst wenn er den besten Tabak durch ein hundert Schuh langes Rohr einsaugte, so behauptete er, er sei bitter und scharf. Seine Märchenerzähler, denen er sonst ganze Abende mit der größten Aufmerksamkeit zulauschte, konnten die interessantesten Sachen bringen und er behauptete doch, sie seien schaal und abgeschmackt. Kurz, es konnte ihm Niemand etwas recht machen. Dabei magerte er zusehens ab, so

daß der Sklave, der ihm Morgens den Shawl umwand, traurig mit dem Kopf schüttelte, als er nach kurzer Zeit gewahr wurde, daß der Kaschemir einmal mehr um den Leib reiche, als sonst.

Da ließ eines Tags der Kalif seinen Schatzmeister rufen. Abdallah lag in einer Myrthenlaube, auf rothsammtenen und goldgestickten Kissen und rauchte aus einem ungeheuer langen Jasminrohr, wobei er finster in den Bart murmelte und dem eintretenden Schatzmeister so höhnisch lächelnde Blicke zuwarf, daß diesem ohne Weiteres schon der Angstschweiß auf der Stirne stand. Auch glaubte er hinter der Laube den Boschandschi Baschi, was auf Deutsch General der Gartenwachen heißt, ein Mann, der neben seinem freundlichen Titel ein sehr finsteres Amt zu verwalten hat; denn er besorgt das Geschäft, vornehme Verbrecher, die in der Stille bei Seite geschafft werden sollen, in einen ledernen Sack nähen und in den Nil versenken zu lassen.

Nachdem Mahmud Achmet in die Laube eingetreten war, legte er seine Hand an Stirne und Brust und beugte sein Antlitz dreimal fast bis zur Erde, worauf der Kalif einige lange Züge aus seiner Pfeife that und ihm befahl, sich niederzusetzen. „Mahmud Achmed," begann darauf der Beherrscher der Gläubigen, „du weißt, daß ich sowohl dir, wie allen meinen Unterthanen ein milder gerechter Herr bin." Der Schatzmeister verbeugte sich, so gut er konnte. „Mahmud Achmet, du weißt," fuhr der Kalif fort, „daß ich dich zu meinem Oberschatzmeister gemacht habe, ein Amt, in welchem du dir unermeßliche Reichthümer erworben hast, ob auf eine redliche und dem Propheten wohlgefällige Weise, wird dir dein Gewissen sagen." Bei diesen Worten entfärbte sich der Schatzmeister und schwor bei Gott und dem Propheten, er habe sein Amt mit der größten Rechtlichkeit verwaltet, wofür ihn Mahomed gesegnet. „Mahmud Achmet," sprach der Kalif weiter, und zog finster seine Augenbrauen zusammen, „schwöre nicht falsch, denn ich, der Kalif, habe in meiner hohen Weisheit beschlossen, die Behaup-

tung aufzustellen, es seien deine Schätze von dir auf keine rechtliche Art erworben, sondern als habest du zuweilen aus meinem Schatzgewölbe mehr genommen, als der Unterhalt meines Hauses und meiner Krieger kostet. Willst du meine Behauptung Lügen strafen, Mahmud Achmet?"

Der also Gefragte saß da ein Bild des Jammers, denn die Behauptung des Kalifen war gerade so gut, wie ein ausgesprochenes Todesurtheil, und es sauste ihm schon vor den Ohren, als sinke er in den Fluthen des Nils unter, wobei er kläglich nach Athem schnappte.

„Siehst du," fuhr Abdallah fort, „du wagst es nicht, mir zu antworten, und gestehst demnach ein, daß du mich, deinen Herrn, betrogen. Weißt du auch, Mahmud Achmet, was dir dafür gebühret?"

„Ach, großmächtigster Herr und Kaiser," seufzte der Schatzmeister heraus, „wolle es deiner hohen Weisheit doch nur gefallen, meine Vertheidigung anzuhören, doch —" hier hielt er mit dem Blick des größten Schreckens inne, als er sah, daß den Kalifen der Versuch, sich zu vertheidigen, noch zorniger gemacht. Der Beherrscher der Gläubigen zupfte nachdrücklich an seinem Bart, während er seinen kostbaren Pfeifenkopf aus rother Ziegelerde, reich mit Gold eingelegt, an einem kleinen Steine zu tausend Stücken zerschlug. Wie gesagt, der Schatzmeister hielt, noch Schlimmeres fürchtend, mit seiner Vertheidigung inne, ohne es zu wagen, den Kalifen anzusehen, der ihm zuerst einen fürchterlich strengen Blick zuwarf, aber nach und nach ein höhnisches Lachen annahm, ein Ausdruck, der sich alsdann über seine ganzen Züge verbreitete, während er folgendermaßen sprach:

„Mahmud Achmet, mein Oberschatzmeister, du wirst jetzt einsehen, daß es meiner hohen Weisheit gelungen ist, dir zu beweisen, daß du ein frecher Dieb bist und noch dazu ein Dieb unter den erschwerendsten Umständen, denn du hast deinen Herrn und Kalifen

bestohlen. Erzähle mir doch einmal, welche Strafe deinem Unterbeamten Ismael zu Theil wurde, als er aus dem Schatzgewölbe jenen grünen Stein mitnahm, der nur den Werth von drei Piastern hat!"

„Allergroßmächtigster Herr und Kaiser!"

„Die Strafe, Mahmud Achmet! Dein Gedächtniß, das vorhin so stark war und du mir erzählen wolltest, woher du deine Reichthümer hast, scheint dich auf einmal verlassen zu haben. Wie wurde Ismael bestraft?"

Die Gedanken des armen Oberschatzmeisters hüpften im Gehirne auf und nieder, wie sterbende Fische im Wasser, um nach jener Strafe zu suchen; doch mußte der Kalif nochmals dringend fragen, ehe Mahmud Achmet tonlos die Worte hervorbringen konnte: „Ihm wurde die rechte Hand abgehauen, und dann wurde er gepfählt und mußte so elend sterben."

Nachdem Mahmud so sein eigenes Todesurtheil, wie er glaubte, gesprochen, sah ihn der Kalif eine Zeit lang an, strich darauf mit beiden Händen seinen Bart und sagte: „Mahmud Achmet, ich will dir beweisen, welch gnädiger und barmherziger Herr ich sein kann. Du wirst für den dir bewiesenen Diebstahl nicht bestraft werden, sondern ich bekleide dich sogar mit der hohen Ehre eines Emir el Hadsch. Führe meine Pilger wohl und schone deine Gesundheit, damit du mir nach deiner Zurückkunft lange Jahre ein getreuer Oberschatzmeister sein kannst." Als Mahmud Achmet vorhin schon im Geist einen ledernen Sack vor sich sah, in den er fürchtete genäht zu werden, nachdem ihm vorher die rechte Hand abgehauen, hatte er doch bei sich selbst gedacht: wie unendlich besser es gewesen wäre, wenn er freiwillig den Posten eines Emir el Hadsch angenommen. Es konnte ihm ja gelingen, die Karawane und sich selbst glücklich hin und her zu bringen. Und welche Ehre und welches Ansehen stand ihm dann für sein ganzes künftiges Leben bevor. Um so freudiger war er jetzt überrascht, als er merkte, daß ihm der

Kalif nicht ans Leben wollte, sondern daß die ganze Verhörgeschichte blos deßhalb angestellt war, um ihm einen Schrecken einzujagen und ihn zu zwingen, die Ernennung zum Emir el Hadsch statt des Ersäuftwerdens als eine große Gnade anzusehen. Er verbeugte sich deßhalb, so tief er konnte, küßte den Saum des kaiserlichen Kaftans und zog sich auf einen Wink seines Gebieters zur Laube hinaus. Doch war er so erschöpft und von dem gräßlichen Verhör halb vernichtet, so daß er sich kaum auf dem Pferde erhalten konnte.

In seinem Palaste angekommen, nahm er ein stärkendes Bad und schloß sich in sein innerstes Gemach ein, nachdem er zuvor seinem vertrautesten Sklaven seine Ernennung zum Emir el Hadsch mitgetheilt.

Noch am selben Abend erschallten alle Gassen Kairos vom bunten Freudengeschrei des Volkes wider, daß der Kalif in seiner hohen Weisheit und Gerechtigkeit den Pilgern einen Emir bestellt, und daß dies Niemand anders sei, als Mahmud Achmet, der Oberschatzmeister. Hier wurde der Erstere gepriesen und der Letztere gelobt. „Maschallah," sagten die alten Türken in ihren Kaffeehäusern. „Der Oberschatzmeister, das ist ein Mann! Seht Ihr! Er hat Reichthümer und Ehren genug und bietet sich doch dem Kalifen an, ein so gefährliches Amt zu übernehmen." — „Ja ja," sagten Andere, „ein wahrhaft hochherziger und großmüthiger Mann, der Oberschatzmeister!" worauf die anderen Gäste des Cafés im Chor hinzusetzten: „Gott mög' es ihm lohnen und der Prophet ihm gnädig sein!"

Wenige Tage nach diesen Vorfällen brach also der denkwürdige Morgen an, von dem wir zu Eingang dieser Blätter sprachen. Die Imans oder Gebetsaufrufer verkündigten von den Spitzen der Minarets, daß heute der große Tag erschienen sei, an welchem die Pilgerkarawane in feierlichem Aufzug durch die Stadt ziehe und sich alsdann vor den Thoren lagere, um morgen mit dem Frühe-

sten den Zug durch die Wüste zu beginnen. Da in diesem Jahre mehr Pilger von allen Enden des Reichs zusammen geströmt waren, da es ferner hieß, der Oberschatzmeister Mahmud Achmet habe eine weit größere Anzahl bewaffneter Reiter zur Begleitung mitgenommen, als sonst gewöhnlich der Fall war, und es haben sich durch sein glorreiches Beispiel bewogen, viele andere Edle diesem Zug angeschlossen, so waren durch diese Gerüchte der Tumult und der Jubel auf den Straßen größer als je, um den Zug vorbeikommen zu sehen. Das Volk stand Kopf an Kopf gedrängt, längs den Häusern und bildete eine einzige Linie von den mannigfaltigsten Schattirungen. Neben dem schwarzen Nubier stand der braune Abyssinier und neben dem bronzefarbigen Beduinen der Wüste, der den weißen Burnus keck um die Schultern geschlungen, stand der wohlbeleibte Türke in seiner reichen Tracht mit einer hellen Gesichtsfarbe, die durch den schwarzen Bart noch mehr hervorgehoben wurde. Hinter den Fenstern lauschten die Weiber und Kinder in dichten Gruppen und stießen fortwährend ein lautes gellendes Geschrei aus, eine Art Jubelgeschrei, das die Lüfte zerriß. Die Kaffeehäuser waren weit geöffnet und einzelne Musikbanden in denselben bemühten sich, ein möglichst lautes Getöse zu machen.

Jetzt wird das Gedränge und der Lärm auf den Gassen lebhafter, denn die Spitze des Pilgerzugs läßt sich sehen. Es sind schlechte, unregelmäßige Soldaten, mit Lanzen und Bogen bewaffnet, die sich mit diesen Waffen versehen haben, um auf dem Zug durch die Wüste einen kleinen Sold zu erhalten. Ihnen folgt ein Haufe des ärmeren Volkes, welches den langen Weg meistens zu Fuß machen muß: nur hie und da erblickt man einen kleinen Esel oder ein schlechtes Maulthier, das mit Wasserschläuchen oder Zwiebel und Reiß beladen ist, oder ein halb verhungertes Kameel, auf dessen Rücken sich ein paar zerlumpte Kerle lagern, deren grüne Turbane anzeigen, daß sie sich zu den Nachkommen des Propheten

rechnen und Herrn genannt werden. Hinter diesen Schaaren der armen Pilger kommt eine Menge Derwische, welche während des Gehens ihre Glieder wie in Verzückung drehen und wenden und dabei beständig die Worte „Allah" und „Mahomed" brüllen, was von dem Volke und den Weibern an den Fenstern beständig mit einem lauten Jauchzen begleitet wird. Diese Derwische sind von der fanatischsten Sekte und heißen die drehenden Derwische; denn ihre Hauptreligionsübung besteht darin, sich wie Kräusel mit unglaublicher Schnelligkeit herum zu wirbeln, so lange bis ihnen der Schaum vor dem Munde steht und sie bewußtlos zur Erde fallen. Hier bei diesem Zuge hat sich ihr Fanatismus zu einer wahren Wuth gesteigert und sie begehen unglaubliche Dinge, um dem gaffenden Volk zu zeigen, in welch rasendes Entzücken sie der Gedanke an die Pilgerfahrt nach Mekka versetzt. Außer den wahnsinnigen Sprüngen, die sie machen, so daß ihnen der Schaum und Schweiß von dem Gesichte rinnt, wälzen sich einige auf der Erde vorwärts, andere lassen sich an Stricken nachschleifen und wieder andere fres= in ihrer tollen Wuth giftige Schlangen und anderes Ungeziefer.

Nach diesen Derwischen folgen große Schaaren von besser aussehenden Kameelen und Pferden, von denen einige mit prächtigem Reitzeug, die andern mit Packsätteln versehen sind, an welchen Wasserschläuche und Säcke mit allen möglichen Lebensmitteln hängen. Die Sättel aber sind gewöhnlich leer, denn die Eigenthümer dieser Kameele und Pferde machen gewöhnlich den Zug durch die Stadt nicht mit, sondern schließen sich erst morgen der Karawane an, wenn sie wirklich von Kairo aufbricht. Jetzt folgen in großen Schaaren andere Kameele, auf welchen Männer in guter und schlechter Kleidung sitzen, von denen viele mit Pauken, Rasseltrommeln und Pfeifen versehen sind, womit sie einen fürchterlichen Lärmen machen, der verstärkt wird durch das begleitende Gebrüll des Volks auf den Gassen und das Gejauchze des Volkes an den Fenstern. Ihnen folgt eine Schaar besser aussehender Krieger; es

sind Mameluken im Dienste des Kalifen, und ihre meist rothen prächtig gestickten Gewänder, sowie der weiße Turban und die blitzenden Waffen stechen vortheilhaft unter den dunkeln, ärmlichen Anzügen des umherstehenden Volkes hervor. Diese Mameluken waren von jeher gefürchtete Kriegsleute und schauen trotzig umher. Sie umgeben einige sehr starke Kameele, die mit schweren Kisten beladen sind, in welchen sich theils Geschenke des Kalifen an die heilige Kaaba in Mekka befinden, theils Gelder, um von den Beduinenstämmen in der Wüste die nöthigen Lebensmittel für das mitziehende großherrliche Militär zu erhandeln.

Nachdem diese Mameluken vorbeigezogen sind, hört man das Volk auf den Gassen sich murmelnd von dem großen Reichthum Mahmud Achmets, des diesjährigen Emir el Hadsch unterhalten, denn es erscheint eine unabsehbare Reihe von Kameelen und Maulthieren, sowie prächtig geschmückte Pferde, welche das Gepäck, die Lebensmittel und die ganze Bagage des Emir el Hadsch tragen. Dieses wohlgefällige Murmeln des Volks verstärkt sich beim Vorrücken dieser Kameele immer mehr und mehr und bricht endlich in ein lautes Jauchzen und Brüllen aus; denn ihnen folgt ein großes starkes Kameel, von zwei Männern geführt, dessen bepackter Sattel mit einer langen schwarzsammtenen Decke belegt ist. Unter ihr befindet sich nämlich ein prächtig gewebter, mit Gold gestickter Teppich, der von dem Kalifen der heiligen Kaaba zu Mekka verehrt wird. Alljährlich schickt der Beherrscher der Gläubigen einen solchen Teppich nach Mekka, der dort über das heilige Grab ausgebreitet wird, wogegen die Pilgerkarawane den vorjährigen wieder mit zurücknimmt, der, durch lange Berührung mit dem Heiligthume geweiht, nun in einer der Moscheen Kairo's niedergelegt wird. — Hinter diesem Kameel folgen bewaffnete Reiter, Pilger auf Kameelen und Pferden und Stellvertreter der verschiedenen Zünfte, sowie Derwische mit großen grünen Fahnen. Das Volk auf den Straßen, welches das Kameel mit dem heiligen Teppich staunend be-

trachtet, und mit großer Ehrfurcht begrüßt, bricht jetzt in einen lauteren Jubel aus und weicht nach allen Seiten zurück, denn es zeigt sich eine neue Schaar Mameluken und andere Reiter, worunter auch Beduinenchefs verschiedener befreundeter Stämme, deren Burnus sich durch Weiße und Feinheit des Stoffs von dem der anderen Beduinen unterscheidet. Auch ist ihr Haupt mit einem gelb und rothen, golddurchwirkten Tuche geschmückt und die Hälse ihrer Pistolen, sowie die Griffe ihrer Säbel sind mit Silber beschlagen oder sogar mit Edelsteinen besetzt. Einige unter diesen Reitern führen am Sattel kleine Pauken, womit sie ein unaufhörliches Getöse machen. Immer zahlreicher wird ihre Schaar und der Strom der Pilgerkarawane, der bis jetzt ziemlich schmutzig und grau dahin floß, färbt sich immer bunter und glänzender, und schon sieht man prachtvolle Reiherbüsche emporragen und gewahrt, wie sich die Strahlen der Sonne in reichen Goldstickereien und Brillanten widerspiegeln. Die Pferde, von der edelsten Race, welche nun kommen, bäumen sich und tanzen unter ihren Reitern, welche stolz und mit zufriedenem Blick herab auf die Menge schauen, denn ihnen wird die Ehre zu Theil, unmittelbar die geheiligte Person des Emir el Hadsch umgeben zu dürfen. Es sind junge reiche Türken, die auf eigene Kosten den Zug mitmachen, und die das Gefolge des Emirs bilden.

Jetzt erhebt sich das Geschrei des Volkes lauter und einzelne Stimmen rufen: „Heil Mahmud Achmet! Heil dem glorreichen Emir el Hadsch, welcher Reichthum, Ansehen, Macht hinter sich läßt, um dem Drang seines Herzens zu folgen und mit seiner großen Weisheit die Kinder des Propheten durch die Wüste zu führen!“ Aus dem zuschauenden Volke bilden sich einzelne Gruppen, welche sich eifrig um die Tugenden Mahmud Achmets streiten. „Ja,“ ruft ein wohlbeleibter Barbier, „das ist ein Mann, ich habe zuweilen die Ehre, seinem obersten Stallaufseher den Bart scheeren zu dürfen und bin deßhalb im Stande, seine Tugenden an den

Fingern herzuzählen. Noch nie hat er einen Sklaven eigenhändig geköpft und die höchste Strafe, die er je ertheilt, waren hundert Hiebe auf die Fußsohlen. Ein merkwürdig milder Herr.“ — „Ja, ja, ein merkwürdig milder Herr,“ pflichtete ein Pastetenbäcker dem Barbier bei, und ein zerlumpter Kameeltreiber mit einem braunen spitzbübischen Gesicht fuhr mit der Hand in seinen schmierigen Gürtel und holte eine Handvoll kleiner Münze hervor, die er dem Anderen mit den Worten zeigte: „ja, ja, ein großmüthiger Herr! Der Prophet möge es ihm belohnen, eine ganze Stunde lang hat er heute Morgen solches Geld aus seinem Palaste unter das Volk werfen lassen.“

In diesem Augenblick aber lösten sich die Gruppen der Sprechenden auseinander, denn der Mann, von dem sie mit so vielen Lobeserhebungen gesprochen, Mahmud Achmet, der Emir el Hadsch, zeigte sich jetzt in Person den Blicken des erstaunten Volkes. Er ritt einen prachtvollen Schimmelhengst und es war, als sei das Thier wohl der Ehre bewußt, die ihm zu Theil geworden; denn es warf den Kopf stolz in die Höhe, und wenn es sich vorne emporhob, breitete es seine Hufen wie grüßend gegen das Volk aus und ließ sich dann gnädig wieder herab. In der That, das Thier sah wohlgemuther und freudiger aus, als sein Herr; denn wenn sich auch der gute Mahmud Achmet so viel wie möglich in die Brust warf, und sich bemühte, froh unter die Menge zu schauen, so entging doch einem aufmerksamen Beobachter nicht, daß der gewesene Oberschatzmeister etwas blaß aussah und daß er unwillkürlich wie erschrocken zusammenfuhr, wenn er eine Schaar jener armen Pilger erblickte, die jetzt schon halbverhungert aussahen. Alsdann senkte der Emir den Blick auf seinen stattlichen Bauch herab und dachte wahrscheinlich über die Unbeständigkeit alles Schönen im menschlichen Leben nach.

Als der Emir vorbei war, folgten ihm noch eine Unzahl Reiter in prächtigen Costümen. Nach diesen kamen wieder Mame-

luken, Diener des Emir und wie vor dem Herrn der Zug allmälig immer glänzender geworden war, so nahm er hinter demselben auch ebenso ab und verlor sich bald wieder in ein schmutziges, graues Gedränge. Doch für den ächten Muselmann war das Bedeutendste des Zuges noch zurück und wenn sich auch die Männer auf den Straßen an dem Aufzuge des Emirs mit seinen prächtigen Pferden und Waffen sehr ergötzt hatten, und sich, als diese vorüber waren, an die Häuser lehnten und anfingen zu plaudern, so wurde dagegen die Bewegung der Weiber an den Fenstern desto lebhafter und die halb vergitterten Laden öffneten sich mehr und mehr und ließen eine Unzahl verschleierter Köpfe, die aufmerksam die Straße hinabspähten und hie und da in lauten Jubel ausbrachen, sehen. Was so ihre Aufmerksamkeit rege machte und jetzt noch kommen mußte, war ein Kameel, das einen zeltartigen Baldachin trug, der Machmil heißt, und unter welchem sich prächtige Geschenke befanden, die der Kalif alljährlich der heiligen Kaaba verehrt. Diese Sitte des Machmil rührt davon her, daß in der alten Zeit eine der Favoritsultaninnen des regierenden Kalifen den Zug nach Mekka gewöhnlich mitmachte, ein Gebrauch, der aber diesen edlen Damen bald anfing lästig zu werden, weßhalb sie auf ein Mittel dachten, um sich dieser Sitte zu entziehen. Hiezu gab es nun kein Besseres, als aufs Gerathewohl zu Haus zu bleiben, aber dagegen den Machmil, mit kostbaren Geschenken für die heilige Moschee in Mekka angefüllt, allein gehen zu lassen; — ein Verfahren, das denn auch der Ober-Iman zu Mekka in Betracht der reichen Spenden für vollgültig anerkannte.

Eine Rotte fanatischer Derwische, die theils zu Fuß gingen, theils auf mageren Kameelen ritten und in ihrem Glaubenseifer die entsetzlichsten Sachen begingen, denn einige verdrehten ihre Glieder auf das Schauderhafteste, andere fraßen Schlangen, Scorpionen und dergleichen und noch andere stießen sich Messer, Degenklingen durch die Hände, Ohren und Lippen — zeigte sich nun den Blicken

der Menge. In ihrer Mitte ritten zwei abenteuerliche Gestalten, welche von dem Volk mit einem unermeßlichen Jubelgeschrei begrüßt wurden. Die Eine war der alte Schah el Gemel, was so viel heißt, als Oberster der Kameele und der den Zug nach Mekka Gott weiß zum wie vielten Male mitmachte, wodurch er in den Geruch großer Heiligkeit gekommen war, denn neben den Mühseligkeiten und dem Elend, was er während des Zuges mit der ganzen Karawane erduldete, plagte sich der edle Schech auf der ganzen Reise noch besonders ab, indem er unaufhörlich sowohl hin als zurück den Kopf auf eine ganz seltsame Art im Kreise herumwirbelte, so daß es aussah, als hange sein Haupt nur an einem Zwirnsfaden. Die zweite der erwähnten Gestalten, welche besonders von den Weibern mit vielem Jubel begrüßt wurde, war die alte Um el Chutat oder auf deutsch Katzenmutter, die den Pilgerzug nach Mekka ebenfalls alljährlich mitmachte. Sie ritt ebenso wie der Schech auf einem alten mageren Kameel, an welchem einige zwanzig Körbe hingen, in denen sich eine Unzahl Katzen und Kätzchen von allen Farben und Größen befand, woher denn auch die gute Frau ihren Namen hat.

Hinter diesen Derwischen kamen ein Paar Kameele und besser aussehende Pferde, auf welchen die höhere Geistlichkeit ritt, denen große grüne Fahnen nachgetragen wurden, geleitet von einer Musikbande, die mit Becken, Pauken und Pfeifen einen ohrenzerreißenden Lärm machte. Jetzt aber erhob das Volk ein so fürchterliches Gebrülle und Schreien, daß die besseren Pferde im Zuge anfingen unruhig zu werden, und selbst die sanftmüthigen Kameele voll Unruhe um sich blickten. Die Männer schrieen Allah und Arafaat — der Name eines heiligen Berges bei Mekka, auf welchem nach der Sage der Mahomedaner Abraham seinen Sohn Ismael habe opfern wollen — und die Weiber kreischten gellend dazwischen, denn jetzt erschien das Kameel mit dem prächtigen Baldachin, dem Machmil, unter welchem sich die Geschenke des Kalifen befanden.

Alles drängte sich hinzu, um wenigstens mit der Hand die Decken des Baldachins, oder auch nur das Kameel zu berühren; es war eine unbeschreibliche Verwirrung von Menschen und Thieren. Wer nicht hindurchdringen konnte, löste seinen Gürtel ab, und versuchte mit einem Ende desselben über die Köpfe der Menge hinweg das Heiligthum zu erreichen. Die Weiber hinter den Fenstern ließen ihre Schleier herab und in den oberen Stockwerken banden sie mehrere Shawls zusammen, damit wenigstens das Ende eines derselben an dem Kameele streifen konnte. Und dann zogen sie dieselben wieder in die Höhle und küßten die auf solche Art geweihte Stelle.

Nachdem das Kameel mit dem Machmil vorbei war, folgte noch eine unzählige Menge Pilger aller Art. Doch war das Interesse, was die Zuschauer an der Pilgerkarawane genommen, nun mit dem Machmil vorbeigezogen und die langen Reihen der Leute, welche an den Häusern gedrückt standen, mischten sich jetzt unter den Zug, der aber an jeder Straßenecke abnahm; denn alle Zuschauer eilten nach Haus, um sich bei einer langen Pfeife und einem Glase Scherbet noch einmal alle Bilder der Karawane vor's Auge zu führen, und so das Ganze geistig wiederzukäuen. Die Pilger selbst, besonders die der ärmeren Klasse, sowie die Lastthiere und Diener der Reicheren setzten ihren Weg durch die Gassen von Kairo fort und gelangten bald durch das Thor des Kalifen in die freie sandige Ebene vor den Mauern, wo sie sich nun ungefähr eine Stunde von der Stadt zum erstenmal lagern und dort auch noch den folgenden Tag bleiben, damit sich die Pilger aus den benachbarten Städten, die den Zug nach Mekka ebenfalls mitmachen wollen, hier alle versammeln können. Die vornehmen und reichen Muselmänner aber ziehen nur mit der Karawane durch einige Hauptstraßen zum Prunk und kehren darauf in ihre Häuser zurück, um den letzten Tag noch im Kreise ihrer Familien oder in stiller Beschaulichkeit zuzubringen. Bei der Hasanmoschee, die sich in Kairo in der Nähe

des großen Bazars befindet, verließ auch der Emir el Hadsch den Zug und lenkte schweigend, von ein paar Sklaven begleitet, sein Roß durch leere Nebenstraßen, um, von dem Geschrei des Volks unbelästigt, in seinen Palast zu gelangen. Dort angekommen, stieg er vom Pferde und begab sich in die Halle, welche eine Aussicht auf den klaren Spiegel des Nils gewährte. Dies war ein Gemach, so schön und reizend, wie sich die Phantasie des Morgenländers nur die Wohnung im Paradies vorstellen kann; es war hier kühl wie in einem Keller, und im Hintergrunde stritt sich ein sanftes Halbdunkel mit dem Glanz des Tages. Dort war der Boden erhöht, ungefähr wie die Bühnen auf unsern Theatern, und diese Erhöhung war belegt mit den prächtigsten persischen Teppichen. An den Wänden lehnte sich ein breiter Divan mit schwellenden Kissen, die mit Sammtstoff überzogen und mit reicher Stickerei überdeckt waren. Die Wände dieses Gemachs bestanden aus schön geschnitztem und vergoldetem Holzwerk, das mit Krystallen und Spiegelglas eingelegt war. Vor dieser Erhöhung, ungefähr in der Mitte des ganzen Gemachs, erhob sich ein Marmorbecken, ungefähr in der Gestalt der krystallenen Tafelaufsätze bei uns, aus dessen oberem Theil ein klarer Wasserstrahl mehrere Fuß hoch in die Höhe sprang und der dann hinabstürzend und von Becken zu Becken tropfend, ein heimliches melodisches Gemurmel verursachte. Mahmud Achmet, nachdem er sich seiner Pantoffeln entledigt, legte sich auf den Divan im Hintergrunde der Erhöhung der Bühne und ließ sich von einem Sklaven das lange Rohr mit der Wasserpfeife in den Mund stecken. Dann nahm er einen Schluck eiskalten Scherbets und stieß darauf einen tiefen Seufzer aus, denn sein Auge fiel auf die vordere Wand der Halle, die geöffnet war und nur aus feinen Spitzbogen bestand, an denen üppige Pflanzen emporrankten, und der Emir el Hadsch sah die ganze Breite des herrlichen Nils, den er nun bald und vielleicht für immer verlassen sollte.

Es ist ein Glück, daß sich der Muselmann nicht viel mit Ge-

danken belästigt, denn sonst könnte man vielleicht von denen Mahmud Achmets sehr trübe und unangenehme Dinge erzählen. So aber starrte er gedankenlos vor sich hin, ließ die elfenbeinernen Kugeln des Rosenkranzes, den er an seinem Gürtel trug, ohne Aufhören durch die Finger gleiten — ein sinniges Spiel, das die Orientalen gern treiben und das sie außerordentlich amüsirt — wobei er mächtige Rauchwolken aus seinem Nargileh zog. Dies hatte ungefähr eine halbe Stunde gedauert, worauf er den Schlauch der Pfeife auf die Erde warf und dreimal in die Hände klatschte — ein Zeichen, das bei den Orientalen die Glocke für den Bedienten vertritt. Es dauerte auch keine Sekunde, so erschien der Leibdiener Mahmuds, der Neger Hassan, indem er vorsichtig einen Vorhang in die Höhe hob, seinen dicken Kopf herausstreckte und nach seinem Gebieter schaute. „Hassan," sprach dieser, und der Gerufene trat ganz hervor und kauerte sich zu den Füßen seines Herrn auf den Teppich. „Hassan," sprach Mahmud nochmals, „wir werden morgen Abend reisen."

„Deine Weisheit hat es so beschlossen, o Herr," entgegnete der Schwarze. — „Du wirst auch mit nach Mekka pilgern, Hassan," fuhr der Emir fort und strich seinen langen Bart.

„Ja Herr," seufzte Hassan, drehte aber dabei den Kopf etwas auf die Seite und wer gesehen hätte, wie er seine ohnehin tückischen Augen boshaft verdrehte und dabei die weißen Zähne auf einander biß, der hätte wohl errathen, daß der Diener ebenso wenig wie der Herr die Pilgerfahrt nach Mekka aus freiem Antrieb mitmachte. Doch der Emir war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um etwas der Art merken zu können, und hatte auch keine Ahnung davon, daß ein Sklave vielleicht eine eigene Meinung haben könne, denn er fuhr gleichmüthig fort: „du wirst auf's Beste dafür sorgen, Hassan, daß mein großes Zelt eingepackt wird. Nimmst auch keinen anderen Kaffee, als Mekka Nro. 1., und sorge ferner für einen guten Vorrath syrischen Tabak."

Nach diesen Befehlen winkte Mahmud mit der Hand und der Sklave erhob sich, um fortzugehen, wandte sich aber an der Thüre nochmals um und sagte: „deine Tochter Zemire, o Herr, wünscht vor dein Angesicht treten zu dürfen.“

Diese Bitte gewährte der Emir durch ein Nicken mit dem Kopfe, worauf der Schwarze verschwand. Wenige Zeit darauf wurde aber der Vorhang der Thüre auf's Neue aufgehoben und die Tochter Mahmud Achmets, Zemire, schlüpfte in das Gemach und schmiegte sich neben den Vater auf den weichen Divan. Die junge Türkin trug den leichten reizenden Anzug, in welchem sie außer Vater und Bruder bei Todesstrafe kein Auge eines anderen männlichen Wesens sehen darf. Dasselbe bestand in einem weißseidenen Unterkleid, unter welchem bei ihrer nachlässigen Lage auf dem Divan hellrothe Beinkleider, ebenfalls von Seide, mit Gold gestickt, hervorsahen. Ihre kleinen Pantoffeln, von schwarzem Sammet mit Perlen und Gold gestickt, hatte sie auf den Boden geschleudert, worauf sie den Versuch machte, ihre nackten kleinen Füßchen unter die Sammetpolster des Divans zu verbergen. Brust und Arme bedeckte ein Hemd von blendend weißem Mousselin, über welches sie ein schwarz sammtenes Jäckchen trug, das oben unter dem Hals mit einer Brillantagraffe zusammengehalten wurde. Obgleich die ganze Gestalt des Mädchens wohl zierlich, aber nicht gerade klein war, so sah sie doch in dieser Stellung auf dem Divan, an die große stattliche Figur des Vaters gedrückt, fein und schmächtig aus. Sie hatte mit der einen Hand tief in den Bart Mahmuds gefaßt, und ließ durch die andere den elfenbeinernen Rosenkranz gleiten, mit dem vorhin der Emir selbst gespielt. Die Züge des alten Herrn, die vorhin ziemlich mürrisch und verdrießlich waren, klärten sich beim Anblick Zemirens auf, denn sie war seine Lieblingstochter; besonders im jetzigen Augenblicke, wo das Herz des Emirs durch die Abreise ohnehin gerührt war, war er zärtlicher als sonst, und nachdem er einen Kuß auf die frischen Lippen des Mädchens ge-

drückt, fragte er so sanft als möglich, was sie denn eigentlich wolle? Zemire blickte mit ihren schwarzen Augen lächelnd in die Höhe und sagte mit leiser Stimme: „Vater, ich habe eine Bitte, eine Bitte, Vater, an den Emir el Hadsch.“ Bei diesem Titel wurde der alte Herr etwas ernster und schüttelte zur Antwort mit dem Kopf, als wolle er böse Gedanken, die plötzlich in ihm aufstiegen, dadurch vertreiben. „Ja, Vater,“ fuhr das Mädchen fort, „ich habe eine große Bitte an dich, die du mir nicht abschlagen darfst, nämlich“ — hier stockte sie und sah auf den Boden nieder, als wage sie nicht ihre Bitte auszusprechen — „nämlich —“ fuhr sie dann schüchtern fort, „ich will dich auf dem Pilgerzug nach Mekka begleiten.“ Dieser letzte Satz kam freilich nicht so fließend zwischen ihren Lippen hervor, wie wir ihn hinschreiben, sondern sie stockte fast zwischen jedem Wort, besonders als sie sah, daß Mahmud Achmet seine Augenbrauen in die Höhe zog und sie verwundert ansah. Doch kaum hatte sie ihre Bitte hervorgestottert, als sie mit den süßen Schmeicheltönen und einer ungemeinen Zungenfertigkeit ihre weisen Gründe zu dem Verlangen angab. „Ja, Vater,“ sagte sie, und legte ihren Kopf in den Schoos des Emir, so daß sie ihm von unten herauf in die Augen sah, eine Stellung, der bei ähnlichen und anderen Bitten, wo nämlich die Bittende ein paar schöne Augen hat, nicht zu widerstehen ist, „ich bitte dich herzlich, laß mich mit dir ziehen, du wärest ja sonst so allein, ganz allein, du hättest Niemand, der dir schöne Geschichten erzählen kann, und der dir in stillen Nächten, wo der Schlaf deine Augen flieht, beruhigende Lieder sänge. Denke dir, Vater, du könntest krank werden, und es wäre Niemand da, der dich pflegte, wie ich es thun würde; und dann bin ich ja stark und kräftig; du weißt, daß mir kein Pferd aus deinem Stalle zu wild ist und daß ich sogar das Schaukeln auf dem Kameel aushalten kann.“

Mahmud Achmet hörte sehr überrascht der seltsamen Bitte seiner Tochter zu, und wenn ihm auch anfänglich die Erfüllung der-

selben unmöglich schien, so war ihm doch der Gedanke, Jemand um sich zu haben, der ihn mit Liebe begleitete, nicht unangenehm. Auch hatte das schlaue Mädchen zu ihrer Bitte zwei Gründe angegeben, die, wie sie wußte, dem Vater wohl einleuchten würden, erstens nämlich kannte sie seine Leidenschaft, gern der Erzählung eines Mährchens zuzulauschen — und darin war sie Meisterin; ferner fürchtete sich der alte Herr auch gewaltig vor Krankheit und bei einer Unpäßlichkeit, die ihn kürzlich befallen, hatte ihn Zemire so sorgsam und gut gepflegt, daß er alles Ernstes glaubte, er habe es nur ihr zu verdanken, daß er dem bitteren Tod entronnen sei!

Trotz allem dem aber hatte die Sache auch so viel gegen sich, daß der Emir sich anfänglich standhaft weigerte, das Verlangen seiner Tochter zu erfüllen. Doch ließ diese mit Bitten nicht nach; auch thaten ein paar Thränen ihre gehörige Wirkung und als sie endlich noch halb leise, wie gedankenvoll vor sich hin sprach: „ach, Vater, ich könnte dich vielleicht nie wiedersehen,“ so erweichte sich das ohnehin nicht harte Herz des Emirs und er gab seiner Tochter die Erlaubniß, ihn begleiten zu dürfen.

Am anderen Morgen nach diesem denkwürdigen Tage waren die Straßen Kairos noch immer nicht in ihre alte Ruhe zurückgekehrt; sie glichen vielmehr einer eroberten Stadt, welche die Einwohner mit ihren besten Habseligkeiten verlassen. Da sah man ganze Züge Kameele, eines hinter das andere gebunden, langsam durch die Straßen ziehen und alle waren bepackt mit Säcken, Körben und Kisten. Auch wogte das Volk noch immer unruhig hin und her, denn Tausende begaben sich heute vor die Thore der Stadt in das Lager der Pilger, um dem Gewimmel und dem Tumulte dort zuzusehen, oder einen alten Bekannten wieder zu finden, oder auch um irgend ein Geschäft abzumachen. In den Bazars und vor den großen Karawansereien war ein besonderes Leben, denn am heutigen Tage schlossen sich die Kaufleute Kairos, die ebenfalls

nach Mekka wollten, mit ihren Waaren dem Zuge an. Man muß nämlich wissen, daß neben den tausend und tausend Menschen, welche die Andacht zum Grabe des Propheten treibt, auch eine große Anzahl durch die Aussicht auf Gewinn dazu vermocht wird, sich den Mühseligkeiten dieser Reise zu unterwerfen, woher denn ganze Schaaren von Kameelen, mit Erzeugnissen des Abendlandes beladen, durch die Wüste nach Mekka geführt werden, von wo sie im glücklichen Falle später mit den kostbaren Sachen, welche Arabien und Persien hervorbringt, beladen, zurückkehren und ihren Herren einen unermeßlichen Gewinn eintragen.

Ein gleiches Leben wie auf den Straßen herrschte auch in den Höfen und Häusern der reichen Muselmänner, die sich zum Abzug auf morgen früh rüsteten. Vor Allem waren im Palaste des Emir el Hadsch hunderte von Händen bereit, um Gezelte, Lebensmittel und Pferde für Mahmud Achmet und seine Tochter Zemire zuzurüsten.

Zwischen dem Getümmel hindurch, das hier verursacht wurde, hörte man das freudige Jauchzen und Lachen der kupferfarbigen Araber, die den Emir begleiten durften und die sich darauf freuten, wieder einmal in ihren heimathlichen Sand zu kommen; doch wurden noch andere Töne als die der Freude gehört, und einige Dienerinnen Zemirens, denen die Trennung von Kairo sehr schwer fiel, ließen manche Thräne auf die kostbaren Gewänder fallen, die sie für ihre Gebieterin einpacken mußten. Zu denen aber, die am allermißmuthigsten waren, gehörte auch Hassan, der Leibdiener des Emirs, der auch zugleich die Stelle eines Haushofmeisters versah. Er hatte gehofft, sein Herr würde ihn zurücklassen und ihm Gelegenheit geben, in Kairo nach seinem Gutdünken schalten zu können. Doch wissen wir, daß ihm Mahmud Achmet gestern die gnädige Erlaubniß ertheilte, ihn begleiten zu dürfen, worüber der Schwarze, da er sonst seine Wuth nicht äußern konnte, die Augen rollte und die Zähne auf einander biß. Ebenso machte er's nun

den ganzen heutigen Tag, und wenn er auch in Gegenwart seines Herrn kriechend und schmeichelnd war und mit der größten Inbrunst für die erwiesene Gnade dankte, so verwünschte er doch in seinem Herzen die Fahrt zu allen Teufeln und ließ gegen Jeden seine Wuth aus, der unter ihm stand.

Anfänglich hatte es ihn getröstet, daß er auf der Reise wenigstens den Emir ganz allein unter seinen Händen haben würde, woraus er vielerlei Vortheile zu ziehen gedachte. Doch auch diese Hoffnung wurde ihm durch Zemire vereitelt, denn er kannte wohl die Klugheit derselben und wußte, daß sie ihm bei seinen schlechten Streichen im Wege stehen würde. So war denn Hassan voll Zorn und Ingrimm bei dem Beladen der Kameele zugegen und gab auf dieses Geschäft nur darum so genau Achtung, um jeden Uebertreter mit dem langen Stock, den er in Händen trug, sogleich züchtigen zu können. Während alle Diener und Sklaven bei dieser Arbeit auf das Emsigste beschäftigt waren, stand an dem Hofthor ein junger Mann in der Tracht der Kameeltreiber, nur daß die Stoffe seines Anzugs feiner und zierlicher waren. Er trug das blaue Unterkleid, darüber einen weiß und roth gestreiften Burnus und sein Turban war, statt von grauer und schmutzig rother Farbe, wie ihn diese Leute gewöhnlich zu tragen pflegen, blendend weiß und bestand aus feinem Mousselin, der malerisch um den Kopf geschlungen war. Er hatte eine Hand in den Gürtel gesteckt, an dem aber kein Säbel hing, und ebenso wenig blickte unter dem Burnus der Griff eines Yatakans oder der Hals einer Pistole hervor. Sein Gesicht war edel geformt und wenn es nicht dunkler gefärbt gewesen wäre, als das der Türken, so hätte man ihn für einen jungen reichen Muselmann halten können, der sich ein besonderes Vergnügen daraus macht, den Kameeltreiber zu spielen, ohne an dem schwierigen Geschäft dieser Leute, die Thiere zu beladen, Theil zu nehmen. Er lehnte den Kopf nachlässig an den Thürpfosten und wer ihn so dastehen sah und aufmerksam betrach-

tete, konnte wohl bemerken, daß er seine schwarzen glänzenden Augen von Zeit zu Zeit, wie ein paar Blitze, zu den vergitterten Fenstern des Hofraumes erhob, und sie forschend betrachtete, als suche er dort etwas. Doch verrieth keine Miene seines Gesichts, ob seine Blicke das wirklich gefunden, was sie suchten, vielmehr sah er gleich darauf wieder ganz gleichgültig und theilnahmlos auf die Arbeiten im Hofe. Hassan, der mit seinem langen Stock auf der Thürschwelle thronte, hatte sich schon seit einiger Zeit darüber geärgert, daß jener junge Mann müßig da stand und nicht die Arbeit mit seinen Kameraden theilte. Auch hatte er ihm zuweilen einen Wink gegeben, näher zu kommen, den aber der Kameeltreiber nicht zu beachten schien.

Hassan, dessen Zorn und Mißmuth über den Rücken der armen Sklaven hinweg wie ein mächtiger Strom unaufhaltsam fortbrauste, sah in dem jungen Müßiggänger am Thore einen gewaltigen Stein des Anstoßes, an dem sich die Wellen seines Unmuthes brachen und schäumend in die Höhe stiegen. Doch war etwas in dem Blick und der ganzen Haltung dieses Mannes, was den Schwarzen einschüchterte und ihm den Muth benahm, sich geradezu mit bösen Worten oder noch handgreiflicher gegen ihn zu wenden, wie er sonst wohl gethan haben würde. Um aber doch einen Vorwand zu finden, mit ihm anbinden zu können, verließ der Haushofmeister die Thürschwelle und schlenderte im Hof umher, wobei er mit dem Stock, wie von ungefähr, immer auf die Erde stieß. So kam er auch an das Thor, wo der Kameeltreiber stand und stieß ihn absichtlich an. Bei dieser Berührung richtete sich der junge Mann in die Höhe und warf dem Schwarzen einen seltsamen Blick zu, den dieser mit den Worten erwiderte: „was stehst du auch so müßig hier am Thor und versperrst unbeschäftigt den Leuten den Ausgang.“ Wenn auch Hassan diesen Satz mit sehr trotzigen Worten anfing, so lag doch etwas so Zurückschreckendes in den blitzenden Augen des jungen Kameeltreibers, daß jener das Ende seiner

polternden Rede ungefähr so aussprach, als wollte er den Anfang damit entschuldigen. Da ihn aber der Andere keiner Antwort würdigte, sondern sich wieder ruhig an das Thor hinlehnte, so stieg dem Haushofmeister der Muth, besonders als er sah, daß die andern Kameeltreiber aufmerksam wurden und als er die beträchtliche Anzahl kräftiger Sklaven überdachte, die ihm auf seinen Wink gleich zu Hülfe kommen mußten. Er faßte deßhalb einen Zipfel von dem Mantel des jungen Mannes, und indem er daran zog, fuhr er ihn mit den Worten an: „He, du junger Faullenzer, rühr' deine Arme und hilf dort die Ballen aufladen!“ Bei dieser Anrede sprang der Kameeltreiber dicht vor Hassan hin, machte mit der Faust eine drohende Bewegung, als wolle er ihn zusammenschlagen; doch schien er sich eines Bessern zu besinnen und schob ihn mit dem Fuße von sich, worauf er die Worte murmelte: „Weg, elender Sklave!“ Dies war in der That zu viel für den Leib-Neger Hassan, den Haushofmeister Mahmud Achmets, des diesjährigen Emir el Hadsch. Er biß die Lippen auf einander und hob seinen Stock empor, um den Kameeltreiber damit zu schlagen. Doch dieser hatte nicht sobald eine solche Bewegung gesehen, als er mit der Hand in den Gürtel fuhr, den linken Arm abwehrend vor sich streckte, und eine Stellung annahm, wie sie wohl am geschicktesten ist, um einen mit einem kräftigen Dolchstoß gerade in die Mitte des Herzens zu treffen. Wer weiß auch, zu welchem Ende diese Scene noch geführt, wenn nicht in diesem entscheidenden Augenblicke sich oben ein Fenster geöffnet und eine laute Stimme: „Hassan! Hassan!“ gerufen hätte. Beim Ton dieser Stimme, die der Haushofmeister augenblicklich für diejenige seiner jungen Herrin Zemire erkannte, senkte er mit einer Eilfertigkeit seinen Stock, die wohl anzeigte, wie erwünscht es dem Schwarzen war, im Geschäft des Zuschlagens gestört zu werden. Aber der Fremde hatte auch nicht sobald jene Worte gehört, als er wie der Blitz seine Blicke empor warf, die

rechte Hand aus dem Gürtel zog und sie ehrerbietig an Brust und Stirn legend sich tief verneigte. Nur eine Sekunde lang flatterte der goldgestickte Schleier Zemirens am Fenster, worauf sich dieses wieder schloß. Der junge Kameeltreiber warf dem Schwarzen einen finstern bedeutsamen Blick zu, schlug den Burnus über seine Schulter und verließ stillschweigend den Palast des Emirs.

Hassan, der sich, dem Rufe seiner Herrin gehorsam, alsbald zu derselben verfügte, war nicht wenig verwundert, als ihm nur ein unbedeutender Auftrag ertheilt wurde, der durchaus keine Eile hatte, und weßhalb es gerade nicht nöthig gewesen wäre, wie er meinte, ihn von dem wichtigen Geschäft des Zuschauens im Hofe abzuberufen. Er verfügte sich auch alsbald wieder hinab, war aber über das eben Geschehene und Gehörte so in Gedanken vertieft, daß er sogar die höhnischen Blicke und das Lachen der Sklaven übersah, die aus dem Streit mit dem jungen Kameeltreiber den Schluß zogen, daß der Muth des Herrn Haushofmeisters nicht weit her sei. Im Uebrigen aber hatte auch keiner der auf dem Hofe Beschäftigten jenen Fremden gekannt, worauf Hassan, als er sich später bei jedem Einzelnen nach der Reihe erkundigt und gefunden, daß der junge Mann von keinem gekannt sei, also auch keinen Freund unter den Anwesenden haben konnte, den fürchterlichsten Schwur ablegte, diesen ungläubigen Hund bei der nächsten Veranlassung zu Staub zu zerreiben.

Mittlerweile dies in seinem Hause vorging, nahte sich der Emir el Hadsch mit leisen Schritten jener verhängnißvollen Gartenlaube, wohin ihn auch heute wieder der Kalif zur Abschiedsaudienz beschieden hatte. Der Beherrscher der Gläubigen sah gut gelaunt aus und beschäftigte sich gerade damit, das Rohr seiner Wasserpfeife um einen jungen Orangenbaum zu winden. Mahmud Achmed nahte sich mit den üblichen Verbeugungen und brachte dem gerechten und milden Herrscher seinen Dank dar für die große Gnade, die er ihm dadurch erwiesen, daß er ihn zum Emir el Hadsch er-

nannt, worauf ein seltsames Lächeln über die Züge des Kalifen schwebte, und er huldvoll erwiderte: „Mahmud Achmet, ich hoffe, daß dir die Reise wohl bekommen wird, besonders dem Blute deines wohlgenährten Körpers, sowie dem Geld in deinen schweren Säcken. Beides wird schnell in Umlauf kommen und deiner Gesundheit sehr zuträglich sein. Bete für mich am Grabe des Propheten und flehe zu Gott, er möge mir noch eine Reihe von Jahren schenken, damit ich dir noch lange ein gnädiger und gerechter Herr sein kann, wie bisher.“ Darauf klatschte der Kalif in die Hände und ein Schwarzer brachte auf einem Sammtkissen einen prächtigen Säbel, den Abdallah seinem Emir umhing, wobei er die Hoffnung aussprach, daß er ihn vorkommenden Falles zum Schutz der ihm anvertrauten Karawane tapfer schwingen werde. Mahmud beugte sich tief, indem er das kaiserliche Geschenk annahm, drückte den Saum des großherrlichen Mantels an seine Stirn und verließ die Laube. Vor dem Garten bestieg er sein Pferd, und ritt nach seinem Hause zurück, wo er sich in sein innerstes Gemach begab. Hier befand er sich nicht so bald ganz allein, und war nicht so bald sicher, daß ihn kein menschliches Auge sehen könne, als er mit den Worten: Sekter Besseweng! welches mit der größten Bescheidenheit übersetzt, so viel heißt, als: Geh zum Teufel! den Ehrensäbel in eine Ecke des Gemachs warf und ihn von da mit einem gelinden Fußtritt in eine andere Ecke beförderte, wo er liegen blieb. Aber wenn der Emir auch hierdurch seinen Unmuth, die Reise antreten zu müssen, sattsam kund gab, so war er doch nicht im Stande, das Rad der Zeit aufzuhalten, oder sogar die Tage einen Rücklauf beginnen zu lassen. Stunde um Stunde verstrich; der Abend dämmerte herauf, Mahmud Achmet mußte zu dem unangenehmen Geschäft schreiten, sein Haus zu bestellen, was ihn in höchst verdrießliche Laune versetzte; denn diese letzten Vorbereitungen zu seiner Abreise hatten eine fatale Aehnlichkeit mit denen, welche man macht, wenn sich der Tod meldet.

Der Emir übergab sein Haus und sein Vermögen seinem älteren und einzigen Bruder, welcher Kadi oder Oberrichter der Stadt Kairo war. Nach Beendigung dieser Sache verbrachte er noch einige Stunden in seiner geliebten Halle, die wir früher beschrieben, und legte sich dann noch einmal in der Stadt seiner Väter zur Ruhe. Es war eine schöne klare Nacht und der breite Nil, dessen gelbliches Wasser am Tage in den Strahlen der Sonne glänzend wie Gold zwischen seinen saftig grünen Ufern dahin floß, glich jetzt bei dem Glanz des Mondes einem silbernen Spiegel oder einem breiten Stahlband, das mit schwarzen Verzierungen eingefaßt ist; denn schwärzlich erschien jetzt die grüne Farbe der Reisfelder und das noch dunklere Grün der zahllosen Palmbäume, die an den Ufern standen und sich mit ihrer Krone über den Wasserspiegel beugten, aus reiner Eitelkeit, um ihre zierlichen Blätter zu schauen.

Es gibt wohl keinen Fluß in der Welt, der, wie der Nil, bei seiner großen Breite so ruhig und still, fast ohne Wellenschlag dahin fließt. Er ist wie gemacht zu den leidenschaftlichen Träumen der Orientalen, weßhalb sie es auch so sehr lieben, ein Landhaus oder dergleichen an seinen Ufern zu besitzen, um bequem und mit Muße dem ruhig fließenden Wasser mit Blicken und Gedanken folgen zu können. Langsam fahren auf der Mitte des Stroms die großen platten Barken ab und auf, erstere von den Fluthen selbst geführt, deren Kraft vielleicht durch wenige Ruderer nachgeholfen wird, die Andern durch Hülfe der weißen dreieckigen Segel, deren beträchtliche Größe in keinem Verhältniß zu den Barken selbst steht, sowie durch viele Ruderer, die, sich immer ablösend, in beständiger Arbeit bleiben. Doch jetzt ist es Nacht, und die Barken, die abwärts fahren, sind gänzlich dem Strom überlassen, indem Alles auf ihnen schläft, mit Ausnahme des Steuermannes, der hinten am Ruder auf den untergeschlagenen Beinen sitzt und aus der langen Pfeife dichte Rauchwolken emporwirbelt. Die großen Segel der aufwärts fahrenden Schiffe sind herabgelassen und das Fahrzeug

selbst liegt, wenn der Wind nicht sehr günstig ist, unbeweglich zwischen dem Schilf des Ufers. Die Ruderer sind an's Land gegangen, haben ihr Oberkleid über den Kopf gezogen und schlafen in langen Reihen, um sich zu der morgenden harten Arbeit wieder zu stärken. In solchen Stunden herrscht an den Ufern des Nils eine feierliche Stille, und ein scharfes Ohr könnte den Sand rauschen hören, den ein leichter Windstoß in der benachbarten Wüste aufwirbelt, wenn an den Ufern des Flusses in den verschiedenen Landhäusern und Palästen nicht die große Menge von Springbrunnen wäre, deren Plätschern wie das Picken unserer Uhren bei Nacht selbst in der Ferne hörbar ist.

So ruhig war also auch die Nacht vor der Abreise der Pilgerkarawane an den Ufern des Nils und eine Todtenstille lag über dem Palaste des Emir el Hadsch. In dem Hofe desselben, der an die Straße stieß, lagen die Kameele, die erst morgen früh mit den nöthigsten Sachen beladen wurden. Sie lagen auf ihren Knieen um ein großes Tuch voll Futter und sahen sich wiederkäuend mit den großen klaren Augen an. Die Treiber ruhten zwischen ihnen und schliefen mit dem Kopf auf den Knieen der Thüre. In den Zimmern des Hauses selbst ruhten die ermüdeten Sklaven von ihrer Arbeit und träumten von den Mühseligkeiten oder auch vielleicht von den Freuden der bevorstehenden Reise.

Selbst Hassan, der Haushofmeister, war endlich eingeschlafen, nachdem er sich eine Stunde lang auf seinem Lager umhergewälzt und überlegt hatte, wie beträchtlich er sein Vermögen hätte vermehren können, wenn er, statt die Pilgerfahrt nach Mekka mitzumachen, hätte zu Hause bleiben können, um als ein getreuer Diener den Palast seines Herrn zu verwalten. Da wurde plötzlich an der Treppe, die zur großen Halle auf den Nil führte, ein Geräusch hörbar, als streifte ein Nachen, von einem kräftigen Ruder geführt, hart an die Steine der Terrasse; und so war es auch. Eines jener leichten, zierlich geschnitzten Boote, deren sich vornehme Türken zu

bedienen pflegen, um über den Nil zu setzen, legte sich an den Palast des Emirs, und derselbe junge Mann sprang heraus, der heute Morgen im Hofe jenen Streit mit Hassan gehabt hatte. Er war wieder in die Tracht der Kameeltreiber gekleidet, nur blitzte jetzt zwischen den Falten des Burnus der Griff eines Säbels hervor. Nachdem er sorgfältig an den Fenstern hinaufgespäht und über den Fluß hingehorcht hatte, befestigte er seinen Nachen an den riesigen Blättern einer Aloe und schlüpfte behende in die Halle, in deren Hintergrund er unter dem Vorhang verschwand, hinter welchem gestern Hassan hervorgetreten, die Befehle seines Herrn zu vernehmen. Von dort ging er leise durch einen langen Gang, an welchen die Zimmer der Sklaven stießen, in den Hof, wo die Kameele um ihr Futter lagen. Dort stand er einen Augenblick unschlüssig, wohin er sich wenden solle, und spähte scharf umher. Nach einigen Augenblicken schritt er hastig quer über den Hof, wo abgesondert von den Andern ein einzelner Mann mit dem Kopf auf einem Sacke lag und fest schlief. Der junge Kameeltreiber beugte sich über ihn hin, und während er ihn leicht rüttelte, flüsterte er ihm einige Worte zu. Der Schlafende erwachte, und nachdem er einige Augenblicke überrascht in die Höhe gesehen, schien er den Andern zu erkennen und nickte mit dem Kopfe.

„Bei dem Propheten!" sprach dieser heftig, aber mit gedämpfter Stimme, „warum kamst du heut Abend nicht?"

„Ach Herr," entgegnete der Sklave, „es war mir unmöglich. Ohne Aufsehen zu erregen, konnte ich mich nicht entfernen, bis alle Arbeit gethan war, und dann schloß Hassan das Thor ab und ließ Niemand heraus und herein."

„Daß er verdammt sei!" entgegnete der Andere. „Was weißt du denn?"

„Nun," antwortete der Sklave lächelnd, „Alles, was Ihr wünscht, o Herr! Morgen früh besteigt der Emir el Hadsch sein Roß und dort in der Ecke werdet Ihr zwei starke Kameele sehen

die dazu bestimmt sind, abwechselnd einen prachtvollen Baldachin zu tragen.“ „So, so,“ sprach hastig der junge Mann, „für Zemire?“ worauf der Sklave zur Antwort mit dem Kopf nickte, dann aber plötzlich mit der Hand ein Zeichen machte, als bäte er, still zu schweigen, um nicht von den anderen Kameeltreibern im Hof gehört zu werden, — eine Vorsicht, die nicht unnöthig war, denn der junge Mann sah aus der dunkeln Ecke, in welcher er sich befand, deutlich, wie einer der Männer bei den Kameelen den Kopf erhob und um sich schaute. Als er aber nichts zu bemerken schien, legte er sich wieder hin und nachdem der junge Mann dem Andern noch einige Worte zugeflüstert, glitt er rasch durch den Hof, schlüpfte durch den dunkeln Gang in die Halle und sprang in seinen Nachen, den er alsdann mit kräftiger Hand, aber leise, dicht am Ufer den Strom hinabtrieb, und erst eine gute Strecke unterhalb des Palastes in die Mitte des Flusses hineinfuhr, um die andere Seite zu gewinnen, wo er dann eilig hinaufruderte und oben an einem der Landungsplätze seinen Nachen befestigte.

Einen merkwürdigen Unterschied boten in dieser Nacht die beiden Enden der Stadt dar, die Wasserseite mit dem ruhig dahinfließenden Strom, in tiefe Nacht und Stille gehüllt, wie wir es eben zu beschreiben versucht; die andere Seite der Stadt dagegen in der Richtung des Kalifenthors war trotz der Nacht wegen der morgenden Abreise der Pilger ungemein belebt. Dort waren alle Bazars erleuchtet und die Wasser-, Citronen- und Brodverkäufer auf den Straßen machten mit ihren Gefässen einen Lärm, als wie am Tage. Durch das Kalifenthor wogte eine Menge Volks aus und ein, Neugierige, um das Lager der Pilger zum letzten Mal zu sehen, sowie auch Geschäftsleute mit langen Reihen Kameelen, die schwer bepackt waren. Wenn man auch vor den Thoren der Stadt keinen Weg zu dem Lager der Pilger gewußt hätte, so würde man in der heutigen Nacht doch nicht fehl gegangen sein; denn der Widerschein der Tausende von Lampen und Lichtern, welche in und

vor den Zelten brannten, sowie der verworrene Schall von menschlichen Stimmen, welche Loblieder auf den Propheten brüllten, vermischt mit dem Rasseln der Trommeln, dem gellenden Tone der Pfeifen und den Tönen der zweisaitigen Violinen, gab sowohl dem Ohr wie dem Auge deutlich die Richtung an, wo das Lager der Pilger zu finden sei. Es lag in einem kleinen Thale, ungefähr eine Stunde vor der Stadt, und die niedrigen Hügel, die es umgaben, waren bedeckt mit wilden Aloen, Palmen und Sykomoren, deren Blätter, von dem Scheine der Feuer drunten geröthet, phantastisch in seltsamen Gruppen auf das wilde Treiben der Pilger sahen. Theils lagen diese in ihren Zelten und stärkten sich durch einen unruhigen Schlaf für die Beschwerden der Reise, theils aber saßen und standen sie in Gruppen zusammen, tranken Scherbeth und Raki, Dattelbranntwein, und lauschten den Vorträgen der Märchenerzähler, die heute Nacht beschäftigt waren, das Lob frommer Pilger zu singen, und den Gläubigen zu verkünden, daß, je größer die Mühseligkeiten hier auf Erden seien, je reicher sie dafür jenseits im Paradies belohnt werden würden, und daß der Pilger, der auf dem heiligen Zuge nach Mekka seinen Tod fände, sogleich ohne alle Widerrede in die nächste Umgebung des Propheten kommen würde.

Zwischen diesen Gruppen rechtgläubiger Muselmänner, welche ihre Phantasie an den Liedern der Märchenerzähler erhitzten und ihre Sinne entflammten durch den Genuß des Dattelbranntweins, und durch die wilden Töne der Musik, stürzten ganze Rotten fanatischer Derwische hindurch, die zu dem Klange von Becken und Pauken ihr ewiges Allah und Arafaat brüllten und sich wie toll geberdeten. Die Ausschweifungen, die heute von ihnen bei dem Zug verübt wurden, stiegen zu einer wahren Raserei und äußerten sich fast bei jedem anders. Dort wälzten sich ein Paar auf dem Boden herum, und ließen die versammelte Menge über sich hingehen, hier tanzten einige wild im Kreise herum, bis ihnen der Schaum

vor dem Mund stand, und weiter lagen ganze Reihen am Boden, die Formeln ihres Gebets unter wüthender Verdrehung der Glieder herschreiend.

Vor den Zelten der reicheren Muselmänner, von denen aber nur wenige die heutige Nacht hier zubrachten, waren die bunten Lampen guirlandenförmig an großen Stäben emporgewickelt und standen unter denselben Diener bereit, die unentgeldlich an das Volk Scherbeth und Raki austheilten. Wenn sich auch in dieser Nacht fast alle Muselmänner einem wilden Taumel hingeben, so muß man doch nicht glauben, daß dies auf der ganzen Reise so geschieht; denn nur heute herrscht diese allgemeine Freiheit in dem Lager der Pilger, weil das Oberhaupt derselben, der Emir el Hadsch, sein Amt noch nicht angetreten hat. So bald nun aber im Osten der erste Strahl des Morgens aufdämmerte, erschienen von der Stadt her die Unterbeamten des Emirs, reich gekleidete Mameluken, die zur Unterscheidung von den Andern in den Händen einen langen Stock trugen, der mit einem schweren metallenen Knopfe versehen war. Sie ritten einzeln durch die Zeltgassen und verkündigten den Gläubigen mit lauter Stimme, daß die Stunden der Freude und des Jubels vorbei seien und daß der erste von den Tagen anbreche, an welchem sie zur Ehre des Propheten Mühseligkeiten und Elend aller Art zu ertragen hätten. „Endigt euren Jubel, ihr Rechtgläubigen, und gedenkt bei dem Licht der aufsteigenden Sonne an die Leuchte in der Hand des Propheten, der euch gnädig den Weg durch die Wüste zeigen wird. Brecht eure Zelte ab und beladet eure Lastthiere, damit ihr gerüstet seid, bei dem ersten Wink, den euch der Prophet durch den Mund des Emirs ertheilen wird, aufbrechen zu können, um die heilige Wallfahrt zu beginnen.“

Nach dieser Aufforderung legt sich auch alsbald der Lärm der Instrumente und das jubelnde Geschrei der Tausende von Stimmen, um einem anderen Lärmen Platz zu machen; denn alle Hände rühren sich jetzt, das Lager abzubrechen und die Zelte mit dem Gepäck auf

Kameele und Esel zu laden, um bei dem ersten Wink des Emir bereit zu sein, den Zug zu beginnen. Von der Stadt her erscheinen nun die reicheren Pilger, welche die Nacht in den Mauern der Stadt zubrachten, um sich dem Zuge anzuschließen und der ganze Raum von einer Stunde Länge zwischen Lager und Stadt ist alsbald mit bunten glänzenden Haufen bedeckt. Dort ziehen Kameele in langer Reihe, von ihren schwarzen Treibern geführt und die Thiere sind theils mit Ballen, Kisten oder auch mit Zelten und Baldachinen beladen, unter welchen sich Weiber und Kinder befinden, die ebenfalls den Zug mitmachen. Hier reiten große Trupps glänzend gekleideter Türken, von unzähligen Dienern umgeben, deren prächtige Waffen in der Sonne funkeln und deren kostbare Gewänder in brennend rothen und weißen Farben, wie Blitze durch die dunkle Menge des geringeren Volks leuchten. Ohne Aufhören wälzt sich der Menschenhaufe aus dem Thore von Kairo in immer neuen Gestalten und Aufzügen; dort kommen noch ganze Haufen Derwische in langen weißen Gewändern und die graue Filzmütze auf dem Kopfe, welche theils auf Kameelen, theils auf Pferden reiten. Einige tragen lange grüne Fahnen, andere kleine Trommeln, auf welche sie unaufhörlich schlagen.

Zwischen den Haufen dieser ausziehenden Pilger lassen sich jetzt reich gekleidete Mameluken vom Gefolge des Emirs sehen, die, hoch auf dem Rücken großer Reitkameele sitzend und stolz um sich schauend, durch den schnellen Lauf ihrer Thiere bald allen andern zuvorkommen. Sie reiten in das Lager und geben dort den Befehl, daß sich die ersten Haufen der Pilger in Bewegung setzen sollen. Diese bestehen aus dem ärmeren Volke, welches theils zu Fuß geht, theils kleine erbärmliche Esel und Pferde hat, und also nur langsam vorwärts kommt, weßhalb sie der Emir el Hadsch am Morgen zuerst aufbrechen läßt, damit sie vor den Kameelen, überhaupt vor den nachfolgenden Haufen, die besser beritten sind, einen Vorsprung haben und nicht so bald überholt und zurückgelassen werden.

Dem Befehl des Emirs gemäß beginnt sich jetzt aus dem bunten Knäul des Lagers eine Linie auszuscheiden, die sich langsam jenem gelben Sand zu, den der Horizont begrenzt, fort bewegt. Sie ziehen dahin und es dauert ein paar Stunden, bis sich die große Menge, welche das Lager in sich faßte, etwas gelichtet hat. Jetzt steigt auch die Sonne empor und die Pilger begrüßen den ersten Strahl derselben mit einem lauten Jubelgeschrei. Allmälig kommt noch der Rest des Lagers in Bewegung und wickelt sich wie ein Knäul zu einer langen Schnur ab, die aus Menschen, Pferden, Kameelen und Eseln besteht und sich weit über die sandige Ebene ohne Aufhören hinzieht. Die ersten der Karawane sind schon ein paar Stunden von Kairo entfernt und noch immer ist das Ende des Zugs nicht aus den Thoren hervorgekommen. Jetzt aber wird das Gedränge hier noch bunter und prachtvoller; es erscheinen große Schaaren von gut bewaffneten Reitern auf trefflichen Pferden, die sich zu beiden Seiten des Zuges ausbreiten und, in vollem Lauf der Pferde kleinere Haufen bildend, auf der Ebene dahin jagen, um sich auf allen Punkten, längs der Karawane aufzustellen und die Pilger zu schützen. Jetzt erscheint auch vor den Thoren unter einem zahllosen Haufen gut berittener und bewaffneter Diener ein starkes Kameel unter einem schönen Baldachin, neben welchem auf anderen Kameelen verschleierte Weiber reiten, und hinter welchen Hassan, der Haushofmeister des Emirs, folgt, von farbigen und schwarzen Sklaven umgeben. Darauf erscheint auf einem prachtvollen Pferde der Emir el Hadsch selbst, unter einem Schwarm reicher junger Türken, die sein Gefolge bilden. Ihnen folgen noch große Schaaren Mameluken und andere bewaffnete Reiter, welche den Zug beschließen. Hinter denselben entströmt dem Thore noch eine ungeheure Menge Volks aller Art, die sich alsbald auf dem Felde ausbreitet, die kleinen Hügel besteigt und der abziehenden Karawane den letzten Blick nachschickt. — Da mag manche Thräne fließen, da mag mancher die Hand auf sein Herz drücken, damit es ihm vor Schmerz

nicht zerspringe, denn dorthin zieht vielleicht das Liebste, was er auf der Welt besitzt, dort unter dem gewaltigen Haufen, wo ein Einzelner nichts bedeutet, und wo, wenn der Eine nicht zurückkehrt, der Andere, der neben ihm ritt, nicht einmal weiß, ob er von der Gluth der Sonne verschmachtet dahin sank, ob ihn die Lanze eines Beduinen traf, oder ob ihn der wehende Sand langsam zudeckte und lebendig begrub.

Die Pilgerkarawane hatte den ersten Tag ihrer Reise glücklich zurückgelegt und als die Sonne hinter ferne Sandhügel niedersank, ritten Mameluken des Emirs auf Kameelen bis an die Spitze des Zugs und ließen in einem von kleinen Hügeln eingeschlossenen Thale die Spitze Halt machen. Alsbald wirrte sich das Ganze zu einem buntfarbigen dichten Knäul zusammen und jeder beschäftigte sich, wo er gerade stand, sein Zelt aufzuschlagen oder wenigstens seine Habseligkeiten abzuladen und sich auf diese Art ein Nachtquartier zu bilden. In kurzer Zeit erhoben sich auf dem gelben Sandgrunde tausende von Zelten aller Größen und Farben. Auf einem größeren Hügel, der das Ganze überragte, wurden die großen prächtigen Zelte des Emirs und seiner Tochter aufgeschlagen, die, durch bedeckte Gänge zusammenhängend, von ferne wie eine weitläufige Burg aussahen. Das Innere dieser Gezelte war äußerst prächtig; die Zeltstange in der Mitte, die das Dach eines jeden trug, war geschnitzt und vergoldet, und an ihr befanden sich starke Haken, an denen die Waffen des Herrn aufgehängt wurden. Wenn auch das Aeußere der Zeltwände aus grobem Wollenstoff bestand, so waren sie doch inwendig mit künstlich gewebten Seidenzeugen bedeckt, welche bis auf den Boden herabhingen, über den ein prächtiger persischer Teppich gebreitet lag.

Das Zelt Mahmud Achmets, als das größere, war durch einen Vorhang in zwei Theile getheilt und stand, wie schon gesagt, vermittelst eines bedeckten Ganges mit dem Zelte Zemirens in Verbindung, welches, obwohl kleiner, doch ebenso prächtig wie das

ihres Vaters war. Um diese beiden herum im Kreise lagen die Leinwandhäuser für die Diener und Sklaven, die ihres Theils wieder von den Feuern und Lagerplätzen der Mameluken umgeben waren, die im Kreise umher lagen, ihren Herrn zu beschützen.

Da es bereits dunkel wurde, und sich Mahmud Achmet von dem Ritt des ersten Tages ermüdet fühlte, so entließ er seine Tochter und seine Sklaven und zog sich in sein inneres Gezelt zurück, um da noch eine Pfeife zu rauchen und sich zur Ruhe zu begeben. Doch mochte der Lärm des Lagers draußen, der wie das Summen eines Bienenschwarms die Stille der Nacht unterbrach, Schuld daran sein, daß der Emir nicht einschlafen konnte, oder war er vielleicht nicht so müde, als er sich eingebildet hatte; genug, Mahmud Achmet wälzte sich auf seinem Divan umher und wenn er auch hundertmal die Augen zudrückte, wurde er doch immer munter und der Schlaf schien ihn zu fliehen. Nach vielen vergeblichen Versuchen zu entschlummern, wollte er schon in die Hände klatschen, um durch Hassan seine Tochter herbeirufen zu lassen, damit sie ihm eines ihrer schönen Lieder vorsänge, als er sich eines Bessern besann, indem er sich erinnerte, wie es in solchen Augenblicken der Schlaflosigkeit der berühmte höchstselige Kalif Harun al Radschid gemacht, — ein Beispiel, das ihm plötzlich in so reizenden Farben erschien, daß er beschloß, es nachzumachen. Zu dem Zweck erhob er sich von seinem Divan, legte die Pantoffeln bei Seite und fuhr mit den Füßen in ein paar unscheinliche Reitstiefel, wie sie die Mameluken zu tragen pflegen. Dann warf er über sein seidenes gesticktes Kleid einen großen Burnus von Kameelhaaren, wickelte um sein Haupt einen schlechten alten Shawl und verließ langsam sein Zelt.

Eine gute Zeit lang blieb er auf dem Hügel vor demselben stehen und schaute hinab in das Thal, wo die Pilger ihr buntes Lager aufgeschlagen hatten. Wenn sich auch da unten der Lärm schon etwas gelegt hatte, und die Nacht ihr Recht behauptete, so

war doch das Leben und Treiben immer noch laut genug. Die Pferde schüttelten sich und wieherten, die geduldigen Kameele lagen in großen Kreisen um helllodernde Feuer herum, das von ihren Treibern unterhalten wurde. Auch die Feuer, an welchen die Pilger ihr mageres Nachtmahl zubereitet hatten, waren im Erlöschen begriffen und glimmten nur noch schwach durch die dunkle Nacht. Zwischen den Hunderten von Zelten, in denen es ganz finster war, und deren Bewohner sich wahrscheinlich dem Schlaf schon in die Arme geworfen hatten, waren noch eine große Menge anderer mit Lichtern erhellt, und diese letzteren sahen bei ihren farbigen Wänden, welche der Lichtschein von innen heraus beleuchtete, wie große weiße, grüne, gelbe und rothe Laternen aus.

Nachdem sich Mahmud Achmet an diesem Anblick genugsam ergötzt, stieg er langsam den Hügel hinab, um in dem Lager wandelnd vielleicht auf irgend etwas zu stoßen, was ihm seine Langeweile vertreiben könnte. Doch schienen viele Gruppen selbst der ärmeren Pilger an dem gleichen Uebel, wie er selbst, zu leiden, indem sie sich schlaflos auf dem Sand umherwälzten und, sich von einer Seite auf die andere wendend, den Schlaf zu erhaschen suchten, der spottend über sie hinwegflog. Andere schliefen fest und ruhig und wieder Andere schienen von schweren und bösen Träumen gequält, denn sie hielten krampfhaft ihre Lanzen und Schwerter fest, bißen die Zähne aufeinander, und nicht selten stöhnten sie laut oder sprachen einzelne Worte dumpf vor sich hin.

In den Zelten, die noch erleuchtet waren, befanden sich theils strenggläubige Muselmänner, die ihre vorgeschriebene Gebete verrichteten, theils lustige Gesellschaften, welche bei Spiel und Gesang die schleppenden langsamen Stunden der Nacht hinwegzuscherzen versuchten. Der Emir ging bei allen diesen verschiedenen Gruppen still vorbei, denn er hatte noch nicht gefunden, was er eigentlich suchte, nämlich eine Gruppe lustiger Menschen, die sich gegenseitig durch Erzählung ihrer Abenteuer aufzuheitern versuchten. Er wandte

sich schon wieder nach der Gegend zurück, wo sein Zelt auf dem Hügel lag, um aufs Neue den Versuch zu machen, sich dem Schlaf in die Arme zu werfen, als er am Ende des Lagers ein Feuer erblickte, dessen helle Glut, sowie das hohe Aufschlagen der Flamme ihm anzeigte, daß es sorgfältig unterhalten würde. Er ging auf dasselbe zu und sah vier junge Pilger, die um das Feuer im Kreise saßen und lachend einem älteren Manne zusahen, der die Glut desselben durch dürres Strauchwerk nährte. Der Emir trat mit einigem Geräusch näher, um Aufmerksamkeit zu erregen, und als die Leute zu ihm aufschauten, begrüßte er sie mit dem üblichen Allah Kerim und fragte, warum sie noch in später Nacht so lustig seien. Der alte Mann sah ihn einen Augenblick forschend an, und wenn er auch den Emir el Hadsch nicht erkannte, so fand er doch, daß das Gesicht Mahmud Achmets Achtung gebietend genug aussah, um ihm eine Antwort geben zu müssen, weßhalb er ihm den Gruß des Friedens erwiderte, und ihn einlud, an dem Feuer Platz zu nehmen, was der Emir auch sogleich that.

Nachdem die Gesellschaft einen Augenblick durch die Ankunft eines Fremden eingeschüchtert schien, wandte sich der alte Mann an den Emir und sprach: „höre, alter Kamerad, du wirst dich ebenso gut wundern, uns in später Nacht noch hier beisammen zu finden, als wir, dich um diese Zeit im Feld herumschweifen zu sehen. Doch mag es dir wohl ebenso gegangen sein wie uns, daß nämlich der Schlaf von deinem Haupte fern geblieben ist.“ — „Ja,“ bemerkte einer der Anderen, „wenn man so den ganzen Tag geritten ist, so will es einem doch auf dem Sandboden nicht recht behagen.“ — „Ganz recht,“ setzte ein Dritter hinzu, „wie wollte ich schlafen, wenn ich so weiche Divan hätte, wie da oben unser Herr und Emir, Mahmud Achmet, den der Prophet beschützen möge.“

Der alte Mann hatte jetzt für den Gast eine Pfeife hervorgeholt, deren Kopf er mit Tabak anfüllte, und nachdem er eine glühende Kohle darauf gelegt, auch sie mit einigen kräftigen Zügen

angeraucht, dem Emir anbot. Mahmud nahm sie an, und wenn ihm auch das Kraut nicht besonders zu behagen schien, so rauchte er doch darauf los, als habe er in seinem Leben nichts Besseres genossen.

„Ich habe den jungen Leuten hier so eben erzählt," sagte der Alte, „wie es in manchen Sachen ganz anders war, bei der Regierung unseres höchst seligen Kalifen Mustapha, den der Prophet im Paradies auf's Beste speisen und tränken möge." — „Damit er nicht wieder zurück komme," setzte ein Anderer hinzu, sah sich aber dabei schüchtern um, ob diesen frevelhaften Ausspruch auch Niemand gehört habe. „Ihr werdet euch dessen auch noch erinnern," fuhr der Alte zum Emir gewendet fort. „Nun, der Herr an sich war ein milder und gerechter Richter, aber sein Vezier und vor Allem sein Polizeimeister, damit war es gar schlecht bestellt."

„Ihr wolltet uns ja von dem Letzteren erzählen," unterbrach ihn einer von den jungen Männern, doch der Alte schüttelte mit dem Kopf, und meinte, seine alten Geschichten würden den fremden Gast nicht sehr interessiren. Doch als der Emir dagegen versicherte, es würde ihm eine große Freude machen, wenn er der Geschichte zuhören dürfe, und als die vier jungen Leute den alten Mann mit Bitten bestürmten, zog er die untergeschlagenen Beine dichter an sich, strich seinen langen grauen Bart und begann, wie folgt, nachdem er einige mächtige Züge aus seiner langen Pfeife gethan.

Abugosch, der Polizeimeister.

„Bevor unser jetziger gerechter und weiser Kalif Abdallah den Thron seiner Väter bestieg, herrschte dessen Oheim Mustapha über Kairo. Des Regierungsantritts Mustaphass weiß ich mich noch ganz

genau zu erinnern. Es war ein böser schwüler Tag und floß damals viel Blut. Der neue Kalif hatte fünf Brüder und da er sich den Spruch des Korans: daß Unruhe ärger sei als Hinrichtung, sehr zu Herzen nahm, so flogen an demselben Tag vier von diesen Brüderköpfen in den Sand und dem fünften, der Almansor hieß und sehr beliebt war, würde es auch nicht besser ergangen sein, wenn er nicht gerade auf einem Zug gegen die Araber begriffen gewesen wäre.

Als er aber von dem Blutbad hörte, das Mustapha angerichtet, machte er mit den Araberstämmen Friede und nachdem er ein paar Mal vergeblich versucht, unsere alte Stadt Kairo zu berennen und zu überrumpeln, zog er sich in die Wüste zurück und verzichtete auf die Blutrache. Allen rechtgläubigen Muselmännern, fuhr der alte Mann mit leiserer Stimme zu erzählen fort, ja, ich sage, allen rechtgläubigen und gut denkenden Muselmännern that es im Herzen weh, daß Almansor nicht auch später noch den Versuch machte, seine Brüder zu rächen und Mustapha vom Throne zu stoßen, denn so wild und grausam dieser war, so weise, gerecht und sanftmüthig hatte sich der Andere stets gezeigt, und ihn würden alle Rechtgläubigen mit offenen Armen empfangen haben. Aber er blieb in der Wüste und wenn auch dunkle unverbürgte Gerüchte über ihn aussagten, daß er der Schech eines bedeutenden Araberstammes geworden sei, so verlautete doch nichts Gewisses mehr über ihn und gerade sein gänzliches Verschwinden mag wohl mit Schuld daran gewesen sein, daß er in den Herzen der Muselmänner noch jetzt wie ein Heiliger verehrt wird.

Dem neuen Kalifen Mustapha aber erging es genau wie dem Löwen, sobald er einmal Blut gekostet hat. Das war eine betrübte Zeit. Der gesundeste Kopf mit dem stärksten Halse stand in jenen Tagen nicht fester, als ein Mohnhaupt, und Jedermann, der etwas zu verlieren hatte, führte sein Testament bei sich im Gürtel.

Es hätte vielleicht bei dieser Regierungsweise des Beherrschers der Gläubigen schon früher ein übles Ende genommen, wenn er nicht neben seinem Blutdurst wenigstens den Schein zu wahren gewußt hätte, als verfahre er, wenn auch hart, doch zuweilen mit Unparteilichkeit und Gerechtigkeit. So die Geschichte mit dem Schech des Dorfes Kismeraia. Dort wohnte ein Bauer, mit Namen Musar, welcher ein Feld besaß, das an den Nil stieß. Mochte ihm nun der Prophet nicht hold sein, oder hatte er sich gegen das heilige Wasser des Flusses versündigt, genug, der Strom, der jedes Jahr zum Heil der Rechtgläubigen austritt, war sein Unglück, indem er ihm die eine Hälfte seines Feldes fortriß und die andere Hälfte so mit Steinen bedeckte, daß weder die Reis= noch die Baumwollenpflanze dort mehr Wurzel fassen konnte.

Musar konnte also nicht säen und also auch dem Lauf der Dinge nach nicht erndten, worauf denn das Ende vom Lied war, daß er auch seine Steuer nicht bezahlen konnte. Nun aber wißt ihr wohl, daß die Steuern ein kitzlicher Punkt sind, sowohl beim Beherrscher der Gläubigen selbst, als bei dessen Vezier, ferner beim Generalsteuereinnehmer, bei den Steuereinnehmern und bei den Schechs der Dörfer, welche die Sachen kornweise zusammen tragen müssen, und welche alsdann durch die Hände der benannten Herren gehend als ungeheure Summen in den kaiserlichen Schatz fließen. Nun lag der Schech von Kismeraia gerade in behaglicher Ruhe auf seinem Divan und war, da er sich eben über einen Sklaven geärgert hatte, nicht in der besten Laune, als Musar eintrat und ihm nach dem gewöhnlichen Friedensgruß die Versicherung gab, er könne unmöglich in diesem Jahr seine Steuern bezahlen, da der Nil sein ganzes Feld verwüstet.

Der Schech denkt einen Augenblick nach und fragt lächelnd: „also du hast gar nichts mehr, womit du dem Kalifen unserm Herrn, den Gott erhalten möge, das bezahlen kannst, was du ihm schuldest? Gar nichts?“ Eine Frage, worauf der arme Bauer nicht antwor=

tete; denn er besaß allerdings noch etwas, und das war eine Kuh, die er den Sommer über mit dem Grase ernährt hatte, was ihm seine Nachbarn geschenkt und wofür er im Taglohn das Feld anderer Leute bebaut hatte und sich davon kümmerlich ernährt. Der Schech, welcher sich an der Verlegenheit des Bauers weidete, fuhr darauf fort: „lieber Musar, ich weiß, daß du eine sehr gute Kuh besitzest, die wir schlachten wollen, das Fleisch verkaufen, womit du deine Steuern auf's Beste bezahlen kannst.“

Umsonst versuchte der Bauer Einwendungen zu machen und legte sich auf's Bitten, es half ihn nichts. Der Schech stellte ihm einen Termin von einem Tag, in welcher Zeit er das Geld bezahlen oder die Kuh hergeben sollte. Der Bauer lief in seiner Verzweiflung so lange umher, bis er einen Plan erfaßt, welchen er, wenn er ihm auch anfangs schwierig schien, doch ausführen wollte. Er eilte zum Schech und bat ihn dringend um einen Aufschub von noch zwei Tagen, in welcher Frist er nach Kairo eilen wollte, um dort bei einem Verwandten die nöthige Summe zu den Steuern zu leihen.

Nachdem der Schech die nöthige Vorsicht gebraucht, die Kuh in seinen eigenen Stall bringen zu lassen, damit sie während der Zeit nicht abhanden komme, machte sich Musar auf den Weg nach der Hauptstadt. Doch hatte er dort so wenig einen Verwandten, den er anzapfen konnte, als wie ich einen Bruder in dem hohen Rathe des Kalifen; aber in seiner Verzweiflung hatte er den gefährlichen Entschluß gefaßt, sich Mustapha zu Füßen zu werfen und um Nachlaß der diesjährigen Steuern zu bitten.

Als er nun in die Stadt kam und sich an das Thor des kaiserlichen Palastes stellte, und dort die Menge von Sklaven, Leibpagen, Wachen und Mameluken sah, entfiel ihm fast der Muth; doch dachte er an seine arme Kuh zu Haus und hörte schon im Geiste ihr klägliches Brüllen, als ob man ihr den Hals abschneiden wollte, wodurch er sich wieder ermuthigt fühlte. Jetzt kam der Kalif aus dem Palast, um sich in die Moschee zu begeben, als der

Bauer hinzutrat, sich auf die Knie warf und den Kopf auf das Steinpflaster drückte. Glücklicher Weise war der Beherrscher der Gläubigen in diesem Augenblicke ziemlich gut gelaunt und schickte einen Pagen an den Bauern, dem dieser sein Gesuch mittheilte. Wenn die Großen des Reichs, die Veziere und Obersten der Mameluken, die um den Kalifen standen, auch im ersten Augenblick eine Miene machten, welche die Bitten des Bauern verwarf, so sahen sie doch nicht sobald, daß der Kaiser über das Gesuch ein wenig lächelte, als auch sie den Bauern freundlicher ansahen und seine Bitte ganz in der Ordnung fanden.

Stehenden Fußes ließ Mustapha dem Bauern eine Schrift ausfertigen, welche besagte, daß ihm die Steuern für dieses Jahr erlassen seien, machte dann ein paar Hahnenfüße darunter, welche seine Unterschrift vorstellten und entließ den Bauern in vollen Gnaden. Dieser nahm alsobald den Weg zwischen die Beine und lief so tapfer darauf los, daß er noch am selben Abend sein Dorf erreichte, wo er sich sogleich nach der Wohnung des Schechs begab und zuerst seiner Kuh einen Besuch machte, die ihn mit lautem Brüllen empfing. Dann trat er in das Gemach des Ortsvorstehers, der sich mit dem Nazir oder Steuereinnehmer eben bei einer Flasche Raki gütlich that. Wahrscheinlich hatten sie dieser Flasche schon tapfer zugesprochen, denn die Augen dieser beiden Herren glühten in seltsamer Begeisterung und der Nazir empfing den Bauern mit den freundlichen Worten: „Bessewenk, was willst du?"

Musar beugte sich tief bis auf den Boden und hielt den Ferman des Kalifen, wie es sich schickt, über seinem Haupt empor. Mochte nun der Schech oder der Nazir diese Stellung des Bauern für unanständig in ihrer Gegenwart halten oder glaubten sie vielleicht, der Bauer wolle ihnen ein Privatvergnügen machen und halte ihnen das weiße Blatt zu einer Zielscheibe vor die Augen, genug, der Nazir zog eine seiner Pistolen aus dem Gürtel, und schoß so geschickt durch das Pergament, daß die Kugel die Unter-

schrift Mustaphas gerade mitten von einander riß. Der Schech, der ohne Waffen war, warf in seiner ungemeinen Lustigkeit dem Bauern seine beiden Pantoffeln an den Kopf, sowie die fast leere Rakiflasche auf die Schrift, welche dadurch vollkommen unleserlich wurde, und ließ darauf den armen Musar durch seine Sklaven auf die Straße werfen. Am andern Morgen, als der Rausch des Dattelbranntweins in den Köpfen der beiden Machthaber ein wenig verrauscht war, erinnerten sie sich noch halb dunkel des Vorfalls von gestern Abend und der Schech ließ den Bauern kommen, um ihn zu fragen, was er mit dem Papier eigentlich gewollt, worauf Musar erzählte, daß er nach Kairo gegangen sei, sich dort an den Kalifen gewandt, und dieser ihm einen schriftlichen Erlaß der diesjährigen Steuer gegeben habe. Diese Erzählung kam den beiden Herren so unglaublich vor, daß der Schech den Bauern als einen Lügner anfuhr und ihm befahl, die Kuh augenblicklich herbeizuführen, damit sie geschlachtet und verkauft würde. Umsonst brachte Musar den Ferman des Kalifen herbei, und schwor unter Thränen, daß er es schriftlich habe, es solle seiner Kuh nichts geschehen. Umsonst, sage ich, denn das Pergament war so zugerichtet, daß man kein Wort mehr lesen konnte. Der Nazir, der das Blatt genau betrachtete, und an der Form und dem Stoff des Pergaments vielleicht eine Aehnlichkeit entdecken mochte mit dem gewöhnlichen Briefformate des Kalifen, machte einen schwachen Versuch, den Schech umzustimmen, wiewohl vergeblich. Kurz der Mezger des Dorfs mußte erscheinen und darauf zwanzig der wohlhabendsten Einwohner. Die Kuh wurde geschlachtet, in zwanzig Stücke zertheilt und jeder der erwähnten Einwohner gezwungen, eins davon zu einem bestimmten Preis zu kaufen, was denn auch gerade die Summe ausmachte, die Musar als Steuer zu zahlen hatte.

Dieser dachte einige Augenblicke über das Unrecht nach, das ihm geschehen, und hielt es fürs Beste, noch einmal nach Kairo zu traben, um dem Kalifen zu sagen, wie sehr man seinen Befehl miß-

achtet. Da es schon spät am Tage war, so lief er die ganze Nacht durch und erreichte am anderen Morgen zu guter Zeit die Hauptstadt, wo er sich alsbald an einen der prächtig gekleideten Thürsteher wendete, und ihn bat, vor den Kalifen gelassen zu werden. Dieser betrachtete ihn erstaunt von oben bis unten und fragte ihn darauf, in welchem Tollhause der Stadt er denn gesessen hätte, worauf ihm Musar seine ganze Geschichte erzählte.

„Lieber Freund," entgegnete darauf der Thürsteher, „wenn dir dein Kopf nur etwas lieb ist, so denke gar nicht mehr daran, heute den Kalifen zu sehen. Er soll in der schrecklichsten Laune von der Welt sein. Der Großvezier selbst, der Prophet möge ihn trösten, ist mit genauer Noth heute Morgen einem Säbelhieb ausgewichen. Dort kommt er soeben zurück. Tritt etwas bei Seite."

Wirklich kam dieser Herr soeben zum Thor des Palastes heraus und sein Gesicht sah so zerstört aus, daß man das wohl glauben konnte, was der Thürsteher eben erzählt. Doch wurde der Vezier nicht sobald des Bauern ansichtig, als er sich seiner zu erinnern schien und nach seinem Begehr fragte. Der Thürsteher beugte sein Haupt bis zur Erde und sagte, was er wußte, worauf der Vezier einen Augenblick nachdachte und bei sich zu überlegen schien: der Bauer sei ja doch nur ein Bauer, also gar nichts, weßhalb man ihn getrost in die Hände des Kalifen bringen könne, der ihm in der bösen Laune unfehlbar sogleich den Kopf abschlagen würde und dann vielleicht für heute beruhigt sei.

Nach dieser Ueberlegung also bestieg der Großvezier sein Pferd, und sagte, indem er eiligst davon ritt: „führt ihn hinein auf meine Verantwortung." Der Thürsteher, stumm vor Erstaunen und Entsetzen, übergab den Bauern im Innern des Palastes einem Leibmameluken mit demselben Gefühl, als wenn man ein Schaf in die Metzgerei hineintreibt. Der Mameluk, der an dergleichen schon gewöhnt war, und der auch den Tod des Bauern unfehlbar vor Augen sah, griff mit der rechten Hand an seinem Hals herum und

versicherte: der Kalif habe einen außerordentlichen Damascener und es thue im Grunde gar nicht wehe.

So wanderte Musar durch mehrere Hände über verschiedene Treppen und Corridors und wurde endlich in ein prachtvolles Gemach geführt, wo man ihn warten hieß. Wenige Augenblicke darauf schob man ihn in ein anderes Zimmer, dessen unerhörte Pracht den armen Bauern für einige Sekunden nöthigte, die Augen zu schließen. Als er sie wieder öffnete, wer beschreibt seinen Schrecken, als er sah, daß ihm gegenüber in einer Ecke des Divans der Kalif lag und ihn mit einem seltsamen, aber nichts weniger als freundschaftlichen Blicke ansah. Der Beherrscher der Gläubigen sah etwas bleich aus, hatte um seine rechte Hand das Ende seines kohlschwarzen Bartes gewickelt und die Linke spielte mit dem Griff eines Säbels, der neben ihm lag.

Musar stürzte augenblicklich auf seine Knie nieder und drückte sein Gesicht theils aus Ehrerbietung, theils aus Furcht so tief in den persischen Teppich, daß er nichts mehr sah.

„Was willst du?" fuhr ihn der Kalif an, doch mußte er die Antwort auf die Frage länger erwarten, als er gewohnt war; denn es dauerte eine gute Zeit, bis sich der Bauer soweit gesammelt hatte, um ihm den gehörigen Zusammenhang zu erzählen, wie der Nazir und der Schech mit dem Ferman des Kalifen verfahren.

Von der Wuth, mit der der Kalif nach Anhörung dieser Geschichte aufsprang und nach hundert Sklaven auf einmal schrie, will ich gar nicht erzählen. Der ganze Palast kam in Bewegung und die Verschnittenen und Mameluken, die von allen Seiten herbeistürzten, erstarrten eben sowohl über die Wuth, in der sie ihren Herrn sahen, als darüber, daß der Bauer noch seinen Kopf auf dem Rumpfe hatte. Mustapha schrie nach dem Großvezier, nach dem Polizeimeister, nach Pferden und Waffen, und es dauerte wenig Augenblicke, so stand eine Menge prächtig geschirrter Pferde bereit, und der Großvezier stürzte herbei, dem auf seine Frage,

was denn eigentlich los sei, geantwortet wurde, der Beherrscher der Gläubigen wolle einen Lustritt machen.

Während sich dies im großherrlichen Palaste zu Kairo begab, saßen zu Kismeraia der Nazir und der Schech in des letzteren Wohnung beisammen und sprachen fleißig einer Schüssel Reis zu, die mit Zwiebeln und Hammelfett gewürzt war, und aus welcher die Köpfe einiger feister Hühner schüchtern in die Höhe sahen. Sie hatten eben ihr Mahl zur Hälfte vollendet, als ein Sklave in das Gemach stürzte und athemlos meldete, daß sich in einiger Entfernung vor dem Dorf auf der Straße nach Kairo zu ein Haufe glänzender Reiter hervorbewege. Die beiden Herren sahen sich überrascht an, ohne an etwas Uebles zu denken und schlüpften in ihre Pantoffeln, um sich die Schaar in der Nähe zu besehen. Doch wer beschreibt ihr Erstaunen und ihren Schrecken, als sie vor die Hausthür traten und dort zu beiden Seiten ein Paar Mameluken aufgestellt sahen, welche sie durch eine Bewegung mit dem Säbel wieder in's Haus zurückschreckten. Der Nazir, als der Erfahrenste, fiel hier todtenbleich auf den Divan nieder, denn ihm ahnte nichts Gutes, und seine Vermuthung wurde nur zu bald gerechtfertigt; denn nach wenig Augenblicken stürzten einige der Mameluken in's Zimmer, ergriffen die Beiden und führten sie vor das Thor auf einen freien Platz. Hier lag unter einer großen Sykomore der Kalif Mustapha, auf einem rothsammtenen Kissen und zu seiner Seite stand der Großvezier, sowie der Polizeimeister. Eine große Anzahl Mameluken und Sklaven umgab den Herrn in einem weiten Halbkreise. Die beiden armen Sünder hatten nicht so bald das zornige Antlitz ihres Herrn geschaut, als sie mit dem Gesicht auf den Boden stürzten, und in stummer Angst daliegend erwarteten, was über sie ergehen würde. Jetzt trat der Großvezier vor und befahl die Beiden aufzurichten, was denn auch augenblicklich geschah.

Wenn auch sowohl der Schech, als der Nazir in Betreff ihrer ganzen Amtsführung kein gutes Gewissen hatten, so überredete sie

die Hoffnung, die in jedem Menschenherzen lebt, es könne ja auch sein, daß ihnen der Kalif, der zufällig hierhergekommen sei, eine Gnade ertheilen wolle, und von diesem üppigen Gedanken abwärts schweifend, dachten Beide endlich auch an Musar, dessen Kuh sie geschlachtet und daß es am Ende doch wahr sein könne, daß er sie beim Kalifen verklagt, und daß dieser ihnen nun vielleicht ein Hundert auf die Fußsohlen zählen ließ. Die Unglücklichen! An die Wahrheit dachten sie nicht, daß nämlich das Pergament des Bauern ein wirklicher Ferman Mustapha's gewesen sei.

Jetzt faßte der Kalif in in seinen schwarzen Bart und fragte mit scheinbarer Gleichgültigkeit: „du also bist der Nazir und du der Schech dieses Dorfes? Beim Propheten! Ihr Beide gefallt mir!" Wenn auch der Kalif diese Worte mit lächelndem Munde sagte, so sprach doch ein unheimlicher Glanz in seinen Augen dieser Freundlichkeit Hohn. „Kennst du diesen Mann?" fuhr er fort, und zeigte auf Musar, der hinter dem Großvezier stand, „und ist es derselbe, der dich vor einigen Tagen bat, seine einzige Kuh nicht zu tödten, indem er nach Kairo gehen wolle, um dort das Geld zu den schuldigen Steuern zusammen zu bringen?" Der Schech beugte sich bis auf den Boden und bejahte diese Fragen des Herrn. Darauf sprach der Kalif ruhig weiter: „kehrte der Bauer zu dir zurück, Gott und dem Propheten dankend, daß er in der Kalifenstadt einen mächtigen Freund gefunden hatte, der ihm in seiner Bedrängniß geholfen? Ich sage: er kehrte zu dir zurück und hielt über seinem Haupte vor Freude jauchzend einen Ferman empor, einen Ferman, von mir, dem Kalifen unterzeichnet, dem du natürlich die schuldige Ehrfurcht bezeugtest und genau so thatest, wie auf dem Pergament vorgezeichnet stand."

Bei diesen Worten, die gerade dasselbe ausdrückten, als wenn der Kalif befohlen hätte, ihn, den Schech an den nächsten Baum aufzuknüpfen, denn es wurde ihm jetzt klar, was er gestern began-

gen, sank der Unglückliche mit dem Gesicht auf die Erde, wo er, nach Gnade schreiend, unbeweglich liegen blieb.

Nun wandte sich der Kalif an den Nazir und befahl ihm, genau den Hergang der Sache zu erzählen, von dem Augenblicke an, wo der Bauer mit dem Ferman von Kairo zurückgekehrt wäre. Doch der Steuereinnehmer war ebenso entsetzt, wie der Schech, nur daß der Schrecken anders auf ihn wirkte und er wie eine Bildsäule regungslos blieb, mit erdfahlem Gesicht und offenen starren Augen, so daß er schon jetzt einem Todten glich.

Nachdem der Kalif einige Sekunden vergeblich auf eine Antwort gewartet, rief er anscheinend in der größten Ruhe den Bauern vor sich und befahl ihm, den Verlauf der Sache zu erzählen, was denn auch Musar mit allen Nebenumständen that.

„So so," sagte Mustapha, und seine Augen sprühten Blitze, „so befolgt ihr meine Befehle? Eine schöne Art des Gehorsams. Musar, tritt hier an meine Seite. Ich habe dem Gang deiner Erzählung nicht genau folgen können. So, hieher! Denk dir also, ich sei dieser würdige Nazir. So lag er doch auf seinem Divan, wie du vor ihn tratst, und dort, wo er jetzt in diesem Augenblicke selbst steht, standest du damals gebückt und hieltest meinen Ferman empor?"

„Ja, Herr," sagte der Bauer.

Mustapha fuhr mit der Hand an den Gürtel und zog langsam und bedächtig eine seiner reich mit Steinen besetzten Pistolen heraus, wobei er mit einer schrecklichen Kälte fortfuhr zu sprechen: „und dann zog der Nazir seine Pistole heraus und richtete sie gegen meinen Ferman, nicht wahr?"

„Ja Herr," sagte der Bauer zitternd, denn es wurde ihm unheimlich, als er sah, daß der Kalif den Lauf seiner Pistole gerade auf das Herz des Nazirs richtete.

„Und er zielte auf meinen Ferman," fuhr der Kalif hohnlachend fort; „nicht wahr?"

„Ja Herr,“ entgegnete Musar kaum hörbar, denn er sah, wie jetzt die erkünstelte Ruhe aus dem Gesicht des Kalifen wich und sich in furchtbare Wildheit verzerrte.

„Und er traf?“ schrie Mustapha, und im gleichen Augenblick krachte der Schuß aus seiner Pistole, worauf der Nazir in's Herz getroffen zusammenstürzte. Mit diesem Schusse schien sich aber auch die Wuth des Kalifen wieder gelegt zu haben; denn er steckte seine Pistole ruhig in den Gürtel und befahl, den Schech näher zu schleppen, was denn auch sogleich geschah. Dann wandte er sich zu Musar und fuhr in seinem Verhöre fort: „und darauf ließ der Schech den Metzger kommen und deine Kuh schlachten? Man hole den Metzger!“

Augenblicklich wurde dieser herangebracht und flehte zitternd um sein Leben, indem er versicherte: er habe den Befehl des Schechs erfüllen müssen, weil er sonst wahrscheinlich halb zu Tode geprügelt worden wäre; ein Grund, den der Kalif für triftig genug fand, denn er versicherte den Fleischer, es soll ihm kein Leid geschehen: „nur will ich hoffen,“ fuhr der Kalif fort, „daß du meinen Befehl, den ich dir jetzt gebe, ebenso unbedingt und schnell vollführst. Wohlan, schlachte den Schech!“

Der Metzger machte anfänglich eine sonderbare Miene und stürzte auf seine Knie nieder, doch Mustapha war unerbittlich, und wenn jener nicht drei Fuß hoch vom Boden mit seinen Ohren an den Baum genagelt sein wollte, so mußte er den Befehl des Kalifen pünktlich erfüllen. Er begann also sein Werk mit den üblichen Gebetsformeln, sagte Bismallah und schnitt dem Schech den Kopf herunter.

Darauf mußte er den Körper in zwanzig Theile theilen, wie gestern die Kuh und jeder der zwanzig Einwohner, die gestern das Fleisch derselben gekauft, mußten heute für ein Stück des Schechs das Dreifache bezahlen, welche Summe dann der Bauer zur Entschä-

digung für seine Kuh bekam. Nach diesem Akt der Gerechtigkeit begab sich der Kalif sehr beruhigt nach Kairo zurück."

So erzählte der Alte am Feuer und sowohl der Emir el Hadsch als wie die vier Kameeltreiber hatten der Erzählung von dieser überaus blutigen und grausamen Gerechtigkeit des Kalifen aufmerksam zugehört. Doch als der Alte geendigt, sagte einer der vier: „mit Verlaub, Herr Akrabut, Eure Erzählung war sehr hübsch und hat uns ergötzt, aber Ihr seid gewaltig von dem abgeschweift, was Ihr uns eigentlich mittheilen wolltet." „Ja," meinte ein Anderer, „Ihr versprachet uns eine Erzählung von Abugosch, dem Polizeimeister, woraus wir ersehen sollten, wie der Prophet ihn am Ende für seine Grausamkeit bestrafte." — „Nun, wir hoffen," sagte ein Dritter, „du hast noch Zeit, uns von Abugosch zu erzählen. Die Nacht währt noch lange und so frisch und angenehm es hier draußen ist, so schwül und unbehaglich ist es in den Zelten. Auch dort der alte Effendum" — was so viel als der alte Herr bedeutet — mit diesen Worten wandte er sich an Mahmud Achmet, „wird nichts dagegen haben, wenn du die versprochene Erzählung lieferst."

Der Emir versicherte, daß ihm nichts angenehmer wäre, als so interessante Sachen zu hören, worauf der Alte sich eine neue Pfeife stopfte und folgendermaßen begann:

„Ja, meine Herren, von allen Dienern, die der Kalif Mustapha hatte, und die nach seinem erlauchten Beispiel gegen das arme Volk mit äußerster Grausamkeit verfuhren, war einer der schlimmsten und gehaßtesten Abugosch, der Polizeimeister. Es ist wohl wahr, daß sein Amt viel dazu beitrug, gegen Jedermann mit Strenge verfahren zu müssen, denn er hatte hauptsächlich darauf zu sehen, daß sowohl der Bauer in den Dörfern um Kairo die richtige Abgabe von seinen Dattelbäumen bezahlte, als der ärmste Weber in dem entferntesten Gäßchen der Stadt von dem Stoff, den er auf seinem Webstuhl anfertigte. Nebenbei war es seine Pflicht, darauf zu

halten, daß sowohl Bäcker und Metzger als andere Verkäufer in den Bazars und auf den Straßen richtiges Maaß und Gewicht hielten und sich von den Gläubigen nicht zu viel bezahlen ließen. Wenn nun aber auch der Polizeimeister diese seine Pflichten auf's Beste erfüllte, und gewiß täglich eine Menge Spitzbuben antraf, die er hätte bestrafen können, so brauchte er doch nicht mit so unerhörter Grausamkeit gegen diese Leute zu verfahren.

So geht er eines Tages durch die Bazars und findet, daß ein Bäcker sein Brod zu klein und zu leicht macht. Was thut Abugosch? Er läßt das Blech, worauf das Brod gebacken wird, bis zum Glühen erhitzen und dann den Bäcker für eine Zeit lang darauf festbinden. Ein andermal kommt er bei einem Getreidehause vorbei und sieht da zwei Bauern, welche beide Getreide gebracht haben, als Abgabe ihrer Dörfer. Der Eine hat aber nur zehn Säcke gebracht und der Andere vierzig. Abugosch, der gerade schlechter Laune war, fährt den ersten zornig an, indem er vermuthet, dahinter müsse ein Betrug stecken und fragt, warum er gegen den Andern so wenig Säcke gebracht habe?

„Herr," erwidert dieser, „mein Dorf ist näher bei der Stadt gelegen, als das des andern Mannes, weßhalb ich jede Woche viermal nur zehn Säcke bringe, während jener auf einmal vierzig bringt."

„Hoho," denkt der Polizeimeister, „hier soll ich angeführt werden," und geräth darüber in eine unbeschreibliche Wuth. Umsonst betheuert der arme Bauer, er sei gewiß und wahrhaftig ganz unschuldig und der Prophet möge ihn bestrafen, wenn er nur den Gedanken hege, seinen Herrn zu betrügen.

Es hilft nichts. Abugosch befiehlt einem der Henkersknechte, die ihn beständig begleiten, den Bauern aufzuhängen, was denn auch an einem Ast des nächsten Baumes geschieht.

Am andern Morgen geht der Polizeimeister wieder an demselben Getreidehause vorbei und sieht da wieder einen Bauern, der

an achtzig Säcke Getreide abladet. Dies gefällt dem Polizeimeister und er erkundigt sich bei einem seiner Begleitung, wer und woher der Bauer sei?

„Herr," antwortete ihm einer der Henkersknechte, „es ist derselbe, den du gestern aufhängen ließest."

„Was," spricht der erstaunte Polizeimeister, „ist denn der jüngste Tag erschienen, daß die Todten auferstehen?"

„Verzeihung, o Herr," erwiderte der Nachrichter, „du hast mir befohlen, ihn zu hängen, aber nicht zu tödten. Und da habe ich ihn denn so gehängt, daß seine Füße den Boden berührten."

Glücklicher Weise gefällt dieser Scherz dem Polizeimeister, er streicht sich seinen Bart und sagt: „nu, nu, ich will mir für ein andermal diese Auslegung meiner Befehle merken und mich deutlicher ausdrücken, wenn wieder jemand gehängt werden soll. Höre, höre," wandte er sich darauf zu dem Bauern, „nimm dich in Zukunft vor Abugosch in Acht!"

Diese Erzählung ergötzte sichtlich den Emir el Hadsch und die vier jungen Türken, welche um das Feuer herumlagen und Alle lobten den Nachrichter, daß er dem armen unschuldigen Bauern das Leben gerettet. Mahmud Achmet zog so gut wie damals Abugosch eine Lehre zwischen Hängen und Tödten und nahm sich vor, wenn er auch in denselben Fall käme, sich deutlicher auszudrücken.

„Ja, ja, so trieb es der Polizeimeister, sowohl in der Stadt, wie auf dem platten Lande und da er in seinem Diensteifer sich Tag und Nacht keine Ruhe gönnte, so war man nie und nirgends sicher vor ihm. Er trat oft so unvermuthet in die Bazars und Kaffeehäuser, daß man glaubte, er sei aus der Erde hervorgewachsen und die Leute hatten deßwegen eine so abergläubische Furcht vor ihm, daß sie ihren gewöhnlichen Spruch: „wie Gott will," auf ihn abänderten und zu sagen pflegten: „wie Gott und Abugosch will. "Wenn die Sonne hinter dem Mokkadam hinab sank, zog er schlechte Kleider an, um sich unkenntlich zu machen, ja, er

trieb dies oft so weit, daß er als Kameeltreiber ein altes Kameel nach sich zog oder als Wasserverkäufer mit den kupfernen Schaalen so lustig klapperte, wie alle seine Collegen im wirklichen Dienste. Mein Vater, der Prophet möge ihn im Paradiese belohnen, ist ihm im Zwielicht einmal begegnet, wo er Melonen feil bot, und mein Vater, der an nichts Böses dachte, kaufte ihm eine dieser Früchte ab. Denkt euch aber seinen Schrecken, als er auf einmal unter dem schmutzigen Turban das Gesicht des Polizeimeisters erkannte. Ihr könnt euch denken, daß er hastig bezahlte und so rasch davon lief, als ihn nur seine Füße tragen mochten, denn mein Vater befürchtete, Abugosch möge ihn zurückhalten und auf eine seiner nächtlichen Streifereien mitnehmen, wie er es wohl zu thun pflegte.

Nun aber hatte sich der Polizeimeister das Umherstreifen in den Straßen, wann es ihm gut däuchte, so angewöhnt, daß er selbst in den zehn heiligen Nächten des Moharrems — was so viel heißt, als des ersten Monats im Jahr — kaum zu Hause bleiben konnte. Ihr wißt wohl selbst, daß zu dieser Zeit jeder rechtgläubige und fromme Muselmann sorgfältig die Thür seines Hauses verschließt, sobald der Tag hinabgesunken ist, denn in diesen zehn Nächten dürfen die Genien, die Dschinns und Kobolde ihr Wesen frei auf der Erde treiben. Da kommen sie in großen Schaaren aus den alten Pyramiden hervor, sehen sich auf den Spitzen derselben um und fliehen alsdann der Stadt zu, die ihnen am besten gefällt. Da sieht man die Genien auf ungeheuren Lotusblättern unter einem seltsamen Gesang den Nil hinabschwimmen, gewöhnlich bis nach Kairo, wo sie an einem einsamen Landungsplatz, der deßhalb das Werft der Geister heißt, und wo sich um diese Zeit des Jahres kein anderer Nachen aufhält, landen. Die Kobolde steigen aus den Brunnen empor, tummeln sich auf den öffentlichen Plätzen und Straßen umher und necken oder helfen den

Rechtgläubigen, je nachdem sie gelaunt sind, oder nachdem man sich gegen sie beträgt.

Ihr Alle, mit Ausnahme unseres Gastes da, seid noch zu jung, um von dergleichen Sachen viel erlebt zu haben. Auch seid ihr überhaupt faul und träge, und legt euch den Abend in die Ecke eures Divans, ohne euch um das zu bekümmern, was draußen vorgeht, weßhalb ihr nichts gesehen habt und also auch nichts glauben wollt. Ja, ja, ich sage euch, in den Nächten geben sonderbare Dinge vor. Alles ist still auf den Straßen, die Bazars sind geschlossen und die Lastthiere liegen in den Höfen und verzehren ihr ärmliches Futter; denn wie schon gesagt, man weiß, daß es heute nicht gut ist, sich draußen aufzuhalten. Da hört ihr plötzlich das Klingeln von Schellen, wie sie die Lastthiere am Halse zu tragen pflegen, auf der Gasse, und euch schlägt das Herz ängstlich, denn ihr wißt, daß es die Dschinns sind, welche durch die Straßen ziehen. Trotz der Furcht, die Einen alsdann befällt, gibt es doch muthige und neugierige Leute, die ihre Hausthüren ein wenig öffnen, um zu sehen, was denn da draußen einherzieht. Da ist es denn gewöhnlich ein Maulthier, was mit Schellengeklingel des Weges daher kommt. Auf seinem Rücken liegt ein Packsattel, dessen beide Taschen mit etwas angefüllt sind.

Wer von Natur furchtsam ist, fährt bei diesem Anblick zurück und wendet sich mit einem Gebet an den Propheten; doch habe ich auch Leute gekannt, die nicht zurückgegangen sind, sondern die vielmehr auf die Straße hinaus und dem Maulthier in den Weg traten. Doch ist ihnen das gewöhnlich schlecht bekommen, denn wenn sie in die Satteltasche hineinsahen, so fanden sie in derselben die Köpfe von todten Menschen, die sie mit ihren verzerrten Gesichtern gar gräßlich ansahen. Wer aber in diesem Augenblick seine Fassung behielt und einen dieser Köpfe aus der Tasche herausnahm, der fand unter demselben einen Haufen Gold und Silber, womit er getrost seine Taschen anfüllen durfte.

Auch hört man in diesen Nächten, während man ruhig auf dem Divan liegt, das Klappern von kupfernen Schaalen, wie es die Wasserträger zu machen pflegen, und vernimmt plötzlich ein leises Klopfen an die Zimmerthür, worauf eine Stimme draußen fragt: wohin man das Wasser schütten solle? Hat man nun in diesen Tagen die Vorschriften des Korans genau erfüllt, und viel Almosen an die Armen ausgetheilt, so darf man getrost sagen: „in den großen Krug," worauf man dies Gefäß am andern Morgen voll Gold- und Silbermünzen findet. Hat man aber nicht gelebt, wie es einem Rechtgläubigen zukommt, so findet man am andern Morgen das Gefäß mit Sachen angefüllt, die nicht aus dem Bazar der Gewürz- und Essenzenkrämer herstammen.

Abugosch, von dem ich also erzählen wollte, hatte nun um jene Zeit herum die Nachricht erhalten, daß eine Rotte Räuber, die auch den Versuch gemacht hatte, den großherrlichen Schatz zu plündern, sich verborgen in der Kalifenstadt aufhalte und war so sehr von der Begierde übermannt, diese Bösewichter zu entdecken, daß ihm nicht einfiel, wenigstens in den heiligen Nächten zu Hause zu bleiben, vielmehr faßte er die verwegene Absicht, als Wasserträger durch die Stadt zu wandeln, damit die Leute glauben sollten, auch er sei einer von den Dschinns, unter welcher Maske er getrost in die verdächtigsten Häuser eintreten zu können glaubte. Es war in der dritten Nacht, als sich Abugosch gehörig vermummt aus seinem Palaste stahl und seine Wanderung durch die Straßen begann. Er klapperte herzhaft mit seinen kupfernen Schaalen und trat auch hie und da in ein Haus und bot sein Wasser an. Aber von Allen denen, die er befragte, wohin er das Wasser schütten solle? bekam er keine Antwort, wahrscheinlich weil die Leute furchtsam waren oder weil sie vielleicht die Vorschriften des Korans nicht genau befolgt hatten. So geht er weiter und sieht zu seinem Vergnügen, daß Leute, die hie und da aus Kaffee- oder Sorbet-

häusern herauskommen, vor ihm wie vor einem Gespenst die Flucht nehmen. Bald hat er die belebteren Stadttheile hinter sich und kommt zu ärmlichen finsteren Gassen, die auf einen entlegenen, verfallenen Platz hinausführen, welcher noch heute der Platz der Diebe heißt.

Dieser ist auf drei Seiten von alten verfallenen Häusern umgeben und auf der vierten von einem zerbrochenen Mauerwerk, welches früher ein Gefängniß war, von dem noch ein Thurm stand, dessen graue Steine von einigen Sykomoren verdeckt wurden, die vor ihm standen. Die Häuser auf dem Platz waren meistens unbewohnt und dienten, wie es hieß, allerlei verdächtigem Gesindel zum Aufenthalt. Der ganze Platz hatte etwas Oedes und Unheimliches und selbst ohne den bösen Ruf, in welchem er bei dem Volke stand, würde sein bloßer, trostloser Anblick schon jeden rechtgläubigen Muselmann abgeschreckt haben, dorthin in der Nacht seine Schritte zu lenken. Aber noch obendrein in den Nächten, von denen ich erzähle, wo das Geisterreich auf die Erde schlüpft, um einige Zeit unter den Menschen zuzubringen, war es die größte Verwegenheit, ja eine Versuchung des Propheten, sich auf dem Diebsplatze aufzuhalten. In der Mitte desselben lagen mehrere Quadersteine mit eisernen Klammern versehen, denen man es ansah, daß sie früher zierlich zusammengefügt gewesen waren und eine regelmäßige Erhöhung gebildet hatten. Jetzt waren die Klammern ausgerissen, die Steinblöcke verwittert und zertrümmert und sie würden wohl schon längst ganz auseinander gefallen sein, wenn nicht ein großer steinerner Sarkophag, den sie früher getragen hatten, jetzt seinerseits durch seine Schwere die Steinblöcke zusammenhielt. Diesen Sarkophag nannte das Volk das Grab des Emir el Heb, welcher ein frommer Mann war, der in alten Zeiten gelebt und dem der Prophet eine solche Heiligkeit verliehen, daß, wenn er eine Karawane begleitete, die räuberischen Beduinen es nicht wagten, dieselbe anzugreifen. Ob nun der Platz, auf welchem der

Sarkophag jetzt stand, schon früher der Diebesplatz hieß, und ob man den Heiligen hieher begrub, um die Spitzbuben zu verscheuchen, oder ob das räuberische Gesindel sich nach dem Tode des Heiligen, wo seine Heiligkeit vielleicht keine Kraft mehr hatte, um ihn zu verhöhnen, sich hier auf dem Platze zusammen fand, kann ich euch nicht versichern; genug, der Sarkophag war da und war dem Volk noch durch einen anderen Umstand sehr bekannt.

Es hieß nämlich, daß sich in der dritten der heiligen Nächte, also gerade in derselben, in welcher der Polizeimeister spazieren ging, die Genien, nachdem sie ihre Runde durch die Stadt und auf dem Flusse gemacht, hier zu versammeln pflegten und zum Privatvergnügen unter Scherzen und Lachen einen großen Gemüsemarkt abhielten. Nur sehr wenige Leute hatten je diesem seltsamen Verkehr der Geister zugeschaut und waren theils dadurch glücklich, theils aber auch unglücklich geworden. Denn wen sein Weg zufällig hier in diese Gegend führte, und gerade in der Stunde, wo die Geister sich mit Kaufen und Verkaufen beschäftigten, der handelte äußerst klug, wenn er mit dem Gruße des Friedens, ohne um sich zu schauen oder ein Wort zu sprechen, durch die Reihen ging. Wurde er alsdann von einem oder dem andern der Genien angerufen und ihm etwas zum Verkauf angeboten, so mußte er antworten: „o Herr, dein Knecht ist viel zu arm, um solche kostbare Schätze zu erhandeln." Worauf sich alsdann die Gespenster, denen diese Demuth gefiel, das Vergnügen machten, ihm von ihren Waaren lachend an den Kopf zu werfen. Wenn es ihm nun gelang, von diesen Gurken, Melonen oder dergleichen Sachen, die auf ihn zuflogen, Einiges zu erhaschen und in die Tasche zu stecken, so fand er am andern Morgen die Früchte in Gold und Silber verwandelt und war glücklich sein Leben lang.

Wenn aber im andern Fall irgend ein naseweiser Geselle zufällig in dieser Nacht auf den Platz der Diebe kam und frech um sich schaute, oder es sogar wagte, die Gespenster, welche hier Markt

hielten, durch Worte und Blicke zu beleidigen, so warfen sie ihm ebenfalls unter Lachen und Grinsen allerhand Früchte an den Kopf, die sich aber, wenn sie sein Gesicht und seinen Körper berührten, entweder zu allerlei Unrath verwandelten oder sich, was noch schlimmer war, auf seinem Leibe festsetzten, und verschiedene unangenehme Erhöhungen bildeten, die der arme Schalk dann sein ganzes künftiges Leben mit herumschleppen mußte.

All' diese Geschichten wußte aber der Polizeimeister so gut wie ich, doch er war ein Freigeist, der nicht an solche Sachen glaubte, und der vielmehr in seinem Argwohn dachte, die Leute, die sich in der heiligen Nacht auf dem Diebsplatz zusammenfänden, seien wirkliche Menschen, wohl gar Diebe, die irgend ein strafbares Unternehmen beabsichtigten. Mit diesen Gedanken schritt er also auf dem Platz hin und her, und wenn ihm auch die Stille und Oede desselben gerade nicht heimlich vorkam, so griff er an seinen Dolch und an seine guten Pistolen und überredete sich, daß er's im Fall der Noth wohl mit Einigen aufnehmen könnte. Er setzte sich auf die zerbrochenen Steine an dem Sarkophage und blickte gedankenlos an den klaren Himmel hinauf. Es war eine schöne Nacht und die Luft mit Wohlgerüchen geschwängert, die der Wind aus besseren Stadttheilen herführte, wo sich bei den Wohnungen der Vornehmen zahlreiche Orangegärten befanden. Diese Düfte sowie überhaupt die Stille und Einsamkeit, welche ihn umgab. machten den Polizeimeister nachdenkend und er sann zum ersten Mal in seinem Leben darüber nach, daß seine Stellung und sein Diensteifer ihm doch manche unangenehme Stunde verursachten. „Wie behaglich läg' ich jetzt auf meinem Divan," sprach Abugosch zu sich selber, „wenn ich nicht gerade Polizeimeister des Kalifen Mustapha wäre." Er malte sich so lebhaft die Genüsse eines ruhigen Schlafes aus, daß er fast im Begriffe war aufzustehen und nach Hause zurückzugehen.

Hätte er nur dieser Stimme in seinem Herzen Gehör gegeben und den Diebsplatz verlassen, es wäre ihm wahrlich besser gewesen,

und es wären ihm nicht so viele gräßliche Dinge passirt. Doch ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen und versichere euch also, daß in der harten Brust des Polizeimeisters diese feigen Gedanken, die er sich selbst machte, nur kurze Zeit die Oberhand behielten. Doch da er wohl über seinen Willen, nicht aber über seine Natur Herr war, so übermannte ihn der Schlaf und er legte den Kopf an den Sarkophag und nickte ein.

So mochte er ein paar Stunden geschlafen haben, und es war die Zeit, wo die Nachtluft kälter wird, und wo die Gazelle in der Wüste, von dem kühlen Winde angehaucht, den Kopf erhebt, um sich darauf noch tiefer in ihr Lager zu verbergen, indem es rings um sie noch dunkel ist und nur ein feiner, schwacher Streifen im Osten verkündet, daß in ein paar Stunden der Tag anbrechen werde, als Abugosch von einem seltsamen Gesumme und Gemurmel um ihn her erwachte und verwundert um sich blickte. Wie hatte sich der einsame stille Platz in der kurzen Zeit geändert! Wo früher außer ihm keine lebende Seele gewesen war, da standen jetzt, wie an den öffentlichen Markttagen vor der großen Moschee hunderte von Verkäufern und plauderten lachend zusammen, während sie ihre Waaren austauschten.

Der Polizeimeister rieb sich die Augen und sah beschämt um sich, denn er glaubte nicht anders, als er habe die Nacht auf einem öffentlichen Platz geschlafen und sei jetzt am hellen Tage erwacht. Doch überzeugte ihn gleich darauf ein Blick in den Mond, der eben hinter dem Gefängnißthurm verschwinden wollte, daß es noch völlig Nacht sei. Ueberrascht rieb er sich die Augen und stand von seinem Sitze auf, um sich die sonderbaren Verkäufer in der Nähe zu besehen. Diese sahen aber ganz aus wie gewöhnliche Menschen. Da waren Wasserträger mit ihren ziegenledernen Schläuchen und den kupfernen Schaalen, womit sie lustig klapperten. Dort drängte sich ein Scherbethverkäufer durch die Menge und er hatte auf dem großen hölzernen Teller, den er vor sich hielt, Scherbeth in allen

möglichen Farben. Hier standen Pastetenbäcker und boten die schönsten Waaren feil. Dort kauerte eine ganze Reihe Gemüseverkäufer und ihre Körbe waren angefüllt mit dicken Kohlhäuptern, mit gelben Rüben, Artischoken und Bananen.

Eine Zeit lang blieb Abugosch an den Sarkophag gelehnt, und als er so gar nichts Unheimliches bei dem Treiben der Leute entdeckte, kam ihm plötzlich die Idee, als hielten die Leute hier bei nächtlicher Weile einen Markt, um den Kalifen wegen der üblichen Marktsteuer zu betrügen, eine Idee, die sein polizeiliches Herz auf's Aeußerste empörte.

„Wer gibt euch hier die Erlaubniß zum Verkaufen?" schnauzte er einen Wasserträger an, der ihm gerade nahe kam. Doch gab ihm dieser keine andere Antwort, als daß er eine entsetzliche Grimasse schnitt und ihn auf das Unverschämteste angrinste. „Hund von einem Wasserträger," schrie Abugosch und griff ihm nach der Kehle. Doch es war gerade, als hätte er nach einem Schatten gehascht, und der Wasserträger stieß ein gellendes Gelächter aus und schwebte den Markt dahin.

Ueberrascht und mit einer kleinen Anwandlung von Erschrecken sah ihm der Polizeimeister nach, denn er bemerkte jetzt bei näherem Betrachten, daß sich sowohl der Wasserträger wie die ganze übrige Gesellschaft auf eine höchst seltsame Art von der Stelle bewegten; denn keiner ging so, wie es gewöhnliche Leute zu thun pflegen, indem sie kein Bein vor das andere setzten, sondern sie glitten über das Pflaster, und, wie man deutlich sah, ohne den Boden zu berühren.

Nach einigem Ueberlegen glaubte aber der Polizeimeister, der bleiche zitternde Schein des Mondes spiegle ihm etwas vor, und er wandte sich nach dem dichtesten Haufen der Verkäufer, wo er auf barsche Art dieselbe Frage that: wer ihnen die Erlaubniß gegeben hätte, hier bei der Nacht einen Markt zu halten. Doch bekam er auch hier keine Antwort, als ein gellendes Lachen, was

ihm um so sonderbarer erschien, als er zu bemerken glaubte, daß selbst die Gemüse in den Körben darin einstimmten, und leise kicherten. Entrüstet stampfte er auf den Boden und war schon im Begriff, einen der Gemüseverkäufer tüchtig beim Barte zu zupfen, als er, seine Blicke im Zorne umherwerfend, am Ende des Marktes einen alten Mann erspähte, der auf einigen prächtigen Polstern an der Erde saß und ruhig aus einer langen Pfeife rauchte.

„Aha," dachte Abugosch, „dieser Alte scheint mir der Vornehmste dieses Gesindels zu sein und ich will mich an ihn wenden, um vielleicht über das räthselhafte Treiben hier eine Auskunft zu erhalten. Er wandte sich also von den Verkäufern ab und ging zu dem alten Manne hin.

Hätte Abugosch in diesem Augenblick hinter sich gesehen, so würde er gar sonderbare Dinge erblickt haben; denn die Kohlhäupter, gelbe Rüben und Artischoken in den Körben erhoben sich plötzlich und flogen hinter ihm drein, doch ohne ihn zu berühren, denn wenn sie fast seinen Rücken oder Kopf erreicht hatten, so winkten die Verkäufer mit der Hand, wie man bei unartigen Kindern zu thun pflegt, um sie von einem losen Streiche abzuhalten, worauf denn alle wieder gehorsam in ihre Körbe zurückkehrten.

Der alte Mann, an welchen sich nun der Polizeimeister wandte, saß, wie schon gesagt, auf weichem Divankissen und rauchte aus einer unendlich langen Pfeife. Es war ein ziemlich dicker Herr und sein ernstes Gesicht mit dem schneeweißen Bart, der wohl zwei Fuß lang war, hatte so etwas Ehrfurchtgebietendes, daß Abugosch, als er vor ihm stand, es selbst nicht wagte, mit bösen Worten loszubrechen, sondern nur die Hand an den Turban legte, um ihn mit dem Gruße: „Bismallah!" — in Gottes Namen — anredete.

„Höre, Herr," fuhr der Polizeimeister fort, „es scheint mir, du bist der angesehenste und älteste unter diesen Leuten, vielleicht der Schech dieses handeltreibenden Stammes, und wirst deßhalb wohl die Güte haben und mir eine Auskunft ertheilen, ob es diesen Leu-

ten überhaupt erlaubt ist, zu handeln, und warum sie, statt wie alle anderen Menschen bei Tage, hier bei der Nacht ihr Wesen treiben?"

Auf diese Anrede hin nahm der Alte seine Pfeife aus dem Munde und verzog sein ehrwürdiges Gesicht zu einer grinsenden Fratze von so ausnehmender Häßlichkeit und Lächerlichkeit, daß Abugosch drei Schritte zurücktrat. „Was," schrie er darauf, „auch du, alter grauer Sünder, gehst an der Spitze dieses gaunerischen Gesindels darauf aus, den Kalifen zu betrügen und seinen Diener zu verachten? Doch es soll euch Allen schlecht bekommen!"

Jetzt hatte der alte Mann sein Gesicht wieder in die gehörige Ruhe gebracht und sagte mit ruhiger Stimme: „hör du, Abugosch, Polizeimeister des Kalifen Mustapha, mische dich nicht in Sachen, die dich nicht kümmern. Gehe ruhig deines Weges, kehre in deine Wohnung zurück und überlasse diesen Platz in der jetzigen Stunde uns, die wir dir und deinen Mitmenschen keinen Schaden zufügen. Ich warne dich, Abugosch, mische dich nicht in unser Treiben und entferne dich!"

„Ha!" schrie der Polizeimeister, durch diese Entgegnung in Zorn gebracht, „das ist die rechte Art. Man soll wohl noch Gesindel eures Schlags höflich darum bitten, daß es unser Einem erlaubt, seinen verbrecherischen Thaten zuzuschauen. Mögt ihr sein, wer ihr wollt, ich befehle euch, augenblicklich diesen Platz zu verlassen, und euch in eure Wohnung zurückzuziehen."

Jetzt grinste der Alte wieder wie zuvor und blies dem überraschten Polizeimann eine ganze Wolke Tabak in's Gesicht, der aber einen so scharfen und betäubenden Geruch hatte, daß er ein paar volle Minuten darnach husten mußte. Doch kaum hatte sich seine Brust wieder etwas beruhigt, als er in einen ungemessenen Zorn ausbrach und hinzusprang, um den alten Mann beim Barte zu fassen. Doch wie erstarrte er vor Schrecken, als er ebenso, wie vorhin bei dem Wasserträger, in die leere Luft griff, obgleich der

alte Mann keine zwei Schritte vor ihm saß und auch in derselben Stellung sitzen blieb. Abugosch blickte erstaunt um sich und obgleich der Mond hinter dem alten Gemäuer herabgesunken war und den Platz in tiefe Dunkelheit hüllte, so konnte er doch die ganze Gesellschaft der Verkäufer genau überblicken und unterscheiden. Dabei war es ihm höchst auffallend und sonderbar, daß es aussah, als käme das Licht aus den Augen der Wesen selbst her, die um ihn herumstanden; denn alle ihre Blicke, die fest auf ihn gerichtet waren, schoßen rothe, grüne, gelbe und weiße Blitze. Ferner sah der Polizeimeister zu seinem nicht geringen Schrecken, daß die menschlichen Gestalten immer näher auf ihn zurückten und es war nur bei dem Sarkophage eine kleine Oeffnung, wodurch er hätte entwischen können. Einige Augenblicke schwankte er auch zwischen dem Entschluß, eiligst davon zu gehen oder hier zu bleiben. Hätte er sich nur diesmal von seiner Furcht bemeistern und fortjagen lassen, es wäre ihm weit besser gewesen, aber so faßte er in seinen Gürtel, riß eine seiner Pistolen heraus und hielt sie dem alten Mann vor's Gesicht, wobei er ausrief: „ungläubiger Hund! du sagst mir entweder auf der Stelle, wer du bist, und was diese Leute hier machen, oder ich schieße dir eine Kugel durch deinen alten verbrecherischen Kopf.“

Kaum hatte der alte Polizeimeister diese Worte ausgesprochen, als von allen Seiten ein lautes Gejauchze nnd höllisches Lachen ausbrach. Es brüllte hinter ihm, es lachte hoch in der Luft über seinem Kopfe und es kicherte zu seinen Füßen, bei welchen unheimlichen Ausdrücken der Freude sich die Gestalten der Wesen, welche um ihn standen, noch obendrein auf eine höchst sonderbare und merkwürdige Weise verzerrten und verdrehten. Bald reckten sie sich und Beine, Leib und Arme wuchsen auf eine so unglaubliche Art in die Höhe, daß die Wesen mit ihren Köpfen bequem über die umstehenden Häuser hinwegschauen konnten. Andere wieder dehnten sich in die Breite, so daß sie aussahen wie Schildkröten,

die auf den Hinterbeinen umhertanzten. Dazwischen flogen die Artischoken und Kohlköpfe wieder in der Luft herum und lachten nicht nur unaufhörlich, sondern so oft sie bei Abugosch vorbeiflogen, sahen sie wie Menschenköpfe aus, deren Gesichter von einer erschrecklichen Lustigkeit verzerrt waren. Selbst der alte Mann, der vorhin so würdevoll da gesessen, brach in ein lautes schallendes Gelächter aus und blies dabei auf eine wahrhaft erschreckliche Art seinen Bauch und seinen Kopf auf. Dann sprang er auf seine Beine und nachdem er sich eine Zeit lang mit ungemeiner Schnelligkeit wie ein Kreisel herumgedreht hatte, fuhr er mit seinem Kopfe plötzlich dem armen Polizeimeister unter die Augen und warf ihm einen wahrhaft teuflischen Schielblick zu.

Abugosch stand da, anfänglich, wie er selbst glaubte, vor Schrecken erstarrt, doch als er sich an seine gespenstigen Umgebungen ein Bischen gewöhnt hatte, und den Versuch machte, sich umzudrehen, denn es wandelte ihn jetzt die Lust an, sich davon zu machen, weil er als Polizeimeister des Kalifen doch gerade nicht für seine Pflicht hielt, sich mit Geistern und Koboldem abzugeben — fühlte er auf einmal, daß nicht der Schrecken, wohl aber eine unsichtbare Macht ihn an die Stelle, wo er stand, gefesselt hielt. Vergebens versuchte er, eine Bewegung zu machen, den Fuß vorzusetzen oder auch nur den Kopf zu drehen, es war ihm unmöglich, und das Traurigste hiebei war noch, daß ihn bei jedem Versuch der Art, die Gespenster laut lachend angrinsten und sich an seinen Bemühungen ergötzten, wie es unartige Knaben mit einem gespießten Schmetterling zu machen pflegen.

Jetzt hatte sich der alte Mann auf seinen Divan niedergesetzt und seine vorige ruhige und ernste Haltung wieder angenommen.

„Abugosch,“ sprach er mit lauter Stimme, „du bist uns verfallen! Was hast du in diesen Nächten auf der Straße zu thun und warum drängst du dich in unsere Zusammenkünfte? Wenn auch jedes Wesen, das da lebt zwischen Himmel und Erde, sowie

auf und in derselben seine Pflicht thun muß, so ist doch eine Ausübung derselben zur Qual seiner Mitgeschöpfe, wie du es gethan, noch weit verwerflicher und strafbarer als die Unterlassung derselben. Abugosch, ich habe dich gewarnt, doch du hast mir nicht gefolgt. Was ging dich unser Treiben an? Kommen wir auch wohl des Nachts zu euch und dringen in die Gemächer, um euren Schlaf und eure Träume zu stören? Nein, wir bleiben still für uns, und wenn wir uns den Menschen nähern, so geschieht es gewöhnlich, um ihnen nach Verdienst Gutes zu thun. Doch nicht einmal genug, daß du uns hier belästigt und gestört hast, so bist du auch obendrein noch so weit gegangen, mit deiner armseligen Waffe uns verletzen zu wollen und für alles dies wollen wir dich nach Fug und Recht bestrafen."

Den Schluß dieser Rede begrüßte der ganze Chor der Geister, die dicht umherstanden, mit einem lauten Jauchzen und Alle murmelten durcheinander: „ja, bestraft soll er werden! Er soll bestraft werden!"

„Was meint ihr, meine Freunde," fuhr der Alte fort, „sollen wir ihn mitnehmen und tief unter der Erde anketten?"

„Nein, nein," heulten die Andern, „wir wollen ihn nicht unter uns haben; er würde uns gegenseitig belauschen und Einen an den Andern verrathen."

„So wollen wir ihn hier oben lassen," sprach der alte Mann auf's Neue, „und ihn in seiner jetzigen Gestalt zu Stein verwandeln, damit seine Mitgeschöpfe sehen, wie es einem Polizeimeister ergangen, der grausam war, wie dieser und zur Qual anderer Menschen mehr als seine Pflicht gethan und als nöthig war."

Einen Augenblick murmelten die Geister untereinander und endlich sagte Einer: „verwandle ihn nicht zu Stein, o Herr, denn der Stein ist fühllos und kalt, und wenn dieser hier wirklich bestraft werden soll, so muß er fühlen, was um ihn her vorgeht, er muß gezwungen sein, unter den Menschen zu leben, er muß ihre

kleinen und großen Fehler sehen, ohne dabei die Macht zu haben, wie sonst, grausam und übermüthig aufzutreten. Deßhalb, o Herr, verwandle ihn in ein Thier!"

„Ja, ja," jauchzte der ganze Chor, „in ein Thier muß er verwandelt werden und muß einen schlimmen Herrn haben, der ihn quält und martert, wie er sonst seine Untergebenen gequält und gemartert hat."

„Ja, so soll es sein," nahm der alte Mann wieder das Wort. „Du siehst," wandte er sich an Abugosch, „daß wir gnädig mit dir verfahren und dir nicht das Leben nehmen. Wir wollen dich nur zu deinem eigenen Nutzen, zu deiner Besserung in ein Thier verwandeln, damit du schon hier auf Erden eine Zeit der Buße verlebst und damit dir der Prophet dereinst deine begangenen Sünden nicht so hoch anrechnen möge. Meine Freunde," rief nun der Alte mit lauter Stimme, „was meint ihr dazu, wenn wir den Polizeimeister in einen Esel verwandelten?" Dieser Vorschlag schien den Geistern und Kobolden so überaus gerecht und passend, daß sie in ein unerhörtes Jauchzen ausbrachen und in der Freude ihres Herzens die außerordentlichsten Dinge begingen. Einige sprangen hoch in die Luft und zausten sich da oben zu ihrem Vergnügen eine Zeit lang herum, ehe sie wieder herabfielen. Andere faßten sich bei den Händen und drehten sich wie rasend im Kreise um den Polizeimeister, der regungslos da stand und der, obgleich er wohl diese schrecklichen Verhandlungen über sein zukünftiges Schicksal mit anhörte, doch nicht im Stande war, ein Glied seines Körpers zu regen.

„Wohlan denn," fuhr der alte Mann fort, „so sei es denn, wie ich gesagt. Abugosch, ich, jetzt dein Herr, verwandle dich in einen Esel zur Strafe für alle die überflüssigen Quälereien, die du an deinen Mitgeschöpfen verübt hast." Darauf fügte der Alte noch einige schauerliche und seltsame Beschwörungsworte bei, die ich euch nicht wiederholen kann, die aber so kräftig waren, daß

sie die beabsichtigte Wirkung hatten; denn der Polizeimeister ließ sich auf eine höchst seltsame Art auf seine Hände nieder, sein Gesicht wurde lang und spitz und seine Ohren verlängerten sich mit solcher Gewalt, daß sie seinen Turban vom Kopfe stießen. Kurz in weniger Zeit, als ich hier das erzählen kann, wurde aus Abugosch, dem Polizeimeister des Kalifen Mustapha, einer der stattlichsten Esel, den man nur sehen konnte. Doch ließ er seine Ohren betrübt herabhängen und stieß ein lautes ohren- und herzzerreißendes Geschrei aus, als die Geister nach einem Rundtanze, zu welchem selbst der alte Mann mitwirkte, und den sie um seine Person ausführten, mit lautem Gelächter nach allen Richtungen hin verschwanden. — — —"

So erzählte der alte Mann am Wachtfeuer im Lager, und die Andern, worunter auch der Emir el Hadsch, horchten seiner merkwürdigen Erzählung vom Polizeimeister Abugosch mit dem lebhaftesten Interesse. Jetzt aber blickte der Alte an den Himmel hinauf, strich sich mit der Hand durch den langen Bart und meinte, es wäre wohl besser, wenn er für heute seine Erzählung unterbräche und Alle sich noch einige Stunden zur Ruh' begeben. Wenn auch die Andern anfangs dagegen protestirten, so fühlten sie doch bald an ihren schweren Augenlidern, daß sie nur die Geschichte des alten Mannes so lange wach gehalten und daß der Schlaf nicht ausbleiben würde, wenn sie sich jetzt in seine Arme würfen.

Der Emir erkundigte sich bei dem alten Mann, ob und wann er wohl morgen seine Erzählung wieder anfangen würde, und als ihm dieser die Stunde, auch den Theil des Lagers genannt, wo er zu finden sei, so schied der Emir el Hadsch mit dem Gruße des Friedens und begab sich in sein Gezelte, wo er bald entschlief und nicht eher wieder erwachte, als bis ihm der Lärm der Menschen, das Schreien der Kameele und Wiehern der Pferde laut genug verkündigte, der Tag sei angebrochen und die Karawane rüste sich zum Aufbruch. Bald setzte sich auch die Spitze derselben in Be-

wegung und vielleicht eine Stunde nachher war die gewaltige Menge von Menschen und Thieren in Bewegung und bedeckte wohl eine Stunde in der Länge die Hügel und Thäler der öden sandigen Wüste.

Während dem heutigen Marsche ritt der Emir auf einem Reitkameel häufig durch die Reihen, bald vorn an der Spitze, bald in der Mitte und bald bei den hintern Zügen der Karawane, wobei er sorgsam um sich spähte, ob er nicht den alten Mann entdecken könne, der ihn gestern Nacht so gut unterhalten. Aber vergebens, die Menge war so gewaltig, daß er Tage dazu gebraucht hätte, die kleinen Züge zu übersehen.

Von Sonnenaufgang zog die Karawane, indem sie nur hie und da einen kleinen Halt machte, um die Reihen, die sich auseinanderzogen, wieder zu sammeln, bis Sonnenuntergang, wo bei einem kleinen Palmwalde, in welchem sich eine trinkbare Quelle befand, Halt gemacht wurde. Jetzt wurde abgepackt, durch einander geworfen, geschrieen, gelärmt, gerade wie gestern, und wer die Karawane von einem hohen Berge hätte ansehen können, würde sie für ein buntfarbiges, tausendfüßiges Thier gehalten haben, das, mit seinem Lagerplatze nicht recht zufrieden, sich unruhig wendet und dreht, und sehr langsam ein Glied nach dem andern auf dem Boden ausstreckt. Jetzt ruht der bunte Kopf, und der Körper, eine lange dichte Masse, senkt sich ebenfalls zur Ruhe; doch ist links und rechts an den äußeren Theilen noch Bewegung und es dauert lange, bis sich Alles im Umkreis des Lagers nach den gehabten Strapatzen der Ruhe überläßt.

Jetzt erhob sich der Emir el Hadsch wie gestern von seinem Divan, warf das unscheinbare Kleid über seinen seidenen Anzug, gebrauchte aber heute Abend, eh' er fortging, die Vorsicht, einen Beutel köstlichen Tabaks in seinen Gürtel zu hängen, sowie eine Pfeife unter den Mantel zu nehmen. So gerüstet schritt er in's Lager hinab, und nachdem er eine Zeit lang umhergesucht, fand er

endlich den alten Mann mit seinen jungen Begleitern um ein Feuer sitzen und Alle schienen ihn erwartet zu haben.

Der Alte wies ihm einen Platz neben sich an und bot ihm eine Pfeife. Doch der Emir zog seine eigene unter dem Mantel hervor, und reichte seinen Tabak umher, worüber die Andern nicht wenig lachten, indem der Alte meinte, sein Tabak würde ihm wohl in der vergangenen Nacht Kopfschmerzen verursacht haben. Dann wurden alle Pfeifen mit glühenden Kohlen aus dem Feuer angezündet, der Alte that einige mächtige Züge und nahm seine Erzählung von gestern wieder auf.

Fortsetzung der Geschichte von Abugosch, dem Polizeimeister.

Ihr könnt euch leicht vorstellen, in welch schrecklicher Verzweiflung der verwandelte Polizeimeister allein auf dem Diebsplatze zurückblieb, nachdem die Geister verschwunden. Anfänglich hielt er Alles für einen bösen Traum, aus dem er sich durch allerhand seltsame Bewegungen zu erwecken suchte. Doch vergebens wälzte er sich am Boden umher, vergebens rannte er mit dem Kopf gegen den Sarkophag und die umstehenden Häuser an, er war und blieb in einen Esel verwandelt. Er wollte seine Stimme zu einem inbrünstigen Gebete an den Propheten erheben, aber er konnte kein Wort hervorbringen. So oft er ansetzte, um den Anfang eines Gebetes zu beginnen, so oft schloß er auch den Mund gleich wieder, indem er weiter keinen Ton von sich geben konnte, als das gewöhnliche Geschrei eines Esels, was ihm früher nie so entsetzlich geklungen hatte, wie heute Morgen. Der Aermste war nahe daran, den Verstand zu verlieren. Bald schaute er mit einer wahren

Jammermiene dem aufsteigenden Tag entgegen, bald drehte er sich wie rasend im Kreise umher, bis er erschöpft auf den Boden niederfiel.

Hier blieb er eine Zeit lang in halber Besinnungslosigkeit liegen, und wurde erst wieder erweckt durch das Geräusch nahender Schritte. Da er sich einbildete, man sehe ihm deutlich den verwandelten Polizeimeister an, so überkam ihn eine gewaltige Scham; er sprang auf und lief geradezu, um sich in irgend einen Winkel des Platzes vor allen menschlichen Blicken zu verbergen. Doch da eben diese lächerliche Furcht, erkannt zu werden, ihm fast alle Vernunft raubte, so schloß er die Augen, indem er wie der Vogel Strauß dachte, daß, wenn er Niemand sehe, ihn Andere auch nicht sehen könnten.

So rannte er über den Platz hin, bis er sich plötzlich unter lautem Gelächter an einem Ohre gefaßt fühlte und so angehalten wurde. Jetzt riß er bestürzt seine Augen auf und sah sich von vier Kerlen umgeben, deren Anblick jedem rechtgläubigen Muselmann und besonders dem Polizeimeister den größten Abscheu einflößen mußte, denn daß es schlimme Gesellen, Diebe oder Räuber waren, deren einer den Abugosch beim Ohr festhielt, war leicht zu erkennen. Ihre Gesichter waren von Narben zerrissen und mit schwarzen ungekämmten Bärten bedeckt. Sie trugen weite grobe Hosen von rothem Zeug, dunkelfarbige abgerissene Jacken und jeder hatte im Gürtel eine Unzahl von Waffenstücken. Obendrein trug der eine in seiner Hand ein Brecheisen, der andere hatte einen langen Strick unter dem Arm und der, welcher das Ohr des armen Esels gefaßt hatte, hielt ihm spottend eine Papierlaterne vor die Augen, in welcher ein Strahl des Lichtes in den letzten Zügen flatterte. „Holla ho, guter Freund,“ schrie dieser und riß unsanft an seinem Ohr, „wem bist du entlaufen und wo kommst du her? Was treibst du dich in der Frühe allein auf dem Platze herum, alter Bastonadenblock? He!“

Bei diesen letzten Worten riß der Dieb den Polizeimeister stärker an seinem Ohr, worauf dieser, den eine solche Behandlung und obendrein von einem Spitzbuben sehr empörte, den Versuch machte, den in den Arm zu beißen, der ihn am Kopf fest hielt. Doch hatte der unglückliche Abugosch nicht sobald diesen Versuch gemacht, als die beiden Anderen ihn kräftig in die Rippen traten, wobei ihm der eine noch obendrein das Brecheisen um die Hinterbeine spielen ließ, so daß der Unglückliche vor Wuth und Schmerz in ein lautes Geheul ausbrach. „Willst du das Maul halten, ungläubiger Hund," schrie der mit der Laterne, und riß einen langen scharfen Yatagan aus seinem Gürtel. „Willst du dein Geheul einstellen, oder ich schneide dir augenblicklich den Hals ab? Verfluchtes Vieh!" welche letztere zarte Benennung von dem Andern mit dem Brecheisen durch einen neuen Fußstoß erklärt wurde.

„Hört," sagte der Dritte, der den Strick trug, „zu unserer großen Unternehmung auf morgen Nacht scheint mir dies hergelaufene Vieh wie ein Wink des Propheten zu sein, daß wir uns seiner bedienen sollen, um die Schätze auf seinem Rücken besser fortzubringen. Deßhalb wollen wir ihn gleich mitnehmen."

Auf diese Aussicht hin, den Spitzbuben als Lastträger bei einem verbrecherischen Unternehmen dienen zu sollen, machte der unglückliche Polizeimeister einen schwachen vergeblichen Versuch, seinen Peinigern zu entfliehen. Doch der Eine hatte aus dem Strick eine Schlinge gemacht, die er ihm um den Hals warf, und so mußte er folgen. Denn wenn er einen Augenblick widerstrebend stehen blieb, so zerrte der vorne an dem Strick und schnürte ihm fast die Gurgel zu, wobei noch obendrein die Andern ihn mit Fußstößen und dem Brecheisen vorwärts trieben.

Ich weiß nicht genau zu sagen, ob ein Esel wirklich weinen kann, aber wenn dies der Fall ist, so weinte Abugosch an dem heutigen Morgen blutige Thränen.

Sie hatten jetzt den Platz verlassen und bogen in belebtere Straßen ein. Die Bazars waren schon alle geöffnet und voll betriebsamer Menschen, die an ihre verschiedenen Geschäfte gingen. Wohl versuchte es der arme Polizeimeister hier noch einige Male, den Widerspenstigen zu spielen, indem er dachte, durch sein klägliches Geheul einige Leute aufmerksam zu machen und zu seiner Rettung herbeizuziehen. Doch weit gefehlt. Bei diesem häßlichen unharmonischen Geschrei blickten Alle, bei denen er vorbei kam, mit Zorn und Verachtung auf ihn, und anstatt auch nur eine Miene zn machen, um ihm zu helfen, ermunterte vielmehr Alles die drei Spitzbuben, doch diesem garstigen Vieh das Schreien zu vertreiben, worauf diese denn auch an Prügeln und Fußtritten es nicht fehlen ließen.

Voller Betrübniß ließ Abugosch die Ohren hängen und gerieth fast in Verzweiflung, als er nun bei seinem Palaste vorbei kam und den größten Theil seiner Diener und Sklaven vor dem Thore in Gruppen beisammen stehen sah. Alle schienen sich in Muthmaßungen zu erschöpfen, wo denn wohl ihr Herr geblieben sei, der in der Nacht nicht nach Hause gekommen. Ach, dachte der Polizeimeister bei sich, wenn ich nur jetzt diesen drei Spitzbuben entlaufen könnte, und mich in mein Haus flüchten! Wer weiß, ob mich nicht der alte Hassan verstehen würde, wenn ich ihm pantomimisch meine Leidensgeschichte erzählte! Wer weiß, ob er nicht einen Magier auffinden könnte, der mich entzauberte. Diese Gedanken an eine Befreiung, die vielleicht doch noch möglich sei, übermannten den unglücklichen Esel dergestalt, daß er in der Verzweiflung mit solcher Kraft auf die Seite sprang, so daß der eine der Spitzbuben, welcher den Strick hielt, auf den Boden stürzte und die Schlinge fahren ließ. Abugosch benützte dies augenblicklich und sprang an das Thor seines Hauses gerade als der alte Hassan, auf den er seine Hoffnung gesetzt hatte, heraustrat. Doch o weh! So vielsagend auch die Bewegungen sein mochten, die er mit dem

Kopf und den langen Ohren machte, und so sehr verständlich für einen Esel auch das Geheul sein mochte, das er dabei ausstieß, so war doch Alles vergebens, denn er alte Hassan schien auch nicht die entfernteste Ahnung zu haben, daß dieser Esel ein und dieselbe Person mit seinem Herrn, dem Polizeimeister sei. Vielmehr gerieth er in einen heftigen Zorn über den unverschämten Esel, so daß er eine lange Pfeife, aus welcher er rauchte, und die seinem Herrn gehörte, diesem selbst um die Ohren schlug. Auch hatten sich die drei Spitzbuben alsbald wieder bei ihm eingefunden und ihr könnt mir glauben, daß ein Esel nie solche Prügel und Fußtritte erduldet hat, wie Abugosch von seinem Palaste an bis zu einem entlegenen Stadtviertel, wo die Diebe in einem kleinen Hause wohnten.

Hier wurde der Esel in einer schmutzigen Stube angebunden und nachdem ihm ein paar Handvoll Maiskörner vorgeworfen, legten sich die drei Spitzbuben hin und begannen die Müdigkeit, die sie sich wahrscheinlich in vergangener Nacht bei Ausübung ihres Handwerks geholt, zu verschlafen.

Nachdem sie so fast bis zum Mittag liegen geblieben waren, erhoben sie sich und Einer ging fort, um in dem Bazar die nöthigen Lebensmittel für alle drei zu holen. Dieser kehrte nach einer halben Stunde mit Lebensmitteln aller Art, sowie mit einer großen Flasche Dattelbranntwein versehen, zurück und schien sehr vergnügt zu sein.

„Beim Propheten!“ schrie er, indem er seinen Kopf auf den Boden warf, „es ist doch gerade, als wenn uns Gott bei unserm Unternehmen heute Nacht alle mögliche Hülfe angedeihen ließe. Denkt euch nur, was ich eben erfahren habe. Abugosch, der Polizeimeister, Gott möge ihn zehntausend Mal verdammen, hat sich gestern beim Einbruch der Nacht von seinem Hause entfernt und ist nicht zurückgekommen. Der Kalif, der wohl weiß, in welchem Schrecken und welcher Furcht alle ehrlichen Leute, wie wir, vor ihm sind, ist über sein Verschwinden sehr in Sorge, und hat auf

allen Straßen den Befehl erlassen, ihm augenblicklich anzuzeigen, sobald man nur eine Spur von dem Verlornen auffände."

„Ja, ja," meinte ein anderer von den drei Dieben, „das ist Alles sehr schön und gut; aber wer steht uns dafür, daß sich der verfluchte Spürhund nicht absichtlich versteckt hält, um uns zu belauern; denn wer kann wissen, ob er nicht schon einen Wink von unserm Unternehmen, das kaiserliche Schatzgewölbe zu bestehlen, bekommen hat."

„Ich meine auch, es ist schlimmer," setzte der Dritte hinzu, „daß man nicht weiß, wo er ist, als wenn er den ganzen Tag vor unsern Augen in der Stadt herumgelaufen wäre und man ihn genau beobachten konnte."

„Verflucht!" erwiderte jetzt der Erste, nachdem er einen großen Schluck aus einer Flasche gethan. „Hätten wir nicht heute Morgen ebenso gut auf den Polizeimeister stoßen können, als auf diesen erbärmlichen Esel!"

Bei diesen letzten Worten gab er dem armen Vieh, das mit gespitzten Ohren zuhorchte, einen überaus kräftigen Fußtritt.

„Ja," sagte der Andere und faßte ein Ohr des Esels, während er fürchterlich mit den Zähnen knirschte, „wenn ich mir so denke, daß Abugosch heute Morgen so gegen mich angerannt wäre, wie dies Vieh, da hättet ihr meinen Yatagan sollen spielen sehen."

Als der verwandelte Polizeimeister von diesen Mordanschlägen auf seine Person hörte, dachte er das erste Mal seit seiner Verwandlung, daß es auch in der That besser sei, als Esel einige Fußtritte auszuhalten, als wenn er heute Morgen in Person diesen fürchterlichen Kerls begegnet wäre. Ich versichere euch, er befand sich in einer wahrhaft schrecklichen Lage, und neben dem Gefühl, in ein Vieh verwandelt zu sein, mußte er mit anhören, wie die Diebe ganz ausführlich erzählten, auf welche Weise sie heute Nacht das Schatzgewölbe des Sultans auszuleeren gedächten. Doch er konnte gegen diesen Anschlag nichts ausrichten. Wenn er hörte,

wie genau und sicher Alles angelegt war, so konnte er kaum begreifen, daß er als Polizeimeister nichts davon bemerkt habe.

Da hatte man die äußern und innern Wachen bestochen, und die Mauer zu dem Thurme, in welchem die Schätze verwahrt lagen, war schon seit einiger Zeit durchbrochen und die Steine nur lose wieder hineingesetzt, so daß man sie ohne viele Mühe wieder herausnehmen konnte.

Unterdeß sich die drei Spitzbuben mit Speise und Trank labten, schwand der Tag dahin und als es dunkel geworden war, wurde dreimal leise an die Thür geklopft, worauf die innen ein Zeichen gaben, und alsbald traten noch fünf bis sechs andere dieses Gelichters ein, und Alle blieben ungefähr bis gegen die Mitte der Nacht im Dunkeln beisammen, während sie sich die Zeit durch Erzählung allerlei Spitzbubenstreiche vertrieben. Dann erhoben sie sich, steckten in ihre Gürtel so viele Dolche, Pistolen, Messer, als dieselben nur fassen konnten und Einige nahmen Stricke, Andere Brecheisen zur Hand. Einer der drei Spitzbuben, die heute Morgen den Esel mitgenommen hatten, nahm einen starken Strick, den er dem Polizeimeister so fest um das Maul wand, daß es diesem unmöglich war, nur einen Laut von sich zu geben.

Darauf wurde der Rücken des Thieres mit einem großen Haufen Säcke beladen und Alle verließen das Haus.

Auf der Straße wandten sie sich, um kein Aufsehen zu erregen, nach verschiedenen Richtungen, so daß jedesmal nur zwei zusammen gingen. Man hatte dem Esel eine Schlinge um den Hals gethan und während ihn Einer eilig nach sich zog, ging der Andere mit einem scharfen Messer hintendrein und prickelte ihm mit der Spitze immer auf den Rücken, so oft er eine Miene machte, stehen zu bleiben.

So zogen sie durch einen großen Theil der Stadt, durch eine Menge Straßen, die öd und still waren, denn Alles lag schon im tiefen Schlaf begraben. Bald erreichten sie den Nil und gingen an

seinen Ufern dahin, worauf sie endlich den Palast des Kalifen vor sich liegen sahen.

Auch hier schien Alles wie ausgestorben zu sein und selbst die alten festen Thürme und Ringmauern schienen zu schlafen. Denn keines ihrer vielen Augen, nämlich kein einziges Fenster war erleuchtet. Vor einem kleinen Thörchen, das sich in der Mauer befand, hielten die beiden Spitzbuben mit dem Esel still und während der Eine die Schlinge um den Hals des Thieres an einen eisernen Ring festband, knüpfte ihm auch noch der Andere die Füße zusammen, damit er ja nicht entlaufen könne.

In kurzer Zeit fanden sich auch die übrigen Spitzbuben wieder ein und nun wurde mit einer Leichtigkeit, die den Polizeimeister in Erstaunen setzte, das Thürchen erbrochen und alle Spitzbuben bis auf einen, der bei dem Esel zurückblieb, schlichen leise und vorsichtig, jeder mit einem Sack auf dem Rücken, durch das Pförtchen in das Innere des Palastes.

Wohl hatte der Polizeimeister in diesem wichtigen Augenblick große Lust gehabt, ein lautes Geschrei zu erheben und so die Wachen aufmerksam zu machen und herbeizuziehen. Doch schien der Spitzbube, den man bei ihm gelassen hatte, so etwas zu fürchten und hatte deßhalb zur Vorsicht noch seine Hand in den Strick gesteckt, den man dem Esel um das Maul gelegt. Wie sehr aber flehte Abugosch zu Gott und dem Propheten: er möge doch das Werk dieser schändlichen Spitzbuben zu nichte werden lassen, er möge doch nur einer einzigen Wache die gehörige Aufmerksamkeit schenken, damit die Arbeit der Diebe unterbrochen würde. Doch umsonst! Es war, als liege ein tiefer Zauberschlaf auf allen Bewohnern des Kalifenpalastes, denn obgleich das Herausnehmen der Steine, sowie das Erbrechen der Kisten mit einigem Lärm verknüpft war, so drang er doch zu keinem menschlichen Ohr.

Armer Abugosch! Schon kehrten die Diebe mit ihren gefüllten Säcken zurück und luden sie auf den Rücken des Polizeimeisters,

der auf diese Art gezwungen wurde, die Schätze seines Herrn, die doch mittelbar ebenfalls seiner Obhut anvertraut waren, für diese Spitzbuben fortzutragen. Ach, er hatte doppelt zu leiden, denn je größer die Last war, die sie auf ihn luden und die seinen Rücken fast niederdrückte, um so schwerer belastete sie auch sein Gewissen.

Die Diebe machten nun eilig die Stricke los, womit der Esel an die Mauer befestigt war, und schlugen von allen Seiten auf ihn los, um seinen Gang zu beschleunigen. Einigemal kam ihm hiebei der Gedanke, ob es nicht besser sei, wenn er sich zur Erde niederwerfe und keinen Schritt weiter vorwärts gehe. Doch war er alsdann überzeugt, daß sie ihn augenblicklich todtstechen würden, und dann jeder mit seinem Sack voll Kostbarkeiten davon ginge, weßhalb er sein Schicksal ertrug und in stummer Verzweiflung einherschritt.

Bald gelangten sie an eine Reihe kleiner erbärmlicher Häuser, die halb verfallen waren, und meistens leer standen oder von armen Schiffleuten bewohnt wurden, welche, da diese Häuser mit ihren hintern Seiten dicht an die Ufer des Nils stießen, hier die Nacht verbrachten. Vor einer dieser Hütten hielten die Diebe still, luden die Säcke ab und trugen sie hinein. Gar zu gern wäre Abugosch ihnen gefolgt, um zu sehen, wo sie denn eigentlich diese unermeßlichen Schätze bewahrten. Doch blieb derselbe Dieb, der ihn auch vorhin bewacht hatte, wieder bei ihm stehen, wobei er ihm ebenfalls wie vorhin das Maul zuhielt.

Nachdem die Diebe eine gute halbe Stunde in dem Hause geblieben waren, kehrten sie alle ohne die Säcke wieder zurück, nahmen den Esel in die Mitte und berathschlagten, ob sie nicht nochmals in das Schatzgewölbe zurückkehren und eine neue Ladung holen sollten, eine unverschämte Habsucht, die der Esel, trotz dem langjährigen Umgang, den er als Polizeimeister mit diesem Gesindel gepflogen, sich nicht hätte träumen lassen. Nein, dachte er bei sich selbst, ehe ich mich dazu hergebe, noch einmal diesen Hallunken die

Schätze meines Herrn stehlen zu helfen, lieber will ich sterben; und nach diesem lobenswerthen Vorsatz blieb er auf der Stelle stehen und ging trotz Messerstichen und Fußtritten keinen Schritt vorwärts.

„Seht doch," sagte leise einer der Diebe, „dieses abscheuliche Thier; es wird uns durch seine Widerspenstigkeit gewiß noch verrathen."

„Ja," setzte ein Anderer hinzu, „er hat wahrscheinlich heute noch nichts zu fressen gekriegt," worauf einer der drei Spitzbuben, die ihn eingefangen, erwiderte, er verbäte sich dergleichen Anspielungen; er sei vielmehr auf das Beste abgefüttert und gepflegt worden.

„Nun, das ist eigentlich ganz gleich," meinte ein Anderer, „Ihr seht aber, daß er nicht mehr von der Stelle will, was fangen wir nun mit dem Thiere an?"

„Laß ihn laufen," sagte ein Dritter.

„Nein, nein," schrie dagegen einer der drei in vollem Zorn, „so soll er uns nicht entwischen. Hat uns dies boshafte Thier doch schon genug geärgert durch seine Faulheit und Widerspenstigkeit, und wenn es nicht mehr von der Stelle will, so soll mich nichts davon abhalten, ihm sogleich den Hals abzuschneiden."

Aber auch trotz diesen Aeußerungen, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach auf sein Leben abgesehen sei, blieb Abugosch halsstarrig und ging eher zurück als vorwärts.

„Ruhig, ruhig!" riefen jetzt plötzlich einige der Spitzbuben, „dort hinten sehe ich eine der nächtlichen Wachen des Sultans vorbeigehen. Seid still und gebt keinen Laut von euch, damit wir uns nicht verrathen."

Die Diebe wandten sich eiligst in den dunkelsten Schatten der Häuser und da sie den Esel hastig nach sich zogen, so rutschte ihm bei dieser Gelegenheit der Strick vom Maule herunter und er konnte dasselbe wieder weit aufmachen, was er denn auch alsbald that, und ein weithin schallendes Geschrei vernehmen ließ. Doch konnte er nicht manchen Ton seines Liedes singen, denn die Spitzbuben war-

fen sich in Wuth und Verzweiflung, daß er sie vielleicht verrathen hätte, über ihn her, wobei ihm einige troß seines wüthigen Umsichbeißens das Maul zuhielten und Andere ihn mit ihren Dolchen und Säbeln auf das Grausamste verletzten. Es war leider um ihn geschehen, denn der eine Dieb, der schon vorher für seinen Tod gestimmt, hieb ihm mit seinem scharfen Yatagan so in den Hals, daß das Blut stromweise heraus schoß. Dabei wurde es ihm ganz schwach auf den Beinen, er sank auf die Erde und der Tod zog ihm langsam seinen siebenfachen Schleier über das Gesicht, worauf die Spitzbuben eilig nach allen Richtungen hinflohen."

Hier schwieg der alte Mann und klopfte ruhig die Asche aus seiner Pfeife, um sich eine neue zu stopfen, während seine Zuhörer über das tragische Ende des Polizeimeisters sehr betreten waren und eine feierliche Stille beobachteten.

„Ja, ja," sagte der Emir el Hadsch, „so kann es Einem gehen, wenn man das Gebot der heiligen Nächte übertritt und zu vorwitzig ist, das geheimnißvolle Treiben der Geister schauen zu wollen. Es ist überhaupt ein Fehler der Polizei, daß sie sich oftmals in Sachen mischt, die sie nichts angehen. Ich erinnere mich ebenfalls dunkel, etwas von der Geschichte des Abugosch gehört zu haben; doch erzählte man damals seinen Tod minder tragisch und anders. Ich weiß nicht, ob Eure Geschichte schon zu Ende ist, und wenn dies nicht der Fall ist, so wünschen wir Alle gern den ferneren Verlauf derselben zu hören."

„Ja," sprach einer der jungen Leute, die um das Feuer lagen, „ich muß Euch versichern, es wäre mir lieb, wenn die Erzählung vom Polizeimeister noch nicht zu Ende wäre; denn wenn er sich auch viel hat zu Schulden kommen lassen, so ist doch ein solches Ende, ein solches Unglück, als Esel zu sterben, gar zu traurig;" worauf auch die andern jungen Leute versicherten, daß es ihnen wirklich leid thun würde, wenn Abugosch in der That schon todt und gestorben wäre.

Der alte Mann hatte sich eine neue Pfeife angesteckt und schien mit vielem Vergnügen zu hören, daß seine Erzählung allgemein gefallen hatte, weßhalb er sich denn auch freundlich lachend seinen Bart strich und auf alle diese Fragen den Bescheid gab, daß die Erzählung von dem Polizeimeister Abugosch noch nicht geendigt sei, sondern daß der Prophet sie vielmehr zu einem glücklichen Ende geführt habe.

Als sämmtliche Zuhörende auf diese Erklärung hin unzweideutige Zeichen ihrer Zufriedenheit an den Tag, oder besser gesagt, da es dunkel war, an die Nacht legten, so fuhr der Alte, wie folgt, zu erzählen fort:

„Wie lange der verwandelte Polizeimeister hier in seinem Blute gelegen, ist nicht genau anzugeben, doch so viel wissen wir, daß, als er erwachte, der Tag in Osten schwach aufzudämmern begann. Er blickte verwundert um sich, und da er sich der Vorgänge der vergangenen Nacht nur dunkel zu erinnern vermochte, so kam ihm das Ganze wie ein Traum vor, der in der That seltsam genug war. War es ihm doch gewesen, als sei er in einen Esel verwandelt worden.

Ganz richtig, er wußte noch genau, wie es ihm zu Muth gewesen war. Er griff an seinen Kopf und an der Stelle, wo sich jetzt ein Turban befand, hatten gestern allmächtig lange Ohren gewackelt. Seltsam, dachte Abugosch, wie der Mensch doch träumen kann! Er blickte um sich, und war sehr erfreut, daß das Dunkel der Nacht noch alle Gegenstände undeutlich machte; denn er befand sich in einer Lage, die sich für den Polizeimeister des Kalifen Mustapha nicht schicken wollte. Vor sich sah er den Nil mit einer Reihe kleiner erbärmlicher Häuser und konnte unmöglich begreifen, wie er hieher gekommen sei. Ihm war es doch gerade, als sei er gestern Abend auf den Diebsplatz gegangen und habe sich auf den alten Sarkophag niedergesetzt, der sich dort befand. Jetzt lag

er hier am Ufer des Stromes mitten auf der Straße und dabei fühlte er sich wie an allen Gliedern zerschlagen.

Langsam und mit Mühe raffte er sich auf und konnte kaum auf seinen Beinen stehen, sein ganzer Körper war gelähmt, und als er sich so von oben bis unten betrachtete und betastete, sah er zu seinem größten Schrecken, daß er einen dicken Strick um den Hals trug, dessen Ende er neben sich am Boden herschleppte. Eilig warf er diese Schlinge herab und hinkte dann in die Stadt hinein, um sich nach seinem Palaste zu begeben. Dort angekommen, öffnete er mit einem geheimen Schlüssel ein kleines Hinterpförtchen und schlüpfte ungesehen in sein innerstes Gemach, wo er sich auf den Divan warf und alsbald in einen tiefen Schlaf verfiel.

Der Beherrscher der Gläubigen, Kalif Mustapha, Beschützer aller Künste und Wissenschaften, hatte in dieser denkwürdigen Nacht ebenso, wie sein unglücklicher Polizeimeister, einen seltsamen Traum gehabt, der ebenfalls leider sehr an die Wahrheit streifte. Ihm träumte nämlich, er spaziere im vollen kaiserlichen Staat an den Ufern des Nils, als er sich plötzlich von einer Schaar schwarzer Raben umringt sah, welche sich mit beispielloser Frechheit auf ihn herabließen und ihn Stück für Stück seines Schmuckes beraubten. Der eine hackte ihm die Agraffe des Turbans los, der andere nahm ihm den faustdicken Diamant, der seinen Mantel zusammenhielt, ein dritter die colossale Perle an seinem Säbelgriff; kurz alle plünderten ihn dergestalt, daß der Kalif in kurzer Zeit nichts Kostbares mehr an sich hatte und so werthlos war, daß kein Jude einen Para für ihn gegeben hätte. Bei allem dem mußte er noch obendrein seinen Polizeimeister sehen, der, ohne ihm zu helfen, seltsam lachend um ihn herumsprang und dabei ganz die Gestalt eines Esels hatte, welch letzterer Umstand dem Kalifen gerade nicht auffallend gewesen wäre, denn er hatte schon selbst im wachenden Zustand bisweilen eine Aehnlichkeit zwischen Abugosch und einem solchen Thiere zu bemerken geglaubt. Auch beunruhigte es ihn

weit mehr, daß man ihn seiner Schätze beraubt, und als er deßhalb am Morgen erwachte, ließ er sogleich seinen ersten Arzt rufen, dem er den Befehl ertheilte, ihm diesen Traum auszulegen.

„Beherrscher der Gläubigen," sprach der Hakim, „da es dem Lauf der Dinge nach unmöglich ist, daß deine kaiserliche Allerhöchstheit etwas anders zu träumen im Stande ist, als was sich auf das Vergnügen und die Ehre deiner großherrlichen Gnade bezieht, so wage ich es, vor deinem erhabenen Angesicht der Meinung zu sein, daß dir der Prophet durch diesen Traum habe kund und zu wissen thun wollen, daß, wenn auch aller falsche Glanz von Perlen und Edelsteinen von dir entfernt würde, du selbst als der Inbegriff alles Glanzes, aller Tugend und aller Ehre nur desto allerhöchst glänzender strahlen würdest."

Der Kalif, dem diese Auslegung ungemein gefiel, strich sich schmunzelnd seinen Bart und erwähnte darauf der seltsamen Gestalt, unter welcher er seinen Polizeimeister gesehen.

„Beherrscher der Gläubigen," sprach darauf der Hakim mit innerlichem Vergnügen weiter, denn es freute ihn, seinem guten Freunde, auf den er neidisch war, da er bei dem Kalifen in großer Gunst stand, einen Hieb geben zu können, „da ich ferner meine allerunterthänigste Meinung dahin auszusprechen wage, daß deine hellsehenden Augen selbst im Traume eine andere Person nur in ihrem wahren Lichte zu sehen im Stande sind, so vermuthe ich, daß der Chef deiner Polizei, Abugosch —"

„Ich verstehe," sprach der Kalif lustig und lachte dabei so, daß ihm der Bauch wackelte. „Es ist wenigstens eine große Dummheit von meinem Polizeimeister, daß er so spurlos verschwunden ist, ohne mich vorher davon benachrichtigt zu haben."

Der Hakim beugte sich tief zur Erde und küßte den untersten Zipfel des großherrlichen Mantels.

„Ja, ja," fuhr der Kalif fort, „deine Auslegung meines Traumes gefällt mir sehr, denn ich hatte schon anfänglich den

sonderbaren Gedanken, als wolle mir der Prophet durch dies Gesicht anzeigen, daß es vielleicht einigen unsaubern Händen gefallen möge, meinen Schatz zu berauben; doch wäre eine solche Frechheit nicht denkbar; ich bin ganz mit dir zufrieden und erlaube dir, den Schatzmeister aufzusuchen, damit er dir eine kaiserliche Belohnung, bestehend in einem Beutel voll Piastern, auszahle."

Der Hakim verbeugte sich abermals so tief wie möglich und schwor bei dem Lichte seiner Augen: er wolle augenblicklich hingehen und den Schatzmeister aufsuchen, als plötzlich der Eintritt dieses Mannes selbst ihm diese Mühe ersparte.

Der Schatzmeister erschien unter der Thür des Gemachs mit verschobenem Turban, schreckensbleichem Gesicht, wobei er der Hofetikette ganz zuwider die Hände hoch über seinem Haupte emporhielt. Der Mann war in der allergrößten Verwirrung und schien augenscheinlich durch eine unangenehme Nachricht in dem wichtigen Geschäft gestört worden zu sein, seinen Körper herauszuputzen; denn abgesehen davon, daß er an seinem linken Fuß einen gelben und an seinem rechten Fuß einen rothen Pantoffel trug, war auch sein Bart an der einen Seite glatt gekämmt und gesalbt, während auf der andern Seite das Haar lose umherflatterte.

„Beherrscher der Gläubigen," stöhnte der Schatzmeister und warf sich auf den Teppich des Gemachs dem Kalifen zu Füßen. „Allergroßmächtigster Herr!" schrie er. „Bei dem Barte meines Vaters und dem Schleier meiner Mutter! Dein Sklave ist unschuldig!"

Man kann sich leicht denken, daß bei dieser sonderbaren Anrede der Kalif aus seiner behaglichen Ruhe empor fuhr und sich mit funkelnden Augen hastig nach diesem seltsamen Benehmen erkundigte.

„Herr," fuhr der Schatzmeister fort, „Herr, wende deine Gnade nicht von mir, und vernimm die Schreckensbotschaft, daß in der heutigen Nacht dein Schatz entsetzlich bestohlen wurde. Ja,

großmächtigster Kalif, er wurde bestohlen, aber nicht durch die Nachläßigkeit deines Sklaven, der wie immer auch gestern Nacht, wie das seine Schuldigkeit ist, Alles aufs Sorgfältigste verschloß. O Herr, man hat die Mauern des Thurms untergraben und auf diese Art deinen Sklavan unglücklich gemacht."

Der Kalif, der mit weit geöffnetem Munde und starren Augen diese Nachricht anhörte, schien etwas Weniges den Verstand verloren zu haben, denn anstatt, wie er sonst wohl gethan hätte, eine seiner Pistolen auf den Schatzmeister abzuschießen, faßte er plötzlich seinen ersten Hakim am Bart, der, vor Schrecken erstarrt, neben ihm stand, und schrie unter einem erschrecklichen Lachen: „siehst du, Freund Hakim, trefflicher Traumausleger! Die Raben, ja, die Raben, und sie haben doch meine Schätze gestohlen." Doch dieser letzte Gedanke brachte ihn plötzlich wieder zu sich. Er lehnte einen Augenblick wie nachdenkend in die Kissen zurück und dann befahl er, daß man dem Hakim auf der Stelle seine Belohnung auszahle. Doch ach, es war eine ganz andere, als wovon er früher gesprochen. Es erschienen nämlich zwei Sklaven, welche ihn auf den Rücken legten und ihm fünfhundert wohl gezählte Hiebe auf die Fußsohlen verabreichten.

Während der Kalif bei diesem Akt der Gerechtigkeit etwas ruhiger zu werden schien, und sichtlich einen Trost darin fand, seine Wuth an einem eigentlich ganz Unschuldigen auslassen zu können, dankte der Schatzmeister, noch immer am Boden liegend, in einem inbrünstigen Gebete dem Propheten für dieses Zwischenspiel, indem er mit Gewißheit glaubte, daß durch diese ärztliche Hülfe sich doch wenigstens nicht der ganze Zorn des Kalifen über ihn ergießen würde. Aber er hatte sich dennoch in Etwas geirrt; denn als Mustapha ruhiger geworden war, befahl er, seinen Schatzmeister in ein tiefes sumpfiges Kerkerloch zu werfen, wo er so lange bleiben solle, bis man den Dieb entdeckt habe. Umsonst mochte der Unglückliche seine Unschuld versichern, ja, bei dem Barte des Propheten

und bei seinen Augen schwören, es half ihm alles nichts, er wurde abgeführt und in einen unheimlichen Kerker gesteckt.

Nachdem man den Beherrscher der Gläubigen allein gelassen hatte, quälte er sich in Gedanken über den großen Verlust ab, der ihn betroffen, wobei er sehr nach seinem Polizeimeister Abugosch seufzte, den, wie er fest glaubte, die Diebe aus dem Wege geräumt hätten, ehe sie es gewagt, den kaiserlichen Palast zu bestehlen. „Ja," murmelte er vor sich hin, „wenn Abugosch da gewesen wäre, hätten es die Diebe gewiß nicht gewagt, ihre verbrecherischen Finger nach meinem Gute auszustrecken. Ich bin ein recht geschlagener Mann, der zugleich mit einem kostbaren Schatz auch den treusten seiner Diener verlieren mußte."

So sprach der Kalif zu sich selber, als der Oberaufseher seines Harems, ein feister boshafter Neger, auf den Fußspitzen ins Gemach schlich und sich in der Ecke niederkauerte, bis es seinem Herrn und Gebieter gefallen würde, einen Blick auf ihn zu werfen."

„Ja, Hassan," sprach der Kalif zu dem Eingetretenen, „es ist ein rechtes Unglück. Ich werde darauf bedacht sein müssen, einen neuen Polizeimeister zu ernennen. Weißt du mir vielleicht jemand Taugliches dazu vorzuschlagen?"

Der Neger brach, statt aller Antwort, in ein leises Lachen aus, so daß seine weißen Zähne blendend hervorschimmerten, doch ohne daß es der Kalif bemerkte, denn dieser fuhr fort: „ich weiß wohl, Hassan, daß du und der Polizeimeister nie besondere Freunde waren: aber trotz allem dem mußt du doch zugeben, daß der Verlust desselben für mich, besonders im jetzigen Augenblicke, unersetzlich ist."

Statt aller Antwort grinste der Neger noch häßlicher als zuvor, so daß es der Kalif bemerken mußte, und der dann auch sogleich fragte, was diese Fratze zu bedeuten habe? worauf sich der Schwarze mit seinem Kopf bis auf den Teppich neigte und entgegnete: „Beherrscher der Gläubigen, du siehst deinen Sklaven

verwundert ob der Rede, die allerniedrigst derselbe soeben aus allerhöchst deinem Munde vernommen hat. Sprach mein Gebieter nicht soeben von dem Verschwinden des Polizeimeisters? ein Umstand, von dem es mich sehr befremdet, daß höchst dein Mund Erwähnung davon thut; denn es käme deiner Weisheit doch wohl zu, vor allen Dingen nur die reinste Wahrheit zu wissen."

Der Kalif sah den Sprecher an, ohne im Augenblick zu wissen, was dieser mit seiner Rede eigentlich sagen wollte.

„Großmächtigster Kalif," fuhr der Schwarze fort, „wer möchte denn wohl vor dir alles Ernstes zu behaupten wagen, daß dein Polizeimeister Abugosch nicht zu finden wäre. Ich versichere dich dagegen, daß er sich ruhig in seinem Palaste befindet — ruhig," setzte Hassan hinzu, wenn ihm sein Gewissen dies zuläßt."

Nach diesen Worten schaute der Kalif aufmerksam den Neger an, und erkundigte sich mit strengen Worten, was dies Gerede zu bedeuten habe.

„Ja, Herr," fuhr Hassan fort, „man hat dir schon gestern hinterbracht, daß dein Polizeimeister nirgends zu finden sei, und das ist allerdings vollkommen wahr, denn er ist weder in der vorletzten Nacht, noch gestern, noch auch in der heutigen Nacht zu Hause gewesen. Verstehst du mich, Kalif? Auch nicht in der heutigen Nacht, wo der Diebstahl an deinem Schatz begangen wurde; doch man hat ihn heute Morgen von der Seite des Nils herschleichen sehen, ja, ich sage von der Seite deines Palastes, wo der Einbruch geschehen; und darauf hat er sich in aller Stille und Heimlichkeit in seinen Palast begeben, ohne jedoch, wie es sich für einen treuen Beamten deiner Hoheit geziemt, schon in der Frühe hieher zu eilen, um gleich die geeigneten Maßregeln zu treffen, die verbrecherischen Diebe einzufangen."

So sehr auch der Kalif vor wenigen Augenblicken auf die Treue seines Polizeimeisters gebaut und von ihm gesprochen hatte, so war doch sein Gemüth von Natur viel zu argwöhnisch, als daß

die giftigen Reden, die Hassan eben geführt, nicht sogleich Wurzel geschlagen hätten und rasch zu einer bösen Frucht gereift wären. Auch war der Schmerz um den Verlust seiner Schätze so groß, daß er in diesem Augenblicke, in der Hoffnung, dieselben wieder zu erlangen, Alles glaubte, was man ihm hierüber sagte. Er zog seine Augenbrauen finster zusammen und ließ sich die ganze Aussage des Negers nochmals wiederholen, worauf er eine kurze Zeit nachdenklich da saß und dann zwei seiner vertrautesten Mamelnken mit dem Auftrage fortsandte, sich heimlich in den Palast des Polizeimeisters zu begeben und ihn stehenden Fußes hieher zu bringen.

Während dieser Zeit lag Abugosch in festem Schlaf auf seinem Divan und freute sich sogar im Traum darüber, daß er kein Esel geblieben, sondern wieder zum Menschen geworden war, als er plötzlich von einem Geräusch, das er neben sich zu hören glaubte, erwachte.

Er blickte um sich, doch jetzt war wieder Alles still und Niemand außer ihm im Gemach.

Abugosch rieb sich die Augen, und während er über die jüngst vergangene Zeit nachdachte, begann ihm die verflossene Nacht mit ihrer schrecklichen Begebenheit in einzelnen Bildern vor sein Inneres zu treten. Er sprang eilig von seinem Divan auf in der Absicht, sich sogleich in den großherrlichen Palast zu begeben und dem Kalifen Mustapha seine ganz sonderbare Geschichte zu erzählen. Indem er sich so eilig erhob, fiel etwas, das sich in den dichten Haaren seines Bartes verborgen hatte, auf die Erde, und als er es aufhob, fand er, daß es einer jener kleinen goldenen Ringe sei, die mit einem unschätzbaren Talisman verziert, von dem Kalifen am Finger getragen worden und deren sich im Schatze des Sultans mehrere befanden. Jetzt begann er zu ahnen, daß die Geschichte, die er in der heutigen Nacht erlebt, in ihrer ganzen schrecklichen Ausdehnung wahr sein könne. Er hatte als Esel die Schätze ge-

tragen, und es konnte wohl möglich sein, daß einer dieser Ringe aus dem Sacke gefallen und an ihm hängen geblieben sei; genug, er hielt den Ring in seiner Hand und betrachtete ihn eben aufmerksam, als er dasselbe Geräusch, das ihn vorhin aus dem Schlaf erweckt, jetzt zum zweiten Mal und deutlicher hinter einem der Thürvorhänge seines Gemachs hörte. Rasch wandte er seine Augen dahin, und wer beschreibt sein Erstaunen und seinen Schrecken, als plötzlich zwei Leibmameluken des Kalifen in das Gemach traten und ihm befahlen, augenblicklich zu folgen.

Abugosch hatte den Ring rasch in seinen Gürtel gesteckt, eine Bewegung, die aber einer der Mameluken bemerkte und das Kleinod triumphirend hervorzog. Umsonst bat der Polizeimeister, man möge ihm erlauben, doch wenigstens andere Kleider anzuziehen; denn in der That, sein jetziger Anzug befand sich sehr in Unordnung: der Turban war zerfetzt, der Kaftan beschmutzt und zerrissen, kurz Alles war in gar schlechtem Zustande. Doch die Mameluken thaten ihre Pflicht, setzten den Gefangenen vor dem Hause in eine Tragsänfte und brachten ihn nach dem kaiserlichen Palast.

Mustapha harrte mit Ungeduld ihrer Rückkehr entgegen und ließ den Polizeimeister sogleich vor sich bringen. Abugosch trat in das Gemach und ein Blick auf den Kalifen reichte hin, um ihm zu sagen, daß dieser sich in einer sehr schlechten Laune befand. Mit der einen Hand griff er in seinen vollen Bart und mit der andern spielte er mit einem Säbelgriff.

„Dank sei dem Propheten,“ sprach Mustapha finster, „daß er uns einen solch treuen Diener, wie du bist, wieder geschenkt hat. Sprich, mein Sohn Abugosch, wo warst du in der Zeit, die du fern von meinem Palaste, sowie fern von meinem Hause zugebracht hast? Warum warst du nicht bei der Hand, als man meinen Schatz bestohlen, oder,“ fuhr der Kalif fort, indem er den Gefangenen mit durchbohrendem Blick ansah, „warst du vielleicht bei

dem Einbruch zugegen? wenigstens spricht dieser Ring dafür, den ich hier in meiner Hand halte."

Nach dieser Anrede und dem hohnlächelnden Gesicht des Negers Hassan, der hinter seinem Herrn hervorsah, war der Polizeimeister gleich im Klaren, wie die Sache hier für ihn stände. Doch da er sich keines Verbrechens bewußt war, so schaute er dem Kalifen ernst ins Gesicht, und sagte nach der üblichen Verbeugung: „Beherrscher der Gläubigen, deine Weisheit hat geruht, einen schweren niederdrückenden Verdacht auf deinen Sklaven zu werfen. Möge es mir aber dagegen erlaubt sein, dir die wunderbare und seltsame Geschichte zu erzählen, die mit mir vorgegangen, während ich nicht das Glück hatte, dein hohes Antlitz zu schauen."

Als Mustapha hiezu seine Erlaubniß ertheilt, begann Abugosch, und erzählte die Vorfälle auf dem Diebsplatz, wie er in einen Esel verwandelt worden und wie es ihm darauf ergangen; dann die Geschichte des Einbruchs in den kaiserlichen Schatz, Alles so genau wie möglich.

Der Kalif hatte aufmerksam zugelauscht, und wenn auch in jenen Zeiten die Genien und Kobolde öfters sichtbar ihr Spiel trieben, so war sein Herr doch zu sehr zum Argwohn geneigt, als daß er diesem seltsam klingenden Märchen seinen vollen Glauben hätte schenken können. Deßhalb schüttelte er sein Haupt und entgegnete: „Höre, Abugosch, ich bin von deiner Klugheit zu sehr überzeugt, und das, was du mir eben erzählst, klingt viel zu unwahrscheinlich, als daß ich nicht glauben sollte, du habest es erfunden, um einen schweren Verdacht von dir abzuwälzen. Doch es sei ferne von mir, dich zu verdammen, ohne dir Gelegenheit zu geben, deine Unschuld zu beweisen. Du sahst also in der verflossenen Nacht deutlich, in welches jener kleinen Häuser die Diebe meine Schätze getragen. Begib dich daher sogleich mit einer zahlreichen Wache dorthin und suche die Säcke. Wenn du sie alle wieder bringst, so will ich dir Glauben schenken und es soll dir

eine große Belohnung nicht entgehen. Im anderen Falle aber werde ich der Welt zeigen, wie man einen Diener bestraft, der seinen Herrn bestiehlt."

Was konnte der unglückliche Abugosch thun? Sowie er seinen Herrn kannte, war er noch herzlich froh, daß ihm dieser nicht ohne Weiteres den Kopf vom Rumpfe hatte schneiden lassen, sondern ihm vielmehr einen Weg gezeigt, auf dem er allen Ernstes glaubte, seine Unschuld beweisen zu können. Er neigte seinen Kopf zur Erde und begab sich mit einer zahlreichen Wache an das Ufer des Nils, wo die kleinen Häuser standen. Hier fand er auch nach einigem Herumsuchen bald die Hütte, in welche die Spitzbuben die Säcke getragen hatten. Er stellte sich davor hin, besah sie von allen Seiten, um sich nicht zu irren, war aber bald fest überzeugt, daß in dieser und keiner andern die Schätze sein müßten. Nun ließ er das Haus sorgfältig von allen Seiten mit Wachen umstellen und umging es zuerst selbst, um nachzusehen, ob die Spitzbuben die Säcke nicht hinten irgendwo hätten hinaustragen konnen. Doch war das unmöglich; denn an der andern Seite der Hütte floß der Nil dicht vorbei, und wenn sich auch da eine Hinterthür befand, so führte dieselbe nur auf einen kleinen grabenartigen Einschnitt, den der Strom ins Haus machte und wo die armen Schiffer zur Nachtzeit ihre Kähne hineinzuziehen pflegten.

Nachdem die Wachen von allen Seiten das Haus umstellt hatten, begannen sie langsam einzutreten. Abugosch eilte rasch durch die Vorderthür ein paar Stufen hinab in ein ärmliches Gemach, wo sich aber nichts weniger als Säcke voll Schätze befanden. Hier war Alles leer und zerfallen. Jetzt drang man weiter ins Haus hinein und hatte es bald von oben bis unten auf das Genaueste durchsucht, ohne das Geringste gefunden zu haben. Man kann sich leicht die Verzweiflung des armen Polizeimeisters denken, als er einsah, daß die Diebe wahrscheinlich schon am frühen Morgen hier gewesen seien und die Schätze fortgeholt hätten.

Freilich eine unerhörte Frechheit; denn der Raub in der Schatzkammer während dieser Nacht war schon am frühen Morgen überall bekannt geworden und die Spitzbuben mußten doch fürchten, mit ihren Säcken angehalten und festgenommen zu werden. Aber was half es, daß Abugosch darüber nachgrübelte; die Säcke waren fort und nirgends zu finden.

In seiner Verzweiflung sah er einen der schrecklichsten Tode vor sich und klammerte sich deßhalb an Alles fest, was ihm vielleicht noch Rettung geben konnte. „Vielleicht habe ich mich getäuscht," dachte er bei sich selbst, „und es ist das nebenstehende Haus gewesen" — eine Idee, die er sich so wahrscheinlich machte, daß er befahl, auch dieses alsbald durchzusuchen, was denn auch geschah, aber leider ohne mehr zu entdecken, als in der ersten Hütte.

Von Zeit zu Zeit schickte der Kalif einen Mameluken ab, um sich nach dem Erfolg dieser Haussuchungen zu erkundigen, und jeder dieser Boten trieb dem armen Abugosch des Angstschweißes mehr auf die Stirne.

Jetzt durchsuchte man auf gleiche Weise auch auf der anderen Seite das angrenzende Haus, dann das zweite, dritte, Alles vergeblich, und wenn auch Abugosch auf diese Art sämmtliche Häuser der ganzen Reihe durchstöbern ließ, so sah er doch, so oft er bei dem ersten Hause, das man untersuchte, vorbei kam, daß dieses und kein anderes das rechte sei.

So war es Nachmittag geworden und die Sonne senkte sich schon stark gegen den Horizont, den Nil und die alte Kalifenstadt mit rothem feurigem Glanz bedeckend. Abugosch hatte noch einmal das erste Haus von oben bis unten durchsucht und stand an einer Hinterthür, die auf den Nil führte, in trübe quälende Gedanken versunken. Vor ihm lag der herrliche breite Strom, mit kleinen und großen Booten bedeckt, in welchen fröhliche Menschen saßen, die sich des schönen Abends freuten. Ach, sein schön bemalter und vergoldeter Nachen schaukelte leer und unbenützt vor der Ter-

rasse seiner schönen Villa, die dort unten am Ufer des Stroms lag und deren glänzende Dächer er im Abendstrahl funkeln sah. Dort lag sein schöner Orangengarten mit Blumenfeldern und kleinen Wäldchen von dunkeln Cypressen, sein Lieblingsaufenthalt, den er nie mehr betreten sollte. Er kannte seinen Herrn, den Kalifen Mustapha, zu gut, und wußte, daß die Nacht, die sich heute auf den Nil herabsenkte, für ihn zu einer ewigen werden würde, und daß er die Spitzen der Pyramiden drüben nie mehr in der Morgensonne glänzen sähe.

Die Schätze waren, wie schon gesagt, nicht zu finden, und der Beherrscher der Gläubigen war viel zu sehr über den Verlust seiner Kostbarkeiten empört, als daß er nicht sein Wort halten würde, und ihn eines schimpflichen Todes sterben lasse. Dieser letzte Gedanke, als gemeiner Dieb öffentlich hingerichtet zu werden, war dem Polizeimeister, der sich seiner Unschuld bewußt war, noch schrecklicher als der Tod selbst, und als er den tiefen Fluß so schön zu seinen Füßen sah, kam ihm plötzlich der Gedanke, ob es nicht besser sei, sich da hinabzustürzen und seinem Leben freiwillig ein Ende zu machen, als in die Hand des Henkers zu fallen. Gedacht, gethan. Der arme Polizeimeister warf noch einen schmerzlichen Blick auf die Gegend ringsum, befahl seine Seele dem Propheten und sprang in den Nil, wo er auch alsbald untersank.

Ihr könnt euch leicht denken, daß auf dies Geplätscher im Wasser die Wachen mit aller Hast herbeistürzten, denn sie sahen mit Schrecken die Absicht ihres hohen Gefangenen ein, und fürchteten, wenn sie ihn nicht lebendig überbrächten, für ihre eigenen Köpfe.

Man schrie nach Nachen, nach Leitern und Stricken und einige der Soldaten, die gut schwimmen konnten, machten schon Anstalt, sich dem Polizeimeister nachzustürzen, als dieser plötzlich wieder auf der Oberfläche des Wassers erschien, und seinem Entschlusse, sich selbst das Leben zu nehmen, sehr entgegen, den Umstehenden laut

zurief, sie sollten ihm einen Strick zuwerfen, was denn auch augenblicklich geschah.

Kaum hatte Abugosch das feste Land wieder betreten, als sich die Wachen augenblicklich seiner bemächtigen wollten; doch wehrte er sich mit Händen und Füßen, wobei er aber in die freudigen Worte ausbrach: „da unten im Wasser liegen die Säcke!"

Gerade in diesem Augenblick kam der Kalif zu Pferde an das Ufer des Nil geritten, indem er sich mit eigenen Augen überzeugen wollte, ob man auch bei der Durchsuchung der Häuser mit der gehörigen Sorgfalt zu Werke gegangen. Er sah die Bewegung am Ufer und als er dicht herangekommen war, zog man gerade den ersten der Säcke, mit Gold und Edelsteinen angefüllt, aus dem Wasser, worüber Abugosch so entzückt und voll Freude war, daß er sich in seinen nassen Kleidern dem Kalifen zu Füßen warf und inbrünstig einen Zipfel der lang herabhängenden Schabracke küßte. Darnach erstattete er in kurzen Worten dem Kalifen einen Bericht ab und verschwieg nicht, daß er sich seiner Unschuld bewußt, lieber selbst das Leben habe nehmen wollen, als von der Hand des Henkers sterben, und daß er auf diese Art entdeckt, wie die listigen Diebe die Säcke sorgsam auf den Grund des Nils hinabgelassen.

Mustapha, sehr erfreut, seine Kostbarkeiten wieder zu haben, sprach den Polizeimeister augenblicklich von allem Verdachte frei und kehrte mit ihm in den Palast zurück. Hier ließ er ihm einen kostbaren Ehrensäbel überreichen und Abugosch stand von diesem Vorfalle bis an's Ende seiner Tage in höchster Macht und Ansehen.

So schloß der alte Mann diese wahrhaft denkwürdige Geschichte, die dem Polizeimeister Abugosch begegnete.

„Und die mich außerordentlich ergötzt hat," setzte der Emir el Hadsch hinzu.

„Und mich," sagte einer der jungen Männer.

„Nur möchte ich wissen," entgegnete ein Dritter, „ob man von den Dieben nichts mehr gehört hat."

„Nicht das Geringste," sagte der alte Mann, und so große Mühe sich auch Abugosch von der Zeit an gab, eine Spur von ihnen zu erhalten, so ist ihm das nie gelungen. Später hat er sich über diesen Vorfall mit weisen Männern berathen, welche sämmtlich der Meinung waren, daß jene Geister, die ihn verwandelten, später, um seine Strafe zu schärfen, ebenfalls die Rolle der Diebe übernommen hätten, alsdann aber, nachdem er genug gebüßt, ihm den Entschluß in die Seele legten, sich in den Nil zu stürzen und ihm auf diese Art wieder halfen."

„Ja, ja," sagte der Emir el Hadsch, „mir scheint dies am allerwahrscheinlichsten; denn man hat selten gehört, daß ein rechtgläubiger Muselmann aus freiem Antriebe den Vorsatz gefaßt hätte, sich selbst das Leben zu nehmen; ich würde mich lieber zehnmal köpfen lassen. Und dann," setzte der ehemalige Oberschatzmeister hinzu, „so verstockte böse Menschen es auch gibt, so ist das Verbrechen, den kaiserlichen Schatz zu bestehlen, doch unerhört und kommt wohl nie vor. Es muß Zauberei mit im Spiel gewesen sein."

Bei diesen Erzählungen und Gesprächen war es indessen spät geworden und ein leiser Wind, der über die Fläche dahin strich, erinnerte die Gesellschaft daran, daß es Zeit sei, sich noch einige Stunden zur Ruhe zu legen.

Den folgenden Tag hatte die Karawane einen längeren Marsch gemacht als gestern und es war deßhalb schon spät geworden, ehe das Lager aufgeschlagen wurde und sich Menschen und Pferde zur Ruhe begeben konnten. Der Emir el Hadsch lag sehr ermüdet auf seinem Divan und so sehr ihn auch gestern die Erzählungen des alten Mannes belustigt hatten, so zog er es doch heute vor, in seinem Zelte zu bleiben und sich früher zur Ruhe zu legen. Auch hatte sich seine Tochter Zemire die Erlaubniß ausgebeten, ihn besuchen zu dürfen, und kaum war die Nacht ganz hereingebrochen, und die Sklaven, welche die goldenen Lampen im Zelte des Emirs angesteckt, hatten sich eben zurückgezogen, als durch den bedeckten Gang

der die beiden großen Zelte vereinigte, die schöne niedliche Türkin hereinschlüpfte, und sich zu dem Vater auf den Divan lagerte. Nachdem sie sich nach seinem Befinden erkundigt, begann sie von den Eindrücken zu erzählen, welche die Reise und die Karawane in den vergangenen Tagen auf ihr frisches Herz gemacht, und das wußte sie Alles so natürlich und lebendig vorzutragen, daß der alte Herr über die geringfügigsten Sachen laut lachen mußte. Auch hatte sie ihre Laute mitgebracht, und als sie nichts mehr zu erzählen wußte, griff sie in die Saiten und sang eines jener arabischen Lieder, die mit ihren glühenden, lebhaften Worten und der dazu passenden Sprache einen unwiderstehlichen Zauber auf das Menschenherz ausüben:

Emir Gundubar, der Held.

Sieh', es hebt sich leise der Schleier der Nacht und wallt empor goldgesäumt und ringsum lichter werdend. Strahlen zucken hindurch und in Osten hebt sich das Licht der Welt, goldig und mit allgewaltiger Liebe, Erde und Himmel küssend.

Doch mit doppelter Liebe begrüßt der erste Strahl der Sonne die weite, sandige Wüste, sein eigentliches Königreich, wo sie herrscht, hell glänzend und schön, furchtbar und majestätisch. Aber mit dreifacher Liebe küßt der Sonnenstrahl einen kleinen Flecken in dem gewaltig unendlichen Reiche des wehenden Sandes, eine kleine Stelle, wo sein warmer Kuß schlanke grüne Palmen erstehen ließ und feines wehendes Gras, das jetzt in der Morgenstunde flüstert und sich freut, hier entstanden zu sein, hier mitten im gelben Sande, wo rings, so weit der Blick reicht, kein anderer Halm grünt, keine Palme wankt, kein Wasser rieselt.

Doch es ist nicht allein das zierlich gezackte Blätterdach, von

den hohen, schlanken Stämmen getragen, welches die Sonne mit so dreifacher allgewaltiger Liebe bescheint; nein, es ist nicht die Oase allein.

Siehst du dort unter den Palmbäumen die weiß und grünen Zelte, vor denen die hohen Lanzen emporragen, die Lanzen mit der harten eisernen Spitze! ach, das Eisen ist hart und dürstet nach dem Blute der Menschen, und mit dem Büschel von schwarzen wehenden Straußenfedern, die dem hölzernen Schafte seine Schnelligkeit geben, denn wie der Strauß vor dem wehenden Samum durch die Wüste hinjagt, so fliegt die Lanze in der Hand des Tapferen mit größerer Schnelligkeit weit voraus dem wallenden Burnus, ein Schrecken der Feinde.

Es steht ein Zelt unter der höchsten der Palmen, ein Zelt, weiß wie Schnee auf den Bergen, und grün, wie ein junges Reisfeld, und vor dem Eingange desselben lehnt eine Lanze, größer und schwerer, als alle übrigen. Und daneben steht ein Roß, weiß und grau gefleckt, wie der wilde Schwan. Sein Hals ist schlank, wie der Yatagan meines Vaters, unten stumpf und oben schneidig. Die vier Beine des Rosses sind dünn und biegsam und glänzen dabei wie die Klinge aus Damaskus. Der Rücken ist gerade und gerade ist der Schweif, so daß man nicht weiß, wo jener anfängt und dieser aufhört, und es nur ahnt, da, wo das seidene Haar länger wird, und im leichten Morgenwinde die Silberfäden spielen.

Und erst der Kopf dieses Pferdes; wie schön ist sein Gesicht, wie freundlich seine Stirn und glänzend seine Augen. Sollte man nicht glauben, es verzehre den ersten Strahl der Sonne, denn wie bläht es seine Nüstern, wie gierig blickt es ihm entgegen und wiehert laut das edle Roß!

Ja, es wiehert laut und seine Stimme klingt hell und rein, markdurchdringend. Ist es wohl im Stande, den Schläfer unter dem Zelte zu erwecken, dessen Schlaf so fest ist, daß ihn nicht das heisere Geheul des Schakals, nicht das Gekreisch eines Wüsten-

geiers zu unterbrechen im Stande war? O könnte dein Wiehern ihn doch erwecken, den edlen Emir el Haris, du treues Roß!

Aber er liegt ruhig in seinem Zelte, gen Morgen gewendet und hat die Hände über seine Brust gefaltet und hört nicht das Wiehern seines Rosses. Sein Herz verwelkte und stand still und das Blut, zunächst seinem Herzen, verwunderte sich und stockte ebenfalls. Dann lief es eilends zurück und raste durch alle Adern und sagte es jedem Gliede des Körpers an, daß das Herz des Emir el Haris still stehe und nicht mehr schlagen wolle. Und wie es so durch einander lief und berathschlagte, da schwellte ein schwerer Seufzer die Brust des Emirs, und er sah am fernen Horizonte zwei Engel aufsteigen, die schleppten hinter sich her eine lange schwarze Decke und überzogen Berg und Thal damit, so daß Alles ringsum schwarz ward. Nur in der Mitte dieser schwarzen Decke brannten in feurigen Buchstaben die Worte: Der Prophet wird gnädig sein dem Gerechten und ihn in's Paradies führen.

Dies las der sterbende Emir el Haris und seine Seele flog empor.

Sahst du jemals die Sandwolke, wie sie sich in der weiten Wüste erhebt, ein Schrecken der Karawane? aus dem trüglichen Spiel der Fata Morgana entwickelt sich das schreckliche Sandgespenst.

Die Palmen, die du am Horizont zu sehen glaubtest, die duftenden Haine und zierlichen Gebäude verschwimmen in einander und du verwunderst dich, daß dort, wo deine Phantasie vor wenig Augenblicken noch fließendes Wasser sah, jetzt gelbe Sandhügel emporwachsen.

Und wunderbarer! bewegen sich jene Hügel nicht? — Pilger, denk an dein Ende, ja, sie heben sich langsam empor, und der Himmel, der noch vorhin tief blau das Haupt der Gläubigen bedeckte, färbt sich dorthin stahlgrau und ist tief am Horizonte anzusehen, wie der glänzende Stahlpanzer des Sarazenen, wenn sich die Flammen einer brennenden Stadt auf ihm spiegeln. —

Pilger, bedenke dein Ende. Wird dort der Sand lebendig.

Das ist ein Heben und Drängen in den Hügeln und man sollte glauben, es sei eine Schaar leidtragender Weiber, die dort wandeln, denn es flattert empor, wie gelbe ungeheure Schleier. Pilger, bedenke dein Ende!

Das ist der Sandsturm. Ach, ein menschliches Auge, das ihn aufsteigen sieht, wird so ergriffen von dem gewaltigen Anblick, daß es auf dieser Welt nichts Anderes mehr erschauen kann. Pilger, bedenke dein Ende!

Schon ist die Hälfte des Himmelsbogens gelb bezogen und es pfeift und saust von drüben her, wie des Meeres Wogen, wenn die Nordwind sie peitscht.

Und wie das hülflose Schiff auf dem unendlichen Ocean dahin flieht vor der Gewalt des Sturmes, so versucht es die Karawane eilenden Laufes, den heranflatternden Sandwogen zu entfliehen. Pilger, bedenke dein Ende!

Hast du jetzt dein Ende bedacht, Pilger? Es wäre gut für dein Seelenheil, denn im nächsten Augenblicke wirst du nichts mehr zu denken haben.

Das schaumbedeckte Roß bleibt stehen und wendet sich gegen den Orkan. Was hilft sein Fliehen? Auch ist es muthiger als sein Herr, der in gräßlicher Angst den Burnus über sein Haupt zieht und vergebens Gott anruft, Gott und den Propheten.

Das geduldige Kameel legt sich nieder und drückt seinen Kopf in den Sand zu seinen Füßen. Sind vielleicht die Schmerzenstöne, die es ausstößt, eine flehende Bitte an den Sand des Bodens, er möge ihn schützen gegen seine Brüder in den Lüften. — Jetzt rieselt es leise herab und die scharfen feinen Körner verursachen ein leises, melodisches Getön, ähnlich dem feinen Regen, der nach mondenlangem Sonnenbrand Berg und Thal erfrischt.

Ach, dieser Regen erfrischt nicht. Er dringt mit unbeschreiblicher Gewalt durch jedes Kleid, und häuft sich langsam auf Thiere und Menschen.

Vielleicht daß einige Tage später eine andere Karawane des Weges kommt und bei unförmlichen Sandhügeln vorbeizieht, nicht ahnend, was diese Riesengräber bedecken, nicht ahnend, daß dort mancher liegt, dem alles Gold und Silber der Welt das Auge nicht füllen konnte, was nun eine Hand voll Sand gethan.

Doch ich will dir ja nicht singen von den Schrecknissen der Wüste, sondern von dem Tode des edlen Emir el Haris und von seiner edlen Wittwe Rabab.

Ihr Herz war froh bei den Lebenden und ihr Leib glich den gesegneten Fluren des Delta vor der Ernte, eine Flur, die der Emir mit Entzücken anschaute, ohne zu wissen, wie die gereifte Frucht sein würde. Ihr Frohsinn glänzte hell, wie die Sonne auf dem gelben Sande der Wüste und ihre Blicke ruhten auf dem Emir mit Lust und Freude, wie die durstige Gazelle das Wasser anschaut, nachdem sie Tage lang, ohne zu trinken, umher geirrt.

Da starb der Emir, und wie der Sandsturm in der Wüste stieg am Horizonte der edlen Rabab der Gram auf und warf sich über sie. Ach, jedes Sandkorn rief ihr zu: sein Herz steht stille, sein Herz, das für dich schlug. Jedes einzelne Sandkorn war ein Schmerz, den kaum eine Menschenseele zu ertragen im Stande ist und über die arme Rabab fiel ein ganzer Sandsturm, und sie ertrug ihn.

So lag sie in ihrem Zelte, die edle Rabab, schön wie der junge Tag und barg ihr Gesicht in beide Hände, ihr Gesicht, das unter dem Haar hervorsah, wie die weißen glänzenden Eier unter dem Flügel des schwarzen Straußes.

Sie vernahm das Wiehern des Pferdes und wie beim Gewitter zuweilen ein einzelner Sonnenstrahl über die Gegend fährt, so zuckte ein lachender Gedanke durch die Nacht ihrer Seele. Ach, wenn er noch lebte! Doch er war todt, todt war der Emir el Haris, dessen Hand gegen Jedermann, sowie Jedermanns Hand gegen ihn war.

Ja, Jedermanns Hand war gegen ihn und wenn auch der

kräftigen Männer viele waren, die zu seinem Gezelte gehörten, so waren doch jetzt ihre Muskeln, sowie die Sehnen ihrer Pferde gelähmt, ihre Lanzen waren zerbrochen und ihre Sehnen ohne Schneiden; denn Emir el Haris war todt. Wohl standen die Männer um das Gezelt, in welchem die edle Rabab lag und hatten in dem Schmerz, der auch sie erfaßt, ihren Turban gelöst und schleiften den langen faltigen Mantel auf der Erde nach. Ihre Kraft war zu schwach, sich vereint zu halten gegen die Stämme ihrer Feinde, die noch heute wie Heuschreckenschwärme über den jungen Mais auf sie stürzen würden, denn der Emir el Haris war todt. Leb' wohl, edle Rabab! Gott möge dich schützen und der Prophet! Der Feind wird sich deiner erbarmen, da er dich allein nnd wehrlos sieht. Doch was müßte dein Loos sein, wenn der Todfeind deines Mannes, Emir Darim, dich ergreift, nachdem wir ihm noch Viele der Seinen getödtet?

So war denn Rabab verlassen und Niemand mehr bei ihr, als das Kind, das sie unter ihrem Herzen trug. Da sank sie zurück auf ihr Lager in Betrübniß und Schmerz und der Engel des Traums streifte bei ihr vorüber nnd berührte mit seinem rosenrothen Fittig ihr Auge. daß es fähig war, zu schauen in eine andre Welt. Sie blickte in das Paradies, wo der Baum des Todes stand, an dessen Zweigen die Menschenleben hängen. Sie sah wie ihn der Wille des Propheten erschütterte und wie der Menschen unzählige hinabstürzten in den Arm des Todes, Kinder und Jünglinge, Jungfrauen und Greise.

Aber mit Schrecken und Freude sah sie auch ihr eigenes Leben locker an einem Zweig hängen, und es flatterte so lose, daß man fürchten mußte, der nächste Augenblick werde es herabreißen. Ach, also der Tod stand ihr nahe bevor, nahe vor ihren Augen wogte die letzte schreckliche Stunde, ein furchtbar tobendes schwarzes Meer, in dessen Fluthen sie stürzen sollte, ohne zu wissen, ob der Hauch der Gnade aus dem Munde des Propheten sie wie ein

leichtes Rosenblatt über die Wellen an ein glückliches Gestade treiben würde, oder ob sie untersänke zur ewigen Finsterniß. Doch neben dem Faden, an dem ihr abgelaufenes Leben hing, schwellte eine Knospe, die noch verhüllt ein neues Leben trug, eine Knospe, die von Kraft und Gesundheit strotzend, fest an dem Baume des Lebens saß.

Die Knospe war anzuschauen, wie das rosige Gewölk, das vor der Sonne am östlichen Himmel auftaucht und schon von den feurigen Strahlen durchwebt und vergoldet ist. Wie die Wolke, die stolz voran fliegt und es der Erde ansagt, daß ein schöner Tag anbrechen wird, aber ein Tag, an dem die Luft nicht ruhig über die Gefilde dahin zieht, sondern ein Tag, an dem der Wind sich aufmacht und gewaltig über die Gebirge daher braust, ein Schrecken der Thalbewohner und der Meerdurchschiffenden.

O diese Knospe, sie war schön und lieblich anzusehen. Und die Mutter sah im Traum das Bild ihres Sohnes, wie es langsam emportauchte, gleich der glänzenden Sonne aus dem Rosengewölk mit feurigen Strahlen, dorthin Segen bringend, wie der Sonnenschein, der die junge Saat hervorlockt, dorthin Entsetzen verbreitend, wie die glühenden Strahlen, die in der Wüste die Brunnen der Karawanen vertrocknen, aber gesehen und angestaunt von der ganzen Welt.

O edle Rabab bedenke dein Ende. Als sie von ihrem schweren Traum erwachte, die Gemahlin des Emir el Haris, war es still um sie her und sie hörte kein Wiehern der Rosse, kein Klirren der Schwerter; aber jetzt hob eine schwarze Hand den Zeltvorhang empor, es war Abdallah, der Neger des Emirs, der zurückgeblieben war und zu ihr sprach: auf Rabab, folge mir, ich bringe dich sicher zu der Oase al Khasin, die sich glänzend und duftend weit hinter jenen Bergen im unermessenen Sande ausbreitet, und wo die grünen Zelte stehen, unter denen dein Vater und deine Brüder lagern.

Und Rabab folgte ihm, nachdenkend und traurig, und doch blickte unter dem schwarzen Schleier ihres Grams ihr inneres Auge freudig und hoffend gen Himmel, denn sie dachte an ihren Traum.

So zogen sie dahin, und Tag und Nacht wechselte einige Mal über ihren Häuptern.

War die edle Rabab froh, einen Führer gefunden zu haben durch die Wüste, und folgte sie dem Sklaven gern und willig, wie das Schiff dem lenkenden Ruder? Nein, sie fühlte sich verlassener, als je, denn in dem glänzenden brennenden Auge des Negers stieg eine Flamme auf, die ihr letztes Glück, ihre Ruhe zu verzehren drohte. Sieh, Rabab, sprach der Neger, wohl halte ich es für möglich, den Weg zur Oase al Khasin zu finden; doch wo ist der Mensch, der sich nicht irrt? Schaue zu deinen Füßen in den Sand, wie er glatt und ohne Pfad ist, voll kleiner Wellen, die der Morgenwind in seine bewegliche Fläche gezeichnet. Doch sehe ich rechts und links neben uns die Spuren von zahlreichen Gazellenheerden. Auch scheint es mir, daß in der Ferne dort zwischen den Hügeln die Krone einer Palme hervorblickt, wenn es aber nicht al Khasin wäre, wenn es die Oase eines feindlichen Stammes wäre, würde ich dort mit dir einziehen dürfen und zu dem Emir sprechen: sieh, Herr, dies ist die Wittwe deines Todfeindes el Haris, dürfte ich vielmehr sagen, du seist mein Weib Rabab? dürfte ich sprechen: sieh, Herr, als der letzte Tag sein Auge schloß und uns nicht mehr ansah, fanden wir uns getrennt von der Karawane und irrten bis zu dir, gib uns ein gemeinschaftliches Zelt.

Rabab dachte an ihren nahen Tod und an ihren Traum.

O, Rabab, fuhr der Sklave fort, glaube nicht, daß mich die Treue zu meinem ehemaligen Herrn zurückhielt, nein, es ist ein anderes Gefühl, das mich vermochte, mein Leben deiner Rettung zu opfern. Ich liebe dich, Rabab, sieh, ich nehme mein Leben und mein Herz in die rechte Hand und will es zu deinen Füßen ausbreiten, daß du fernerhin darauf wandeln mögest, sanft und

angenehm, wie auf dem Teppich von Kaschemir und mit der andern Hand zeige ich dort nach jener Palme, indem ich dir sage, dort lagert der Todfeind deines Mannes, Emir Darim. Wähle denn Rabab, zwischen mir und dem Tode.

Rabab sinkt nieder in den Sand der Wüste und während Schrecken und Abscheu ihre Seele erfüllt, durchrieselt ihr Mark und Bein ein anderer furchtbarer Schmerz. Sie bittet den Sklaven, bei Seite zu gehen und einen Trunk Wasser zu holen, dann soll er ihre Antwort wissen.

Jetzt ist sie allein und wie sich drüben die Sonne zur Erde neigt, so fühlt sie auch, daß das Ende ihres Lebens kommt. Seltsam geformte Wolken wanken um die sinkende Sonne und werfen lange Schatten bis zu ihren Füßen. Dazwischen durch brechen die letzten Strahlen des Gestirns und glänzen auf dem Sande und auf den kleinen funkelnden Steinen in demselben. Ist doch die edle Rabab wie von einem überirdischen Schein umgeben. Licht und Schatten bedecken sie und bilden ein glänzendes Gezelt um sie her.

Sie hat einen Sohn geboren und denkt an ihren nahen Tod und an ihren Traum. Sie bindet dem Knaben ein Amulet um den Hals, das sie bei sich trug, wickelt ihn in ihren langen flatternden Schleier und legt ihn an ihre Brust.

Was soll ich dir singen, was nun geschah, als nun der Sklave zurückkam? Greif in dein eigen Herz und es wird dir sagen: welche Antwort Rabab dem Neger gab, als er seinen verbrecherischen Antrag wiederholte.

Da sank die Sonne plötzlich hinab und nahm die Strahlen, welche auf der Ebene ausgebreitet lagen, alle mit sich, alle himmlischen Strahlen, sag ich dir. Ach, die Seele der edlen Rabab war auch ein reiner fleckenloser Strahl und sie verließ den Körper und floh mit ihren Schwestern dem ewigen Lichte zu.

Auch die Schatten flohen, die das Licht hervorgebracht, der

schwarze finstere Schatten und der Sklave wandte sein Antlitz und schüttelte eilenden Laufes den Staub von seinen Füßen. —

Was wir hier mit einfachen Worten gegeben, sang die schöne Zemire ihrem Vater in einer düsteren melancholischen Weise, aber mit der Kraft und Glut, die den Orientalen so eigen ist. Wo das Wort des Dichters nicht ausreichte, vervollkommnete sie ein unklares Bild durch einen Blick, durch einen zum Herzen dringenden Ton, durch eine neu ergreifende Wendung der Melodie.

Als sie geendet, legte sie das Instrument bei Seite und plauderte noch eine Weile mit dem Emir, und da es jetzt spät geworden war, wünschte sie dem Vater gute Nacht und zog sich in ihre Gemächer zurück. Auch der alte Herr löste seinen Turban und legte sich zum Schlafe auf die Kissen des Divans.

Hassan, der Neger, den wir seit jenem Vorfalle im Hofe des Emirs zu Kairo fast gänzlich aus den Augen verloren haben, hatte den Pilgerzug nach Mekka, wie wir auch schon früher vernommen, mit großem Unwillen angetreten. Wenn er den Tag über auf seinem Maulthiere saß und dem Zuge folgte, so machte er sich neben dem unangenehmen Gedanken an die Gefahren, die ihn unterwegs betreffen könnten, auch allerlei Ideen über jenen Kameeltreiber, mit dem er damals im Hofe angebunden hatte. Wenn er sich auch insgeheim ärgerte, daß er demselben damals keine körperliche Züchtigung hatte zu Theil werden lassen, so schwebte ihm doch in solchen Augenblicken immer das ausdrucksvolle Gesicht des jungen Mannes vor mit den seltsam glühenden Augen, die ihm eine ziemliche Furcht eingeflößt. Sehr häufig ritt Hassan durch die Reihen und spähte nach dem Kameeltreiber, hatte ihn aber nicht wiedergesehen, nur einmal in der ersten Nacht nach dem Ausmarsche war es ihm, als erkenne er die Gestalt des jungen Mannes. Als in jener Nacht nämlich der Emir El Hadsch das Zelt verlassen, hatte der Neger sich draußen auf ein Polster niedergelassen und rauchte behaglich seine lange Wasserpfeife. Da hörte er plötzlich hinter dem Zelte,

in welchem des Emirs Tochter Zemire wohnte, die leisen Töne einer Laute, auf welcher eine geübte Hand eine arabische Melodie spielte. Darauf fiel eine kräftige Männerstimme ein und sang ein Lied dazu. Anfänglich hatte Hassan nicht so sehr darauf geachtet, indem er glaubte, eine der Wachen vertriebe sich mit Musik die Zeit. Doch plötzlich kam es ihm vor, als habe er die Stimme schon einmal gehört, und als er noch darüber nachdachte, trat plötzlich das Bild jenes jungen Kameeltreibers lebhaft vor seine Erinnerung. Eilig erhob sich nun der Schwarze von seinem Kissen und schlich um die Zelte herum. Da sah er im Mondschein einen Mann sitzen, der die Laute spielte und in dem er augenblicklich jenen Kameeltreiber zu erkennen glaubte. Dieser hatte gerade sein Lied beendigt und fuhr zum Schluß leicht mit der Hand über die Saiten, daß es klang wie leise Seufzer. Dann stand er langsam auf, schwang sich auf sein Pferd, das frei hinter ihm stand und jagte davon.

Hassan stand da und ihm kopf schaute schüttelnd nach. Was mochte der Mensch hier wollen? Wem galt das Lied, das er gesungen hatte? Der Schwarze zerbrach sich den Kopf, ohne auf einen Gedanken zu kommen, der ihm glaublich erschin; doch ärgerte er sich nicht wenig, daß jener freche Mensch es gewagt, hier, in der Nähe des Emirs und der Herrin, sein Lied ertönen zu lassen.

Seit jenem Abend hatte Hassan beständig Acht gegeben, ob der Kameeltreiber nicht wieder kommen würde, aber vergebens. Nun lag er heute Nacht in seinem Zelte, nachdem Zemire ihren Vater verlassen und hing diesen Gedanken nach, als er plötzlich durch die stille Nacht den Klang einer Laute hörte. Hastig richtete er sich empor und vernahm dieselbe Stimme wie das erste Mal, die Stimme jenes jungen Mannes, der ein Lied sang, worin er von den Qualen und Freuden der Liebe sprach.

Da sprang der Neger von seinem Lager auf, nahm einen Säbel zur Hand und trat hinaus vor das Zelt. Wirklich war der junge Kameeltreiber wieder da. Er lehnte sich an sein Pferd, das hinter

ihm stand, spielte auf seiner Laute und sang dazu. Der Haushofmeister, der die Kränkung im Hofe damals gewiß nicht vergessen hatte, fühlte sich hier in seinem vollen Recht und da er auch um das Zelt herum die Mameluken auf und abgehen sah, die den Emir bewachten, so nahm er allen seinen Muth zusammen, und trat zu dem jungen Manne mit der barschen Frage: was er hier wolle. Dieser fuhr aus seinen Träumereien auf und warf dem Neger einen nichts weniger als freundschaftlichen Blick zu, so daß dieser bestürzt einen Schritt zurück trat.

„Höre, guter Freund," sagte der Kameeltreiber, „du bist mir schon einige Mal in den Weg gekommen, und ich möchte dir den Rath geben, dich nicht in Sachen zu mischen, die dich nichts angehen. Was willst du von mir?"

Bei diesen letzten Worten griff der junge Mann mit der Hand in den Gürtel und faßte den Griff seines Dolches.

„Wer gibt dir denn die Erlaubniß, hier bei den Gezelten meines Herrn dein Geschrei ertönen zu lassen? Ziehst du doch in der Nacht herum wie der Schakal, und störst mit deinem Geheul den Schlaf der Rechtgläubigen."

„So so," lachte der Kameeltreiber, „du bist auch ein Rechtgläubiger? Nun, Freund Hassan, ich rathe dir wohlmeinend, nimm dich vor dem Schakal in Acht, daß er dich nicht für einen Hund ansieht und zerreißt." Darauf betrachtete er den Neger noch einmal von oben bis unten, der bei diesem Anblick nicht wagte, näher zu treten und ruhig mit ansah, wie sich der junge Mann auf sein Pferd schwang und in vollem Galopp über die Ebene hinsprengte. —

Als am folgenden Tage die Karawane in's Lager gerückt war — es war noch bei guter Zeit — zog sich der Emir el Hadsch in sein Zelt zurück, mit dem Vorsatze, sobald die Nacht hereinbräche, seine unbekannten Freunde im Lager wieder aufzusuchen, doch hatte er kaum seine Waffen abgelegt und sich auf seinen Divan ausge-

streckt, als Hassan, der Leibneger, hereintrat und dem Herrn meldete, daß sich draußen Abgesandte des mächtigen Beduinenschechs Almansor befänden, welche den Gruß des Friedens dem Emir el Hadsch zu überbringen wünschten. Es ist dies ein orientalischer Gebrauch und eine Ehrenbezeugung, welche die befreundeten Araberstämme dem Chef einer großen Karawane, wenn dieselbe in den Bereich ihrer Wohnungen kommt, darzubringen pflegen. Der Emir el Hadsch wandte deßhalb seinen Turban wieder um's Haupt, und wenn ihm auch gerade diese Störung nicht angenehm war, so befahl er doch augenblicklich, daß man die Gesandten hereinführe, sowie Kaffee und Pfeifen bereit halte.

Gleich darauf wurde der Vorhang des Zeltes emporgehoben und die Beduinen traten ein. Es waren ihrer vier, zwei ältere und zwei jüngere Männer. Der erste, der hereintrat, war eine hohe schöne Gestalt mit langem, weißen Bart, und sein Anzug bestand, wenn er auch dem Schnitte nach der gewöhnliche der Beduinen war, aus sehr kostbaren Stoffen und war reichlich mit Stickereien versehen; auch glänzten seine Waffen von Gold und Edelsteinen. Er war unter den Vieren offenbar der Vornehmste, denn als alle hineingetreten waren, blieben die drei anderen ehrerbietig an der Thüre stehen, bis er sich dem Emir el Hadsch gegenüber in der Ecke des Divans auf dem Ehrenplatze niedergelassen. Darauf setzte sich der andere ältere Mann an seine linke Seite und einer der jüngeren, der ein auffallend schöner und schlanker Mann war, an seine rechte Seite nieder. Der Vierte endlich stellte sich in die Mitte des Zeltes, kreuzte die Arme, indem er eine tiefe Verbeugung gegen den Emir el Hadsch machte, und sagte: „vernimm Herr, daß dein Freund, der mächtige Schech Almansor, seinen Bruder Harun zu dir gesandt, um dir im Namen Gottes und des Propheten den Gruß des Friedens zu überbringen."

Nach diesen Worten beugte sich der Sprecher abermals vor dem Emir el Hadsch, der darauf seine Hand an Stirn und Brust

legte und bei dem Namen des Propheten versicherte, daß er sich glücklich schätze, in der weiten Wüste, wo Gefahren aller Art den Pilger bedrohen, einen solchen Freund zu haben. Hierauf setzte sich der junge Mann, der eben gesprochen, ebenfalls auf den Divan nieder und der Mann mit dem weißen Bart, Schech Harun, der Bruder Almansors, legte seine Hand ebenfalls an die Stirn und sagte: Bis m' Allah! — (Im Namen Gottes!)

Nachdem diese Höflichkeiten, wie sie zu Anfang jedes Besuchs von den Orientalen gewechselt werden, ausgetauscht waren, klatschte der Emir el Hadsch in die Hände, und Hassan erschien mit mehreren Sklaven, um die Gäste mit Kaffee und Pfeifen zu bedienen. Von den ersten vier Sklaven, die hereintraten, hatte jeder eine lange Pfeife, die er an der Schulter trug, und die Hassan nach der Reihe in Empfang nahm, um sie den Gästen darzureichen.

Der Haushofmeister gab dem alten Schech Harun die erste Pfeife, wandte sich dann an den alten Mann, der zur Linken saß und darauf an den jungen Beduinen zur Rechten. Doch wer beschreibt sein Erstaunen, wer sein Erschrecken, als er in diesem den jungen Kameeltreiber erkannte, mit dem er zuerst in Kairo und dann auch gestern Nacht auf unangenehme Art zusammengetroffen war. Er wußte nicht, was er hievon denken sollte, und behielt die Pfeife einen Augenblick in seinen Händen. Doch es war nicht anders, der junge Beduine sah ihn lächelnd an und nahm die dargebotene Pfeife, worauf sich Hassan kopfschüttelnd zurückzog und alsdann den Gästen nach derselben Ordnung den Kaffee darbot.

Nachdem die Abgesandten eine Zeit lang geraucht, nahm der alte Schech das Wort und erkundigte sich bei dem Emir, ob ihm auf seinem Zuge hieher keine Unannehmlichkeiten aufgestoßen, was dieser, dem Propheten dankend, verneinte.

„Ja," sagte Harun, „es sind in der letzten Zeit der Räubereien von den kleinen Araberhorden viele ausgeführt worden. Doch hatte mein Bruder Almansor die meisten dieser unruhigen Stämme be-

siegt, und wird sie auch ferner, wenn es Gottes Wille ist, im Zaum zu halten wissen, wodurch es denn auch dir, o Herr, gelingen wird, deine zahlreiche Karawane glücklich nach dem Grabe des Propheten zu bringen und wieder heim zu führen."

Der Emir seufzte tief und sprach ebenfalls diese Hoffnung aus, doch brach er alsbald dies Gespräch ab, denn es war ihm höchst unangenehm, von solchen Dingen, wie Pest und Ueberfall der Araber zu reden.

Wie es auch oft bei uns in Gesellschaften geht, wo alte und junge Staatsmänner beisammen sind, daß man nämlich die gleichgültigsten Dinge verhandelt, so ist dies im Morgenlande ganz natürlicherweise auch der Gebrauch.

Den Orientalen kann man es überhaupt nicht übel nehmen, wenn sie entweder ganz still schweigen, oder unter einander von Sachen reden, die nur ein allgemeines Interesse haben. Bei uns dreht sich bei solchen Veranlassungen das Gespräch gewöhnlich um Frauen, Pferde und Hunde, da es aber der Orientale für höchst unschicklich findet, über seine Frau oder die eines Freundes, oder Nachbars, oder irgend eines anderen Menschen zu sprechen, so fällt ihm dieser Unterhaltungsstoff von selbst weg. Hunde gibt es fast im ganzen Orient auch nicht, d. h. ich meine schöne Hunde, die zum Vergnügen gehalten und gewartet werden, und rede nicht von jenen schmutzigen und gefräßigen Thieren, die in ganzen Haufen auf den Straßen liegen und dem Fußgänger die Wege versperren. So bleibt denn also dem vornehmen Orientalen von diesen drei bei uns so sehr beliebten Unterhaltungsgegenständen nur eines, das Pferd, über dessen Lob er sich denn auch mit der ganzen Glut seiner Sprache verbreitet und an seinen Fingern genau jede gute Eigenschaft seines Pferdes herzuzählen weiß.

Besonders diesen Arabern der Wüste, so sehr sie es auch wo möglich vermeiden, ihr Pferd den neugierigen Blicken eines Anderen auszusetzen, da sie sich vor dem bösen Auge fürchten, gewährt es

immer ein großes Vergnügen, ihr Pferd wenn auch nur in Worten, als das schönste, verständigste und treuste Thier darzustellen.

Auch die ehrenwerthen Abgeordneten des Schech Almansors hatten nicht so bald begonnen, die zweite Pfeife zu rauchen, als sich der alte Schech Harun seinen schneeweißen Bart strich und bei dem Propheten versicherte, daß es in der ganzen Wüste keine besseren Pferde gäbe, als die seines Stammes, und daß unter denen seines Stammes, die, nebenbei gesagt, zahlreich seien wie die Sterne am Himmel, keine von glänzenderem Haar und schnellerem Lauf zu finden seien, als die seines Bruders Almansor; aber unter denen seines Bruders strahle Jemma, die berühmte Stute, als Inbegriff aller Tugenden und Schönheit, hervor.

Daß der Emir el Hadsch diesen Versicherungen vollen Glauben beimaß, war nicht sowohl Höflichkeit des Wirths, als weil er in der That wußte, daß dieser Araberstamm die besten und schönsten Pferde besaß.

„Ja, Herr," fuhr Harun fort, „du müßtest Jemma sehen, das weiße Pferd, wenn es ungeduldig im Sonnenschein hin und her tritt, glänzend wie ein Silberstück und in die Zügel beißt, denn es möchte gern hinaus in die Wüste. Da müßtest du es sehen, wenn es alsdann von einer kunstreichen Hand regiert wird und dahin fliegt, schnell wie der befiederte Pfeil des Wechabiten. Dies Pferd war nicht geboren beim Stamme meines Bruders, sondern gehörte einem armen Araber, dessen ganzes Vermögen dies Pferd ausmachte, das er aus einem edlen arabischen Hengste zu Mekka gezogen hatte. Die Kraft und die Gelenkigkeit dieser Stute wurde aber bald überall bekannt und mein Bruder Almansor brannte vor Begierde, die Jemma dem Araber abzukaufen. Doch, so arm der Mann auch war, und so bedeutend die Summe, die ihm mein Bruder für das Pferd bot, er wollte es ihm nicht verkaufen. Dagegen zeigte er uns seine Schnelligkeit, seinen Gehorsam und seine

Treue, und je mehr wir diese glänzenden Eigenschaften alle erkannten, um so heftiger wurde die Begierde meines Bruders, das Pferd sein zu nennen. Vergebens aber verdoppelte er die große Summe, die er dem Araber geboten, dieser wollte nicht von dem Pferde lassen, bis Almansor, ärgerlich über den Eigensinn des Arabers, ihm die Versicherung gab, er werde ihm heimlicherweise das Pferd fortführen lassen, und ihm für den Fall, daß es ihm gelänge, die schon gebotene Summe noch vergrößern. Der Araber, der von seiner eigenen Wachsamkeit zu sehr überzeugt war, willigte lachend in diesen Vorschlag, den mein Bruder Almansor anfänglich nur im Scherze gethan, den er aber jetzt alles Ernstes annahm und sich auf dem Heimwege mit mir darüber besprach, wie die Entführung des Pferdes wohl am besten zu bewerkstelligen sei.

Nun aber befand sich unter unsern Sklaven ein Mensch, dessen Gewandtheit im Reiten, sowie in minder edlen Eigenschaften dem ganzen Stamme bekannt war. Schon zu verschiedenen Malen hatte dieser Mensch Pferdediebstähle mit einer unglaublichen Geschicklichkeit ausgeführt, und sein Muth und seine Tollkühnheit bei solchen Gelegenheiten grenzten ans Märchenhafte. Diesen ließ Almansor kommen und fragte ihn, ob er sich wohl getraue, die Jemma zu entführen. Nachdem sich der Sklave genau darnach erkundigt hatte, daß das Zelt des Arabers am Ende der Oase liege, daß er keine Diener habe, die ihn bei Bewachung des Pferdes unterstützen könnten, und daß er außer dieser Stute nur noch einen jungen Hengst besäße, der zwar auch von sehr edlem Blute, aber doch wohl nicht im Stande sei, die Jemma einzuholen, so versprach er für eine namhafte Summe sein Möglichstes zu thun und begab sich am andern Morgen hinweg, um den Versuch zu machen, das Pferd zu stehlen.

Ehe er aber das Zeltendorf erreichte, wo jener Araber wohnte, war es ungefähr Nachmittag geworden. Er wandelte langsam umher und gelangte endlich ans Ende der Oase, wo die Hütte des

Mannes sich befand, dem die schöne Stute gehörte. Jetzt erblickte er auch das Pferd, welches an einem Hinterfuß gefesselt unfern des Zeltes stand. Sein Herr saß nicht weit von ihm am Boden und beschäftigte sich mit dem Sattel, an dem er etwas fest zu machen schien. Doch spähte er dabei jeden Augenblick rings um sich her, und neben ihm im Grase lag sein Yatagan und seine Pistolen.

Der Sklave näherte sich ihm langsam und redete ihn mit dem Gruße des Friedens an, den jener erwiederte, ohne sich gerade viel um den Ankömmling zu bekümmern. Dieser, nachdem er das Zelt ringsum angeschaut und einen Blick in die Wüste gethan, um sich die Richtung zu merken, nach welcher er im Falle des Gelingens mit dem Pferde entfliehen könne, ließ sich dem Beduinen gegenüber in den Sand nieder und zog ruhig seine Pfeife hervor.

„Bis m' Allah," sagte er darauf, „du hast da eine schöne Stute, ein prachtvolles Thier, ist wohl manchen Beutel werth."

Der Araber sah den Andern mit einem finsteren Blicke an und nickte mit dem Kopfe.

„Wenn ich an deiner Stelle wäre," fuhr der Andere fort, „so würde ich zu einem der mächtigen Schechs hinreiten und zu ihm sprechen: sieh, Herr, das ist ein Pferd, der Prophet hat kein besseres geritten, und würde dann die Stute für eine schöne Summe verkaufen."

„Du sprichst, wie du's verstehst," antwortete der Beduine, indem er dem Sklaven einen verächtlichen Blick zuwarf, „und wie du fühlst. Was ist der Glanz eines Piasters gegen den Glanz des silbernen Haars, und glaubst du denn, der Klang eines ganzen Sackes mit Gold wäre dem Ton der Stimme dieses Pferdes zu vergleichen, wenn es Morgens beim Ausreiten die Sonne begrüßt oder Abends dies Zelt, wenn ich zurückkehre? Schweige mir von solchen Anträgen. Schon andere angesehene und mächtige Leute haben sich vergeblich bemüht, meine Stute zu erhandeln."

„Ja, ja," antwortete der Sklave, „man weiß wohl, daß es

dein Stolz nicht zuläßt, das edelste Pferd der Wüste, welches du durch die Gnade des Propheten einmal besitzest, an einen Reichen und Mächtigen zu verkaufen. Aber ich schwöre dir, daß Schech Almansor dein Pferd doch noch besitzen wird."

Der Araber zuckte die Achseln und meinte, er hoffe nicht, daß ihn der Prophet so strafen würde, daß er diese Stute, die er mehr liebe als sein Leben, um schlechtes Gold verkaufen müsse.

„Man hat mir erzählt," sagte der Sklave gleichgültig, indem er seine Pfeife anrauchte, „daß der Schech Almansor einen seltsamen Vertrag mit dir machte, in dem du ihm erlaubt, die Stute zu behalten, wenn es möglich sei, sie stehlen zu lassen, natürlich durch List, ohne Anwendung von Gewalt, wogegen er dir dann die versprochene große Summe ausbezahlen wird."

Der Araber nickte statt aller Antwort mit dem Kopfe und zog seine Pistolen näher an sich.

„Wie du mich hier siehst," fuhr der Andere fort, „bin ich einer der geringsten Sklaven des Schech Almansor, und mein Herr, den der Prophet beschützen möge, hat mich beauftragt, dir noch in dieser Nacht deine Stute zu stehlen. Ich sage dir das geradezu und fordere dich also auf, recht wachsam zu sein. Du siehst, wie redlich ich handle."

Der Beduine blickte auf und warf einen spähenden Blick rings um sich her, vielleicht weil er befürchtete, es seien mehrere Sklaven des Schechs in der Nähe, die ihm, dem Vertrag zuwider, das Pferd mit Gewalt entführen würden. Doch als er einige Augenblicke scharf in die Wüste hinausgeschaut und sich überzeugt, daß ringsumher nichts zu sehen sei, zuckte er die Achseln und entgegnete dem Sklaven: er sei heute zur Kurzweil nicht aufgelegt und er möge sich für seine Späße jemand anders aussuchen.

Der Pferdedieb rauchte ruhig seine Pfeife und entgegnete: „ich versichere dich, daß ich keinen anderen Spaß mit dir treiben will, als den, vor deinen eigenen Augen die Stute zu stehlen.

Nimm dich also in Acht! Aber ich schwöre dir bei dem Barte des Propheten, daß du keine Gewalt zu befürchten hast. Sieh mich nur an, du bist stärker als ich."

Der Beduine, den diese Zuversicht doch ein wenig verwirrte, trat an die Stute hin und legte ihr eine andere Fessel an den Vorderfuß, worauf er sich wieder neben sie hin in den Sand setzte. Sein zweites Pferd, der junge Hengst, war auf der anderen Seite angefesselt und wälzte sich zu seinem Vergnügen im Sande umher.

Der Tag sank immer mehr hinab und die Dämmerung, welche in südlichen Ländern sehr kurz ist, verdunkelte bald rings die Gegenstände. Der Sklave saß ruhig auf seinem Platz und rauchte seine Pfeife, und der Araber seinerseits hatte eine Pistole in die Hand genommen und blickte unverwandt auf den frechen Dieb. So stieg die Nacht immer mehr herauf und Stunde um Stunde verstrich, ohne daß die Beiden ferner ein Wort zusammen wechselten. Schon war es so dunkel geworden, daß der Araber die Gestalt des Sklaven nur noch an den schwachen Umrissen erkennen konnte. Doch sah er genau, wie der weiße Mantel im Abendlicht flatterte, und wie er zuweilen den Kopf hin und her wandte. Auch erblickte er deutlich das Feuer in der brennenden Pfeife des Andern. Ueber die weite Fläche strich ein schwacher Nachtwind und rauschte in den spitzen Blättern der Palmen. Fern am Horizont sank soeben die haarfeine, glänzende Sichel des jungen Mondes hinab. Der Araber saß ruhig auf seinem Platze und verwandte keinen Blick von seinem bewegungslosen Gegner, dessen Burnus und Turban er deutlich durch das Dunkel schimmern sah. — Da hörte er plötzlich neben sich ein Geräusch, wie es ein Pferd verursacht, das rasch gewandt wird. Er sprang hastig auf, indem er einen Ueberfall befürchtete, denn vor ihm saß der Dieb, so ruhig wie früher, doch wer beschreibt sein Entsetzen und seinen Schrecken, als er sah, daß sich ein Mensch auf den Rücken seiner Stute schwang und in vollem Lauf mit ihr davon sprengte. Rasch feuerte er die Pistole,

die er in der Hand trug, auf die Gestalt des unbeweglich da sitzenden Diebes, die auch nach dem Schuß augenblicklich zusammenstürzte. Doch wer beschreibt seine Wuth, als er hinzuspringend bemerkte, daß es blos der Burnus und der Turban des Sklaven war, auf den er geschossen, er selbst aber auf dem Pferde, der gestohlenen Stute, entfloh. Was sollte er thun? Noch wäre es vielleicht Zeit gewesen, dem Dieb eine Kugel nachzuschicken, doch in der Dunkelheit der Nacht konnte er ebensogut sein eigenes geliebtes Pferd treffen. Da kam ihm plötzlich ein anderer Gedanke, denn der Hengst, der seine Gefährtin dahin jagen sah, sprang ungeduldig in die Höhe und wieherte laut und ängstlich der Stute nach. Rasch griff der Araber nach seinem Yatagan, der vor ihm am Boden lag, löste die Fesseln des Hengstes und warf sich auf das nackte Pferd, es zu eiligem Lauf antreibend.

Der Sklave hatte unterdessen einen großen Vorsprung gewonnen, denn du, o Herr, wirst nicht daran zweifeln, daß dem Sklaven wirklich sein Vorhaben gelungen war.

Während er nämlich dem Araber scheinbar bewegungslos gegenüber saß, hatte er, durch das Dunkel der Nacht begünstigt, seinen Turban und Burnus ausgezogen, hatte das Rohr seiner Pfeife in die Erde gesteckt und die Kleidungsstücke daran befestigt, dann hatte er sich auf dem Bauche kriechend langsam zurückgezogen und sich auf einem großen Umweg hinter den Araber geschlichen.

Du wirst jetzt einsehen, o Herr, daß ich dir von der Gewandtheit dieses Menschen nicht zu viel sagte; denn dir ist die Wachsamkeit der Beduinen, besonders wenn es sich um einen so wichtigen Gegenstand, wie ihr Pferd, handelt, nicht unbekannt. Und doch überlistete der Sklave meines Bruders den Araber."

Den Emir hatte diese Geschichte sehr ergötzt, doch war er begierig zu erfahren, wie es den beiden Reitern ferner ergangen sei, und der alte Schech Harun fuhr fort: „was ich dir jetzt ferner erzählen werde, o Herr, wird dir sehr unglaublich scheinen, doch

wer, wie du, die Eifersucht der Araber auf den einmal erworbenen allgemeinen Ruf eines Pferdes kennt, wird das Ende jener Flucht und Verfolgung, wie es mir der Beduine später selber erzählte, dennoch nicht bezweifeln.

Trotz der Erstarrung des ersten Schreckens hatte der Beduine dennoch bemerkt, nach welcher Richtung hin der Sklave seine Flucht genommen, und dahin folgte er ihm auf dem jungen Hengste, ohne selbst im Entferntesten daran zu glauben, daß es ihm möglich sein würde, die Stute, deren ungeheure Schnelligkeit ihm gar wohl bekannt war, zu erreichen.

Und wenn der Hengst auch ein sehr edles Pferd war, so hatte er doch kaum drei Jahre und war noch nicht daran gewöhnt worden, schnell und anhaltend zu laufen. Doch war es nun neben der jugendlichen Kraft und der Lust, die unsere Pferde zum Rennen antreibt, die Begierde, seine Gefährtin, die ihm entflohen war, zu erreichen; genug, der Hengst leistete das Unmögliche und jagte mit einer unglaublichen Geschwindigkeit in die Wüste hinaus der Stute nach, so daß der Beduine sie in einiger Zeit mit dem Diebe vor sich sah, wie sie in ungeheuren Sätzen über den Sand dahin floh. Doch an ein Erreichen war noch nicht zu denken. Der Sklave, der seinen Verfolger bemerkte, wandte als guter Reiter alle möglichen Künste an, um sein Pferd in immer schnelleren Lauf zu bringen, und die Entfernung zwischen ihm und seinem Verfolger vergrößerte sich jetzt auch wieder zusehends; doch hatte der Beduine den Vortheil, den Hengst nicht antreiben zu dürfen; denn kaum bemerkte das edle Thier, daß die Stute, die er eben noch vor sich sah, allmälig wieder in dem Dunkel der Nacht verschwand, so jagte er mit erneuerter Kraft vorwärts und die beiden Reiter näherten sich wieder, doch nicht um sich zu erreichen, denn was ich dir eben erzählte, wiederholte sich jetzt abermals: es war ein beständiges Annähern und Zurückbleiben und trotz der Kühle der Nacht waren beide Pferde mit Schaum bedeckt.

Der Beduine, dessen scharfes Auge jede Bewegung des Sklaven genau beobachtete, sah wohl, daß er es mit einem außerordentlich guten Reiter zu thun hatte, und die Sorgfalt, mit der er sein Pferd führte, zeigte ihm deutlich, daß jener wohl wisse, die Flucht und Verfolgung könne noch mehrere Stunden dauern, denn oftmals blickte der Dieb rückwärts, und sowie er bemerkte, daß der Hengst zurückbleibe, hielt auch er sein Pferd an und ließ es langsamer gehen, damit es frische Kraft zu sammeln vermöchte.

Bei diesem rasenden Rennen erbleichten die Sterne allmälig und in Osten begann der Tag aufzudämmern, ohne daß die beiden Pferde ihre Anstrengungen eingestellt hätten. Es war, als gebe ihnen der erste Strahl des jungen Tages neue Kräfte, denn je stärker die Stute ausgriff, desto rascher folgte ihr der Hengst nach. Zum Unglück hatte sich der Sklave in der Dunkelheit verirrt und war ganz von der Richtung abgekommen, nach welcher die Zelte meines Bruders lagen, wo er sicher gewesen wäre. Obendrein hatte sich die Stute ein kleines Steinchen in den Fuß geschlagen und wenn auch das edle Thier seine Anstrengungen verdoppelte, so war es doch nicht im Stande, mit derselben Kraft wie früher vorwärts zu laufen. Auch der nachfolgende Beduine bemerkte zu seiner großen Freude und doch mit Betrübniß, daß die Stute in ihrem Lauf anhalte; aber er war noch zu weit entfernt, um die Ursache zu entdecken. Jetzt sah er, wie der Sklave das Pferd anhielt, herabsprang, einen Huf seines Pferdes untersuchte, sich dann mit Blitzesschnelle wieder auf den Rücken schwang und mit erneuerter Kraft dahin sprengte. Doch war durch diesen Aufenthalt der Beduine näher gekommen und der Hengst, der jetzt auch fühlen mochte, daß es darauf ankomme, sein Aeußerstes zu thun, bog sich zusammen und schnellte auseinander wie die Klinge von Damaskus. Es war, als ströme ein gewaltiges Feuer durch seine Adern und die Entfernung zwischen den Reitern verminderte sich mehr und mehr. Schon unterschied der Beduine die ganze Gestalt des Sklaven, der

ohne Turban und Mantel auf dem Pferde saß. Schon hörte er, wie sein edles Roß von der gewaltigen Anstrengung keuchte und schwer athmete und je kürzer und matter die Sätze der Stute wurden, um so länger und kräftiger wurden die des Hengstes.

So sehr sich der Beduine anfänglich bei dieser Jagd über die Schnelligkeit seiner Stute gefreut hatte, so sehr betrübte es ihn jetzt, als er den Nachlaß ihrer Kräfte bemerkte und fühlte, daß der junge Hengst sie in kurzer Zeit überholen würde.

Doch wußte er sehr gut, daß der Aufenthalt des Sklaven von vorhin, sowie ein Schaden, den das Thier an seinem Hufe gelitten, die Schuld davon sei. Dies wußte er freilich sehr gut, aber was würde sein Stamm, was würden seine Freunde, ja alle benachbarten Araberstämme sagen, wenn sie hörten, daß Jemma von einem jungen Hengste überholt worden sei! Mit welchem Frohlocken würden sie die Botschaft vernehmen, von dem Siege über ein Pferd, das, was Schönheit, Kraft und Ausdauer betraf, bis jetzt einzig da stand! Sollte er den Namen seines Pferdes retten, indem er den Hengst anhielt, aber Jemma war dann auf immer für ihn verloren. Freilich wohl für ihn, aber ihr Name blieb dann fleckenlos stehen und die Enkel würden noch von der Stute erzählen, und würden sagen: es war das schönste Pferd in der Wüste, Abdallah der Beduine hat es erzogen, und es machte seine ganze Freude, ja den Stolz des ganzen Stammes aus, bis es Almansor ihm durch List rauben ließ.

Unter diesen Betrachtungen hatte der Beduine die Zügel seines Pferdes unwillkürlich angehalten und ließ es langsamer und immer langsamer gehen, und je kürzer sein Schritt wurde, je größer wurde die Entfernung zwischen ihm und der Stute, die mit hoch erhobenem Schweif in vollem Lauf davon eilte. Jetzt stand der Hengst und der Beduine drückte im Schmerz über den Verlust seines Pferdes die Faust mit dem Zügel fest auf die Brust, indem er den Oberkörper weit vorbeugte und mit stierem Blick der

Stute nachsah, die zwischen den Morgennebeln, von dem ersten Strahl des Tages beglänzt, wie Silber leuchtete und wie der Mond hinter Wolken langsam verschwand.

Dann fuhr der Beduine mit der Hand über die Augen, wandte seinen Hengst und eilte stillschweigend nach seinem Dorfe.

Wenige Stunden später kam der Sklave mit der schaumbedeckten Stute bei dem Zelte meines Bruders Almansor an, und erzählte von der merkwürdigen Verfolgung des Beduinen, der er nur durch ein Wunder entgangen."

Nach diesen Worten schwieg der alte Schech Harun und freute sich sichtlich über das Vergnügen, das er dem Emir el Hadsch durch seine Erzählung gemacht.

„Ich muß gestehen," sagte der Emir, „daß mich die That dieses Beduinen freut und daß es vielleicht wenig Menschen geben würde, die, um den guten Namen ihres Pferdes zu retten, einen Reiter mit demselben entfliehen ließen."

„Ja," antwortete der Schech Harun, „dagegen muß man aber auch die außerordentliche Liebe betrachten, mit welcher der Beduine sein Pferd behandelt und erzieht, eine Zuneigung, von der einer, der nur gekaufte Pferde besitzt, keinen Begriff hat.

„Das Roß des Beduinen macht ein Glied seiner Familie aus, es trägt seinen Herrn geduldig und ausdauernd vom Morgen bis in die Nacht in der brennenden Sonnenhitze durch den tiefen Sand der Wüste, und ist Abends zufrieden, wenn es eine Hand voll Gerste oder Mais bekommt. Doch fühlt es dabei jedes freundliche Wort, das ihm sein Herr sagt, und wälzt sich zur Erholung mit den Kindern im Sande umher und spielt mit ihnen, wie ein getreuer Hund."

Der Emir that einen langen Zug aus seiner Pfeife und fragte darauf: „und besitzt dein Bruder noch immer die Jemma?" worauf Harun erwiderte: „ja, o Herr, aber sie ist mit uns

Beiden alt geworden, und wenn man auch jetzt noch ihren herrlichen Bau und ihre schönen Glieder bewundern muß, so hat doch ihre Schnelligkeit und ihre Ausdauer nachgelassen."

„Und was wurde aus dem Beduinen, dem die Stute gehörte?" fragte der Emir, und der Schech antwortete: „er blieb später bei dem Stamme meines Bruders, der ihn für sein Pferd reichlich entschädigte und ihm mit Vergnügen die Erlaubniß gab, es so oft zu reiten als er wolle. Auch behielt er den jungen Hengst, der ein sehr vortreffliches Pferd wurde, aber ein Jahr später an den Folgen eines Schusses, den er in einem Gefecht erhalten, starb."

Der junge Mann, der neben dem alten Schech Harun saß, und dessen Erscheinen den Haushofmeister Hassan so in Verwunderung gebracht, nahm jetzt das Wort und wandte sich an den Emir, indem er sagte: „bei uns in der Wüste, o Herr, wo jeder einzelne Mensch sich selbst überlassen ist, und seinen Gedanken so ohne Unterbrechung nachhängen kann, wo der Sand, die unermeßliche Wüste, die brennende Sonne in beständigem Kampf mit den Menschen lebt, dort, möchte ich sagen, sind die guten Eigenschaften, die ein Menschenherz bewegen, häufiger zu finden und ausgebildeter, als bei euch in den Städten. Wo trifft man solche Gastfreundschaft an, wie bei den Beduinen, wo eine solche Unverbrüchlichkeit des einmal gegebenen Wortes! Ja, du wirst verzeihen, o Herr, wenn ich hinzufüge, wo werden im Allgemeinen die Vorschriften des Propheten besser befolgt, als bei den Arabern in der Wüste! Mit deiner Erlaubniß, o Herr, werde ich dir die kurze Geschichte eines Mannes erzählen, dem ebenfalls sein Pferd gestohlen wurde, und wie sich der Dieb, der aus der untersten Klasse des Volkes war, dabei benahm."

Der Emir legte seine Hand an die Stirn und versicherte, er werde mit aller Aufmerksamkeit zuhören, worauf der Andere fortfuhr:

„Da war in dem Stamme al Karim ein wohlhabender Beduine,

Namens Masur, der ein äußerst schönes und kostbares Pferd besaß. Man wollte die Aeltern desselben bis ins zwanzigste Glied hinauf nachweisen können und behauptete danach, daß es direkt von einer der fünf Stuten des Propheten abstamme. Es war ein Hengst von einer seltenen hellbraunen Farbe. Er hatte, was wir so sehr lieben, zwei weiße Füße und einen halbmondähnlichen Flecken vor der Stirn. Masur war stolz auf sein Pferd, und hatte die vortheilhaftesten Anträge zum Verkauf desselben zurückgewiesen. Da er nebenbei wußte, daß der Araber es für keine große Schande hält, ein Pferd zu stehlen, und er wohl fürchten mußte, es möchte leicht Einer diese Absicht haben, so ließ er es von seiner Familie und seinen Dienern aufs Sorgfältigste bewachen, und seine Furcht war nicht ungegründet; denn schon einige Mal hatte er bemerkt, daß man den Versuch gemacht, seine Sklaven zu überlisten und das Pferd zu entführen.

So sehr Masur auch in dieser beständigen Angst lebte, der Hengst könne ihm doch einmal in der Nacht oder bei seiner Abwesenheit gestohlen werden, so glaubte er das Pferd dagegen ganz gesichert, wenn er auf ihm saß und stolz durch die Wüste ritt.

Aber die schlauen Diebe, die bald einsahen, daß das Pferd, wenn es bei den Zelten angebunden stand, unmöglich zu entführen sei, machten einen andern Plan. Eines Tags, als Masur durch den Sand dahin ritt, um einen Gastfreund in einer benachbarten Oase zu besuchen, hörte er auf einmal in der Nähe eines Brunnens ein klägliches Stöhnen und Jammern und entdeckte einen alten Mann mit eisgrauem Bart, der im Sande lag; er streckte die Arme gegen Masur empor und beschwor ihn bei Gott und dem Propheten, sich seiner zu erbarmen.

„O höre mich, Herr," sprach der Greis, „ich bin ein armer Mann und weit her zu Fuß durch die Wüste gegangen und wenn ich mich bisher kaum auf den Beinen gehalten habe, so hat mich hier plötzlich eine solche Schwäche überfallen, daß ich nicht bis zu

jenem Brunnen gelangen kann, um meinen brennenden Durst zu löschen. O hilf mir, und befolge das Wort des Propheten, der da sprach: der Wassertropfen, mit dem du einen Dürstenden erquickst, wird im Paradiese für dich zu einem Meer von Wonne werden."

Masur, der ein edles Herz besaß, war durch den Anblick dieses Unglücklichen so gerührt, daß er augenblicklich von seinem Pferde stieg, es neben dem alten Manne stehen ließ und einen kleinen ledernen Becher aus seinem Gürtel nahm, mit dem er zur Quelle eilte, um dort einen frischen Trunk Wassers zu holen. Doch kaum hatte er einige Schritte vorwärts gethan, als er plötzlich ein Geräusch hinter sich hörte, und wer beschreibt seinen Abscheu und seinen Zorn, als er sehen mußte, daß der Bettler, der so eben kraftlos im Saude lag, plötzlich empor sprang, sich auf das Pferd des Beduinen schwang und es zu eiligem Laufe antrieb.

Ich versichere dich, o Herr, daß neben dem Schmerz, sein Pferd zu verlieren, es den edlen Masur fast nicht weniger betrübte, zu erfahren, welch schändlicher List sich dieser Räuber bediente, um in den Besitz seines Pferdes zu kommen. Schon war er im Begriff, eine Pistole aus seinem Gürtel zu ziehen und den Elenden damit vom Pferde zu schießen, als er sich eines Bessern besann, und jenem mit lauter Stimme zurief: halt einen Augenblick, halte! Du brauchst nicht zu befürchten, daß ich dich einholen werde. Ach, ich kenne mein Roß. Seine Schnelligkeit gleicht dem Sturmwind, wenn er über die Fläche saust. Sei daher unbesorgt, daß ich dich einholen werde. Auch hast du ja schon einen großen Vorsprung, aber halte das Roß an und höre einen Augenblick auf meine Worte. Wohl weiß ich, daß es für euch kein Verbrechen ist, ein Pferd zu stehlen, aber die Art, wie du mir meines genommen, schreit zum Propheten um Rache, denn wer wird künftig einem Elenden helfen, der halb verschmachtet im Sande liegt, nachdem du mein Vertranen auf solche Weise gemißbraucht. Alle

werden erbarmungslos bei dem armen Pilger vorbeiziehen und nicht auf seine Klagen hören, indem sie fürchten, es werde ihnen ergehen wie mir. Und all der Jammer der Unglücklichen, die alsdann hülflos verderben, fällt auf dein Haupt. Zieh hin!

Masur steckte seinen Becher wieder in den Gürtel und wandte sich stumm zum Gehen. Doch was glaubst du wohl, Herr, daß der Dieb that. Er wandte das Pferd und kehrte damit zu dem Beduinen zurück, worauf er absprang und ihm die Zügel mit den Worten überreichte: „hier, nimm dein Pferd zurück, du hast Recht, der Vortheil, den mir der Verkauf desselben brächte, ist nichts gegen das Unglück, was deine Erzählung dieses Vorfalls über wirklich hülflose Menschen herbeiführen würde. Nimm dein Pferd zurück, der Prophet möge mir verzeihen!"

Bei diesen Erzählungen und Mittheilungen war der Abend hereingebrochen und die Abgesandten standen auf, um sich zu entfernen.

Nachdem der alte Harun auf orientalische Weise seinen Abschied genommen, indem er seine Hand an Brust und Stirne legte, und zu dem Emir sagte: „der Herr und sein Prophet möge dich beschützen und geleiten, und wenn du in Noth kommst, möge er den Boten, den du uns schicken wirst, sicher nach unsern Zelten führen, damit wir dir schleunige Hülfe bringen können," zog er sich aus dem Zelte zurück und stieg mit seiner Begleitung zu Pferde, um nach seinen Zelten zurückzukehren. Der Emir aber legte sich zur Ruhe, um sich für die morgende Reise zu stärken.

Am andern Abend war das Lager nicht sobald aufgeschlagen und die Nacht begann hereinzudunkeln, als der Emir Mustapha seine kostbaren Kleider ablegte und sich durch seinen uns schon bekannten Beduinenanzug für Aller Augen unkenntlich machte. Dann eilte er ins Lager, um seinen alten Freund aufzusuchen, den er während ein paar Nächte nicht gesehen. Zufällig kam er auch bald vor das Zelt, welches dem alten Mann gehörte und der

Emir freute sich nicht wenig, als er ihn wie früher mit seinen drei Begleitern um das Feuer sitzen sah. Zu ihnen hatte sich ein anderer Mann gesellt, in seltsamer fränkischer Tracht, welchem der Alte, sowie seine drei Freunde aufmerksam zulauschten.

Der Emir trat mit dem Gruße des Friedens näher, allein er versicherte, es würde ihn unendlich schmerzen, wenn er sie in einer angenehmen Unterhaltung störe. Doch eben so sehr würde es ihn andererseits erfreuen, wenn man ihm erlaubte, Theil an ihren Gesprächen zu nehmen.

Der alte Mann, den das stattliche Aussehen des Emirs sehr für diesen eingenommen, war sichtlich erfreut, ihn wieder zu sehen, und bot ihm gleich die Hälfte eines Teppichs an, auf dem er selber saß. Der Emir ließ sich nieder; nachdem er seine Pfeife gestopft und angezündet, auch den Fremden etwas von der Seite betrachtet, sagte er dem Alten, er glaube bemerkt zu haben, wie der Franke den jungen Leuten gerade eine interessante Geschichte erzähle, und er bitte ihn dringend, darin fortzufahren, indem es ihm selbst eine große Freude mache, zuhören zu dürfen.

„Ja," entgegnete der Fremde, indem er nach Art der Morgenländer seine Hand an die Stirn legte, „meine Reisegefährten baten mich inständig, ihnen eine jener Geschichten zu erzählen, wie sie in meiner Heimath der Jugend erzählt werden, und ich wollte eben beginnen, als du ankamst. Doch fahre ich mit deiner Erlaubniß fort und wünsche nur, daß du mein Märchen neu und schön finden mögest.

Die Geschichte vom Einarm.

Vor langer, langer Zeit, als noch Feen und Kobolde ihr Wesen auf der Erde trieben, wohnte mal ein Förster in einem

großen Walde, in einem kleinen Häuschen, das er sich selber aus großen Baumstämmen zusammengezimmert. Er hatte vom König, dem der Wald gehörte, den Auftrag, dann und wann die Bäume abzuhauen, damit sie nicht in den Himmel hineinwüchsen und den Sternen ein Leid thäten, sowie auf das Wild: Hirsche, Rehe, Hasen und Füchse, Achtung zu geben und es fleißig todt zu schießen, weil schon früher einmal sich diese Thiere so stark vermehrt hatten und so viel geworden waren, daß sie vom Walde auf das Feld kamen und die Früchte verzehrten. Und als sie Alles, was da wuchs, aufgefressen hatten und noch mehr Hunger verspürten, liefen sie in die Dörfer und holten das Brod aus dem Kasten, sowie das Korn vom Boden.

Der Förster hatte schon viele Jahre in dem Walde gehaust, als ihm seine Frau starb und einen Sohn zurückließ, der Wilhelm hieß und damals erst zwei Jahre alt war. Der Vater begrub die Mutter unter einem wilden Rosenstrauch, nicht weit vom Häuschen und außerdem, daß es ihm sehr leid that, seine Frau verloren zu haben, mit der er so manches Jahr glücklich gelebt hatte, war er auch in der größten Verlegenheit, was er nun mit dem kleinen Kinde anfangen sollte. Wenn er sonst am Morgen in den Wald gegangen war, so hatte er dem Knaben einen Kuß gegeben, ihm versprochen, was Schönes mitzubringen und ihn bei der Mutter gelassen. Diese nahm den Kleinen dann überall mit hin, bald in das Gärtchen am Hause, bald in den Wald, wo Wilhelm Erdbeeren suchen half. Doch steckte er die gefundenen, anstatt in das Körbchen, in seinen Mund und aß sie.

Als die Mutter unter dem Rosenstrauch begraben lag, und der Förster am andern Morgen seine Büchse nahm, um in den Wald zu gehen, richtete sich der kleine Wilhelm an einem alten Hirschfänger, der in der Ecke stand, auf und rief: „Vater, hier bleiben!“ worauf diesem plötzlich einfiel, daß er ja jetzt ganz allein bei dem Kinde sei und nicht auf die Jagd gehen könne. Verdrießlich und

nachdenkend setzte er sein Gewehr hin und sann und sann, was er wohl mit dem Kinde anfangen könne. Die Jagdhunde, die schon lustig vorausgesprungen waren, kamen wieder zurück in die Stube gelaufen und drängten sich wedelnd an ihren Herrn, als wollten sie sagen: warum kommst du denn nicht, warum kommst du denn nicht! Es ist ja draußen so schön. Auch der große Kettenhund, der in der Nacht um das Haus herum lief und es bewachte, kam herein und ging zu dem kleinen Wilhelm, seinem täglichen Gesellschafter, der ihm freundlich entgegenlief und gleich mit dem großen Thier zu spielen anfing.

Plötzlich schien dem Förster ein guter Gedanke zu kommen. Ich bin ein armer Mann, dachte er, und kann dem Kinde keine Wärterin geben. Verwandte habe ich auch nicht und muß doch meine Pflicht, die mir der König auferlegt hat, erfüllen, muß in dem Wald herumsteigen und darf nicht den ganzen Tag zu Hause bleiben und da ich doch das kleine Kind nicht mitnehmen kann, so will ich es dem großen treuen Bello — so hieß der Kettenhund — anvertrauen, der ein gutes kluges Thier ist, und mich schon verstehen wird. Ich weiß mir nicht anders zu helfen. Darum wird mir's der liebe Gott nicht übel nehmen, wenn ich mein Kind einem Thiere anvertraue, sondern wird es beschützen und bewachen. Amen!

Gesagt, gethan. Der Förster rief den Hund herbei und machte ihm auf seine Art begreiflich, daß er den kleinen Knaben bewachen und nicht von ihm gehen solle. Bello schien auch alsbald seinen Herrn zu verstehen, legte sich neben das Kind auf den Boden und sah so verständig allen seinen Spielen und Bewegungen zu, daß es eine Freude war zu bemerken. Der Vater nahm sein Gewehr und ging mit den Hunden fort. Doch that er nur so, als wenn er in den Wald gehen wollte, kehrte aber an der Ecke des Gartens leise wieder zurück, und schlich an das Fenster, um zu sehen, was wohl der Hund mit dem Kinde anfangen würde.

Die Beiden saßen eine Zeit lang zusammen am Boden und spielten. Wilhelm nahm den Hund bald bei den Ohren, bald bei dem Schwanz, und zerrte ihn herum, und das geduldige Thier ließ sich Alles gefallen, gab auch genau auf Alles acht, was das Kind machte, folgte ihm, als es im Zimmer herum und endlich zur Thür hinaus in den Garten lief. Hier hatte nun der Förster erst recht Gelegenheit zu sehen, wie sehr der treue Bello seine Schuldigkeit that. So lange das Kind mit Blumen und kleinen Steinchen spielte, lag er ruhig da und schaute mit den großen klugen Augen, wie es schien, wohlgefällig zu. Aber sobald Wilhelm aufstand und an das Ende des Gartens ging, wo ein kleiner Waldbach vorbeifloß, und sich dahin setzte, um Hölzchen oder Blätter hineinzuwerfen und schwimmen zu lassen, wie er bei der Mutter gethan, faßte der Hund das Kleid des Kindes mit den Zähnen und hielt es auf die Art fest, oder, wenn Wilhelm sich zu weit vorbeugte, zog er ihn sogar mit Gewalt zurück. Dabei war der Hund so verständig, durch Sprünge und Purzelbäume das Kind vom Wasser wieder in die Mitte des Gartens zurückzulocken und so trieben die Beiden ihr Spiel. Als sich nun der Förster, der hinter der Hecke stand, überzeugt hatte, er könne das Kind dem Hunde anvertrauen, empfahl er es noch einmal dem lieben Gott und eilte in den Wald hinaus, um Hirsche und Rehe zu schießen.

Es schien aber auch, als wenn eine unsichtbare Gewalt das Kind vor allen Uebeln bewahrte; denn es verstrichen mehre Jahre, in denen der Förster Morgens und Nachmittags auf die Jagd ging, ohne daß dem Kinde ein Leid geschehen wäre. Bello gab genau auf Alles Acht und litt nicht einmal, daß sein Pflegesohn etwas Spitziges oder Scharfes in die Hand nahm, und alle kleinen Unfälle, die bei Kindern wohl geschehen, als Fallen oder Stoßen, geschahen immer nur dann, wenn der Förster selbst zu Hause war. Denn sobald dieser aus dem Walde kam, war Bello seines Amtes

entbunden und durfte sich in sein Haus legen, um zu schlafen. Das Kind hatte in diesen Stunden eigentlich die wenigste Aufsicht. Denn auch der Förster, der gewöhnlich sehr müde von der Jagd kam, legte sich in der Mittagszeit auf die Bank und schlief.

So war der kleine Wilhelm acht Jahre und ein hübscher gesunder Junge geworden, als ihm ein großes Unglück passirte. Vor dem Hause stand ein großer uralter Eichbaum, in dessen obern Zweigen ein Eichhörnchen sein Nest gebaut hatte. Schon lange hätte Wilhelm gern den Versuch gemacht, da hinauf zu klettern, um der Familie des Eichhorns, das den ganzen Tag lustig auf und ab sprang, einen Besuch zu machen. Aber der treue Bello hatte solche Streiche immer zu verhindern gewußt, anfänglich durch Schmeicheleien, oder wenn diese nichts mehr halfen, indem er ihm tüchtig knurrend die Zähne wies; denn mit offenbarer Gewalt konnte er bei dem Knaben nicht viel mehr ausrichten, da dieser mit jedem Tag stärker, der Hund aber mit jedem Tag älter und schwächer wurde.

An einem heißen Sommernachmittag, als der Förster auf der Ofenbank lag und fest schnarchte, war Alles im Hause in einen tiefen Schlaf versunken. Die Jagdhunde lagen im Zimmer herum und Bello schlief in seinem Häuschen; selbst die Hühner und Tauben im Hof und auf dem Dach hatten sich ein schattiges Plätzchen ausgesucht und den Kopf unter die Flügel gesteckt. Da hörte der Förster plötzlich vor dem Hause ein klägliches Geschrei, Bello stürzte in die Stube und zerrte ihn am Rock, bis er aufsprang und mit dem Hunde zur Thüre hinauslief. Da hatten sie draußen einen gar traurigen Anblick, so daß der Förster die Hände über dem Kopf zusammenschlug und Bello sich vor Schmerz und Traurigkeit nicht zu fassen wußte. Der kleine Wilhelm hatte nämlich den Versuch gemacht, auf die Eiche zu klettern, und als er schon ziemlich hoch war, brach ein dürrer Ast, er fiel herunter und lag nun zerschmettert da am Fuß des Baumes, und das Moos umher war von sei-

nem Blute roth gefärbt. Wie der Förster ihn so da liegen sah, glaubte er anfänglich, er sei todt; doch als er hinzustürzte und ihn aufhob, spürte er freilich in dem zerschlagenen Körper noch Lebenszeichen; doch war das arme Kind voll Blut und jämmerlich zugerichtet. Er trug es in's Haus, legte es auf sein Bettchen und lief, so schnell ihn seine Füße tragen wollten, in das benachbarte Dorf, wo eine alte kluge Frau lebte, die es sehr gut verstand, gebrochene Glieder wieder anwachsen zu machen, und die aus den Kräutern des Waldes heilsame Tränke kochte, womit sie schon die größten Wunden geheilt hatte. Die Hunde umstanden unterdessen das arme Kind, und leckten ihm das Blut vom Gesicht und den Händen, bis der Vater mit der klugen Frau zurückkam. Diese sah nun wohl gleich ein, daß das Kind nicht todt sei, auch wohl an den Wunden nicht sterben, dafür aber sein ganzes Leben ein armer Krüppel bleiben würde. Und so war es auch. Der arme Vater riß sich sein graues Haar aus, konnte es aber doch damit nicht besser machen. Alle seine Hoffnungen waren vorbei, denn er hatte geglaubt, Wilhelm werde ihm später im Walde helfen und wenn er einmal stürbe, von dem König an seine Stelle gesetzt werden. Doch wer das Kind ansah, nachdem es die kluge Alte durch ihre Tränkchen und Säfte wieder geheilt hatte, der mußte wohl glauben, daß es nie einem schnellen Hirsche nachgehen, nie eine Büchse gebrauchen, noch weniger einen Baum umhauen könne. Aus dem schönen geraden Knaben war eine wahre Mißgestalt geworden. Die beiden Beinchen waren krumm, den linken Arm, der ganz zerschmettert war, hatte ihm die Frau abschneiden müssen und es war ihm dann nur ein kleiner Stumpen geblieben, sogar das Gesicht war ganz entstellt; denn wenn auch die Augen noch so klar und freundlich waren, wie sonst, und die Stirne und Backen glatt wie Sammt, so hatte doch beim Herunterfallen ein hervorstehender Baumstamm, ein Stück von der Nase fortgenommen, wodurch das Gesicht sehr häßlich aussah. Auch war das ganze Gemüth des Knaben seit der

Zeit traurig und still geworden. Der Vater hatte ihm eine Krücke gemacht, an der er herumkroch, von dem treuen Bello begleitet, der das Unglück ebenfalls zu fühlen schien und durch den Schmerz darum viel älter und schwächer geworden war, als er seinen Jahren nach hätte sein sollen. Die Beiden waren unzertrennlich und gingen oder lagen den ganzen Tag zusammen, und der Förster, sowie Wilhelm fürchtete nur die Zeit, wo der Hund sterben würde und der Knabe dadurch seinen besten Freund verlöre.

Da begab es sich eines Tages, daß der König, dem der Wald gehörte, seinem Hofstaat eine große Jagd hielt, und von dem Gebell der Hunde, dem Schreien der Treiber und den Klängen der Waldhörner hallte Berg und Thal wieder. Der Förster war schon am frühen Morgen ausgegangen, um bei der Jagd zu sein, denn er hatte bei solchen Gelegenheiten in seinem Walde das Geschäft, die Herren vom Hofe, die gerade nicht als die besten Schützen bekannt waren, an Orte zu stellen, wo ihnen die Hirsche und Rehe so zu sagen in den Schuß liefen und sie nur in die blaue Luft zu schießen brauchten, um am Abend doch von den Thieren, die sie alle geschossen hatten, erzählen zu können. Wilhelm und der Hund saßen am Morgen beim Eingang des Waldes und hörten dem Jagdlärm zu, der sich aus der weiten Ferne zuweilen vernehmen ließ. Ach, die Beiden wären auch gar zu gern dabei gewesen und mit den andern unter den frischen grünen Bäumen herumgesprungen; doch so mußte sich der arme kleine Krüppel damit begnügen, auf die langen zitternden Klänge der Waldhörner zu hören, die zuweilen laut wurden, und Bello, der Hund, spitzte nur dann und wann die Ohren, wenn er aus weiter Ferne das Hundegebell vernahm und knurrte zuweilen leise dazwischen.

Plötzlich hörten sie vor sich etwas in den Gebüschen rauschen und sahen ein schneeweißes Reh in vollen Sätzen auf sich zuspringen. Obgleich es nun für Beide nichts Ungewöhnliches war, ein Reh zu sehen, so machte doch die seltene Farbe des Thieres, daß

sie ihm überrascht entgegen blickten. Doch erreichte das Erstaunen, ja das Entsetzen Wilhelms den höchsten Grad, als das Thier zu seinen Füßen niederstürzte und ihn mit deutlicher Menschenstimme um seinen Schutz gegen die verfolgenden Jäger und Hunde bat. Vor Ueberraschung konnte dieser anfänglich kein Wort hervorbringen, denn so lange er auch schon in dem Walde wohnte, hatte er doch noch nie etwas von verzauberten Thieren gehört. Das Reh erzählte ihm in möglichster Kürze: es sei eine Fee, die von der Königin der Feen in diese Gestalt verwandelt worden, in der sie so lange bleiben müsse, bis sie der Tod durch die Hand des Jägers ereile. So sehr sie nun auch diesen Augenblick wünsche, um alsdann in ihrer ursprünglichen Gestalt zum Hofstaat der Königin der Feen zurückkehren zu können, so scheuche sie doch eine fürchterliche Angst vor dem Tode immer aus der Nähe der Jagd hinweg, so oft und sehr sie sich auch schon vorgenommen habe, dem Geschosse der Jäger entgegen zu treten.

Der Knabe, der sich unterdessen an seinen Krücken aufgerichtet hatte, versprach dem Reh, er wolle es so viel schützen wie möglich, und er gedachte es eben nach dem Häuschen zu geleiten, als er plötzlich mit Schrecken bemerkte, daß an der weißen Haut des Thieres das purpurrothe Blut herunter lief. Er wollte es ihm wegwischen und das Reh aufrichten, das von der Wunde und dem raschen Lauf matt zusammengesunken war, als es seinen Kopf wieder erhob, und sagte: „ohne daß ich es wußte, hat mich der Pfeil des Jägers getroffen und meine Zeit ist gekommen. Die Stunde naht, in der ich meine ursprüngliche Gestalt annehme und in unser seliges Reich zurückkehre. Ich werde in Kurzem wieder eine mächtige Fee sein und möchte dich gern dafür belohnen, daß du mir in deinem Hause eine Freistatt geben wolltest. Sprich einen Wunsch aus und wenn die Zeit meiner Verwandlung kommt, soll er dir gewährt werden. Doch sei vorsichtig und sprich deinen

Wunsch deutlich aus; ich kann dir nicht mehr bewilligen, als du dir wünschest.

Da tönte von fernher aus den grünen Schluchten und Thälern der Lärm der lustigen Jagd an das Ohr des armen Krüppels; da ward wieder in ihm die Lust rege, auch so wie die andern Jäger dem Hirsch nachfliegen zu können, durch Berg und Kluft, und eine Büchse zu haben, mit der er aus weiter Entfernung das Wild niederschießen könne. Das Reh ermahnte ihn nochmals, ihm seinen Wunsch zu entdecken und mit dem Ohr nach dem Lärm der Waldhörner und Hunde hinlauschend, sagte er mit leiser Stimme: ach, wie gern wollt' ich nur einen Arm haben, und die zerstümmelte Nase, wenn ich nur mit dem andern die Büchse halten und mit meinem Bello gesund und frisch durch den Wald springen könnte! Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so sah ihn das Reh mit den großen Augen mitleidig an, und sagte ihm: „dein Wunsch war allzu bescheiden, doch sei er dir gewährt. Aber jetzt fühle ich, daß mir der Tod naht, drum laß mich meinen Kopf auf dein Knie legen und diesen Augenblick ruhig abwarten."

Obgleich Wilhelm noch sehr im Zweifel war, ob das Reh wirklich im Ernst zu ihm spräche oder ob es vielleicht nur ein Waldgeist sei, der ihn necken wolle, so nahm er doch mitleidig den Kopf des Thieres auf seinen Schoos, wischte ihm nochmals das Blut ab und drückte ihm die Augen zu. Bello, der Hund, der bisher staunend um das Thier herumgegangen war, legte sich jetzt zu den Füßen des Knaben und schlief ein. Auch dieser konnte einer gewaltigen Müdigkeit, die ihn plötzlich überfiel nicht widerstehen, schloß die Augen und entschlief ebenfalls unter den seltsamsten Träumen.

Ihm war, als wenn sich das Reh auf seinem Schoos langsam erhöbe und sich wunderbar in eine schöne Jungfrau verwandelte. Weiß war ihr Gewand und ein rosafarbener Schleier, der oben auf dem Kopfe von einem lichten Stern zusammengehalten wurde,

wallte bis zu den Füßen hinab. Sie trug in der Hand ein kleines Zauberstäbchen, mit dem sie einen Kreis über die beiden Schläfer beschrieb, worauf sie gen Himmel schwebte, und die ganze Erscheinung wurde dem Blick des schlafenden Knaben unklar und zerfloß am Ende in eine weiße rothgesäumte Wolke, die eilig gen Westen schiffte.

Jetzt erwachte Wilhelm und Bello, der Hund, sprang auf und machte einen Satz, wie man seit Jahren nicht mehr an ihm gewohnt war. Der Knabe griff nach seiner Krücke, die er in den Schoos gelegt hatte, doch wer beschreibt sein Erstaunen, als er statt derselben das stattlichste glänzendste Gewehr, das er je gesehen, auf seinen Knien liegen sah. Unter seinem Kopf lag eine Waidtasche und, o Wunder! er, der noch vor einer Stunde sich kaum an der Krücke hatte erheben können, sprang aus Ueberraschung der Dinge, die er hier sah, in die Höhe, und sah auf's Neue erstaunt um sich her, denn ihm war, als sei er plötzlich einen Fuß höher geworden. Und so war es eigentlich auch. Die gute Fee hatte ihr Versprechen gehalten und seinen Wunsch erfüllt, indem sie seine lahmen Beine gerade und somit länger machte und neues kräftiges Leben durch den ganzen Körper goß. Auch Bello, der Hund, war von der guten Fee reichlich mit neuen Kräften bedacht worden und machte die tollsten ungestümsten Sätze. Ja er schien ganz anderer Natur geworden zu sein; denn der biedere ehrliche Kettenhund schien auf einmal Behagen am Waidwerk gefunden zu haben und machte solch' Spektakel unter den Büschen und Bäumen, daß die Hasen und Füchse zu Dutzenden heraus sprangen. Jetzt untersuchte der Jüngling, — denn seitdem er einen Schuh höher geworden war, konnte man ihn keinen Knaben mehr nennen, — das Gewehr und seine Jagdtasche, und fand Alles in der besten Ordnung. Das Erstere war von der feinsten Stahlarbeit, mit Gold ausgelegt, und in der Letztern befand sich Pulver und Blei die Menge. Auch entdeckte er beim nähern Durchsuchen ein kleines silbernes Schäch-

telchen, das er neugierig öffnete und darin drei goldene Kugeln fand, auf welchen die Worte zu lesen waren: „Zur höchsten Noth.“ —

Die Jagd kam indessen immer näher und um im glücklichen Fall vielleicht auch noch Theil daran nehmen zu können, lud der Jüngling sein Gewehr mit einer tüchtigen Kugel und stellte sich dicht an den Stamm einer dicken Eiche. Bald kamen ganze Schaaren Wild herangesprengt und die zahlreichen Meuten der Hunde hintendrein, auch einzelne Reiter mit langen Hörnern, die beständig ihr Halloh! Halloh! bliesen. Dabei erschien es unserem jungen Jäger sehr sonderbar, daß alle diese Leute, die dort das lustige Waidwerk trieben, kohlrabenschwarz angezogen waren. Außerdem hatten die Reiter Trauerflor auf ihren Hüten und die Hörner waren ebenfalls schwarz umwickelt; ebenso das Riemenzeug der Pferde und selbst die Hunde hatten schwarze Halsbänder. Sein Erstaunen wuchs, als er jetzt einzelne Herren vom Hofe, ebenso dunkel kostümirt, zwischen den Gebüschen hervortraben sah, und endlich den ganzen Hofstaat, an dem man vom Oberstjägermeister bis zum niedrigsten Jagdpagen auch kein Tüchelchen von einer bunten Farbe sah, sondern Alles war schwarz, wie bei einem Trauerzuge. Jetzt erschien auch der König selbst, auf einem schwarzen Rappen und trug eben solche Kleider, an denen sich nichts auszeichnete, als der schneeweiße lange Bart des Königs, der über die Brust herunter rollte und eine Krone von den schönsten weißen Perlen, die er auf dem Kopfe trug.

Die Jagd hatte hier ein Ende; der größte Theil der Reiter schwang sich von den Pferden, diese und die Hunde an schwarze Riemen zu koppeln. Der König, der auf seinem Roß sitzen geblieben war, schien sehr mißmuthig zu sein und sah nachdenkend den blauen klaren Himmel an. Jetzt schien er dort oben etwas zu bemerken und rief dem Oberstjägermeister, der alssobald herbei kam, vom Pferde sprang und der Majestät auf ihre Anfrage, was dort

oben in der Luft für ein schwarzer Punkt schwebe, unterthänigst referirte: daß es ein Goldadler sei. Der König befahl, alsbald auf ihn zu schießen, und der ganze Hof ärgerte sich über die Frechheit des Vogels, daß er es wage, seinen Kopf höher zu tragen, als der des Königs. Vier der geübtesten Schützen mit den besten Gewehren traten vor und schossen einer nach dem andern in die Höhe. Doch schien sich der Vogel wenig darum zu bekümmern, sondern schwebte in ruhigen Kreisen fortwährend in der Luft herum. Es wurden andere Jäger herankommandirt, um eben so wenig auszurichten, und nun ließ sich der Oberstjägermeister seine mit Gold ausgelegte Büchse geben, setzte, da er schon ein alter Herr war, seine Brille auf die Nase, und schoß in's Blaue, doch kam keine Feder von dem Adler herunter. Der König, der dem Schießen aufmerksam zugesehen, fing an, ungeduldig zu werden und an seinem verdrießlichen Murmeln merkte man, daß bald ein majestätisches Gewitter hereinbrechen würde, worüber der Oberstjägermeister und das ganze Hofgesinde in nicht geringe Verlegenheit gerieth. Was war zu thun? Der König verlangte selbst seine Büchse, um eigenhändig nach dem Vogel zu schießen und eben so wenig zu treffen, wodurch Höchstsein Zorn sich nicht gelegt, sondern noch vermehrt haben würde, weßhalb der Oberstjägermeister, sechs Jägermeister und vierundzwanzig Kammerherrn, zu gleicher Zeit von demselben Gedanken bewegt, ihre Knie beugten und die Majestät baten, doch Höchstihre Kugel nicht an so unwürdiges Raubzeug zu wagen. Der Oberstjägermeister sah ängstlich im Kreise herum, wen er von den guten Schützen noch vergessen hätte, und endlich fiel sein Blick auf den Sohn des Försters, dessen prächtiges schönes Gewehr dem alten Herrn sehr in die Augen stach. Der Förster selbst, der ebenfalls vergeblich nach dem Adler geschossen, traute kaum seinen Augen, als er seinen Sohn, den er heute Morgen als elenden Krüppel im Grase liegend verlassen, mit Ausnahme der zerstümmelten Nase und

des einen Armes, frisch und gesund vor den Oberstjägermeister hintreten sah, der ihn aufforderte, mit seiner Büchse nach dem Vogel zu schießen.

Das Jägervolk zischelte nicht wenig, als es einen jungen Menschen mit einem Arme erblickte, der gar nicht bei Hofe angestellt war, und es besser machen wollte, als die alten königlichen Jäger, die doch dafür ihr schweres Geld bekamen. Aber Wilhelm ließ sich durch diese Blicke und das Zischeln gar nicht irre machen, stellte sich hin, streckte seinen linken Stumpen in die Höhe, legte die Büchse darauf und nachdem er einen Augenblick scharf gezielt, knallte der Schuß. Alles sah erwartungsvoll in die Höhe und die Gesichter der Jäger, die höhnisch gelacht, als der Vogel noch einen Augenblick ruhig schweben blieb, zogen sich gar erbärmlich in die Länge, als er jetzt droben verdächtige schwankende Kreise beschrieb und langsam herunter sank. Der ganze Hofstaat gab in diesem Augenblick ein sehr kurioses Bild; Alles riß vor Erstaunen die Mäuler auf, als sollte Jedem von ihnen der Adler in's Maul fallen, und der Oberstjägermeister vergaß in der Freude seines Herzens über den Schuß seine Würde so sehr, daß er einen großen Luftsprung machte und dabei den Oberstceremonienmeister auf ein Hühneraug trat, der vor Schmerzen laut aufbrüllte, was aber das ganze Hofpersonal für ein Zeichen annahm, seine Verwunderung vor den allerhöchsten Ohren ebenso laut kund geben zu müssen und daher, inclusive Förster, Jagdpagen und Hunden, in ein erschreckliches Freudengeschrei ausbrach. Während diesem Halloh schwankte der Adler herab und stürzte mausetodt zu den Füßen des Leibpferdes nieder. Dem Könige gefiel der Schuß sehr und wenn er auch nicht lachte, machte er doch eine gnädige Handbewegung gegen den jungen Schützen und fragte den Oberpolizeidirektor: wer ist der Einarm? Dieser wandte sich flüsternd an den hinter ihm stehenden Untergebenen, und, um vor der Majestät zu verbergen, als kenne er, der Oberpolizeidirektor, nicht jeden Mann im Staate, räusperte

er sich, hustete und spuckte so lange, bis ihm von hinten zugeflüstert wurde, daß der Einarm der Sohn des Försters sei.

Der König war darauf sehr gnädig, ließ dem Einarm ein Goldstück überreichen und nahm ihn unter seine Leibjäger auf. Dann wandte er sein Roß und ritt, gefolgt von dem ganzen Schwarm, nach der Stadt zurück. Der Förster aber ging mit seinem Sohn in das Haus zurück und ließ sich von ihm erzählen, auf welche wunderbare Art er und Bello wieder zu Kraft und Gesundheit gekommen seien. Dann packte Wilhelm seine Habseligkeiten zusammen, nahm von dem Vater Abschied und pfiff dem treuen Bello, um nach der Residenz zu gehen.

Da er noch nie aus seinem Walde herausgekommen war, so erschienen ihm draußen die schön angebauten Felder und die Dörfer mit den vielen Häusern sehr sonderbar. Auch verwunderte er sich, daß dort schon die Leute von seinem glücklichen Schuß wußten und ihn der König unter die Leibjäger aufgenommen hatte. Zuweilen wurde er auch hierüber befragt und da man seinen Namen nicht wußte, nannte man ihn überall, wo er durchkam, Einarm, eine Benennung, die ihm gerade nicht sehr gefallen wollte. Aber wie wuchs erst sein Erstaunen, als er in die Nähe der Residenz kam und dort die breiten Straßen und die prächtigen hohen Paläste sah. Vor Allem aber gefiel ihm das Schloß des Königs, mit stattlichen Thürmen und zahllosen Fenstern, und es würde ihm noch mehr behagt haben, wenn es nicht ebenso schwarz angestrichen gewesen wäre und ebenso düster ausgesehen hätte, wie das Jagdgefolge des Königs und die Trabanten und Heiducken, die mit ihren großen Spießen an allen Thüren standen. Alles war schwarz kostümirt vom Kopf bis zu den Füßen, und selbst in den schön angelegten Gärten war nichts zu sehen, als dunkle Cypressen und trauriges Rosmarin. Zum Ueberfluß wehten über dem Hauptthor zwei große schwarze Fahnen und die beiden Eckthürme waren wie Leichen-

bitter in große schwere Flore gehüllt, die oben an dem Knauf fest gemacht waren und bis an die Erde herab wallten.

Der neue Leibjäger ging in die Wohnung des Oberjägermeisters und ließ diesem Herrn melden: er sei da. Da aber das Er eine sehr relative Bezeichnung war, so wurde dem Oberjägermeister gemeldet: der Einarm sei da, und jener befahl darauf, dem Einarm eine schwarze Livree und Wohnung zu geben. So war er denn plötzlich in den Dienst des Königs gekommen, wo es ihm anfangs sehr wohl behagte; nur hätte er gewünscht, daß sie ihn bei seinem Familiennamen oder wenigstens Wilhelm genannt hätten; doch da der König Einarm zu ihm gesagt, so hatten dies die Hofleute angenommen und Alles nannte ihn in und außer dem Dienst nur Einarm. Schon der erste glückliche Schuß, den er mit dem Gewehr gethan, das ihm die gütige Fee geschenkt, hatte ihm die Gunst des Königs, wie des Oberstjägermeisters erworben, und in traurigen Stunden, die Ersterer oft hatte, ließ er den Einarm häufig kommen, um sich durch dessen unglaubliche Geschicklichkeit im Schießen unterhalten zu lassen. Da aber nun in solchen Dingen, wo es die Gunst des Herrn gilt, kein Hofgesinde mit sich spaßen läßt, so war bald Niemand mehr, bis zum geringsten Küchenjungen herab, der den Einarm nicht mit scheelen Augen angesehen hätte, denn der König gab ihm vor allen Andern gar zu sehr den Vorzug. So aß er nur von einer Schnepfe oder einem Hasen, die der Einarm geschossen, weil, wie er sagte, ihm kein Wildpret schmecke, das nicht so kunstgerecht erlegt sei, wie das des Einarms. Ja, dies ging so weit, daß, wenn dem König nach einem Apfel oder einer andern Frucht gelüstete, der Einarm geholt wurde, um die Frucht vom Baume zu schießen.

Schon oft hatte sich der neue Leibjäger bei dem andern Hofgesinde nach der Ursache erkundigt, weßhalb der König beständig so traurig sei, und weßhalb das ganze Schloß, sowie Alles in seiner Umgebung schwarz aussehen müsse. Da es aber verboten

war, über dergleichen Sachen zu sprechen, so hatte man zuerst dem Neuangekommenen nichts vertrauen wollen, und als später der Einarm so in der Gunst des Herrn stieg, war es Neid und Haß, warum ihm Keiner auf seine Fragen Bescheid gab. Auch mit dem weiblichen Personal des Schlosses stand der arme Einarm nicht zum Besten; denn wenn auch unter allen Jägern und Hofbedienten Keiner war, der eine so schlanke kräftige Figur hatte, wie er, so war doch das Mägdevolk viel zu naseweis, um nicht an einer fehlenden Nase ein Aergerniß zu nehmen. Auch mochte ihnen ein fehlender Arm bei gewissen Verhältnissen im menschlichen Leben gar zu unpraktisch vorkommen, und wenn auch manches hübsche Mädchen dem Einarm nachblickte, so konnte sie ihm doch diese beiden Mängel nicht vergeben.

Seinerseits war auch bei ihm die Lust nicht sehr groß, sich bei den jüngern Frauenzimmern auf Erkundigung zu legen, da er sich schon manche spöttische Antwort bei ihnen geholt hatte, und die alten Weiber, die im Schlosse waren, scheute er seit den Zeiten, wo ihn die kluge Frau im Walde unter entsetzlichen Schmerzen krumm und lahm geheilt hatte, noch mehr. Glücklicher Weise war er auch nicht neugierig, weßhalb er sich leicht auf eine andere Zeit zu trösten wußte, wo sich ihm dies Geheimniß von selbst auflösen würde. Und so geschah es auch eines Tages uns früher, als der Einarm vermuthet hatte.

An einem schönen Morgen ritt der König mit wenigen Jägern auf die Jagd und streifte, wie er oft zu thun pflegte, trübselig über Berg und Thal. Einem starken Hirsch, der vor ihm aufging, mußten die Jäger folgen, mit Ausnahme des Einarms, dem der König sein Pferd zu halten gab, als er herabstieg und sich in den Schatten eines großen Baumes legte und zu seufzen und zu klagen anhub, wie er vielmal that, wenn er allein war. Das jammerte den Einarm sehr und er hätte den König gern gefragt, weßhalb er so traurig sei; doch erlaubte ihm dies die Etikette nicht, son-

dern gebot ihm vielmehr, sich mit den Pferden zurückzuziehen, um den Herrn in seinen traurigen Betrachtungen nicht zu stören. Plötzlich hörte der Einarm in den Gebüschen ein Geräusch, als wenn sich ein großes Thier nahe. Es raschelte im Laub, es knickte hie und da Zweige ab, und als der Leibjäger vortrat, um zu sehen, was es gäbe, erblickte er zu seinem größten Entsetzen, wie ein wüthender Eber gerade auf den König losrannte, der ohne Waffen war und ihn in seiner großen Betrübniß nicht einmal zu bemerken schien. Das Unthier hatte den Kopf, mit ungeheuren Hauern bewaffnet, gesenkt und die kleinen Augen funkelten vor Wuth und Grimm. Kaum hatte der Einarm Zeit, seine geladene Büchse vom Sattelknopf loszureißen, und wie er auf das Thier anlegte, war es von dem König keinen Schritt mehr entfernt. Doch faßte sich der Leibjäger Muth, rief beim Losdrücken inbrünstig die gute Fee an, die ihm das Gewehr geschenkt, und als der Schuß krachte, sprang der König freilich entsetzt auf, aber das Ungethüm wälzte sich auch schon zu seinen Füßen im Blute.

Der Einarm eilte hinzu und sah, daß die Kugel ihm gerade durch den Kopf gegangen war. Der König brach in Lobeserhebungen über den Schuß aus und vergaß die Etikette so weit, daß er sich herabließ, seinen Lebensretter zu umarmen und ihm eigenmündig für seine Rettung dankte. Darauf bestiegen die Beiden ihre Pferde wieder und eilten nach der Stadt zurück, wo der König den Einarm mit hinauf in seine Zimmer kommen ließ und ihm befahl, einen Wunsch zu thun, den er ihm erfüllen wolle. Jetzt erwachte auf einmal in dem guten Leibjäger die Begierde, etwas Näheres über die Trauer des Königs, sowie des ganzen Schlosses, zu erfahren, und er trug der Majestät mit den allerbescheidensten Worten diese Frage vor. Zuerst sah ihn der König überrascht an, und verbarg ihm seine Verwunderung nicht, daß er ihn über eine Geschichte befrage, die doch so ziemlich im Munde

aller seiner Unterthanen sei. Doch wurde ihm seine Bitte gewährt und der König hieß ihm folgen."

Bis hieher war der Franke in seiner Erzählung gekommen, als das allmälige Erlöschen der Wachtfeuer sie erinnerte, daß die Nacht bereits weit vorgerückt sein müsse. Der alte Mann klopfte dann seine Pfeife aus und ermahnte die Andern, sich noch einige Stunden dem Schlafe zu überlassen, indem er sie sämmtlich einlud, morgen Abend wieder zu kommen und die Fortsetzung der Geschichte zu vernehmen. Nachdem der Emir el Hadsch sein Vergnügen über das Gehörte ausgesprochen, begab er sich hinweg und ging seinen Zelten zu.

Dort angekommen, wollte er sich leise in sein Gemach zurückziehen, als ihm plötzlich Hassan, sein Haushofmeister, in den Weg sprang, und da ihn dieser in der Dunkelheit der Nacht nicht erkannte, heftig an dem Zipfel seines Mantels zog: „he, wer bist du, alter Gauner? wo schleichst du hin in der Nacht? Kann man doch vor lauter Diebsgesindel nicht zu seiner Ruhe kommen! Sprich, wer bist du, Ungläubiger?"

Der Emir el Hadsch, der sich von seinem Diener so sonderbar begrüßt sah, wußte nicht, was er davon denken sollte, und begriff im ersten Augenblick nicht, warum ihn Hassan so empfange. Doch jetzt sah er auf seine unscheinbaren Kleider, und gab sich dem Neger zu erkennen. Dieser stand einen Augenblick sprachlos vor Erstaunen da, beugte sich dann tief zur Erde und stammelte eine Bitte um Vergebung. „Ach, Herr," setzte er hinzu, „du mußt es deinem Sklaven nicht verargen, wenn er in seinem Eifer den gebietenden Schritt seines Herrn nicht erkannt hat. Es treibt sich hier bei den Zelten so viel verdächtiges Gesindel umher, daß die größte Wachsamkeit nöthig ist. Ja, Herr," fuhr Hassan fort, „als er bemerkte, daß der Emir aufmerksam zuhörte, „sehr verdächtiges Gesindel, doch weiß ich nicht, ob es mir deine Hoheit nicht sehr

ungnädig aufnimmt, wenn es dein Sklave wagt, seine Befürchtungen deinem Ohre laut werden zu lassen.“

Unter diesem Gespräch war der Emir in sein Zelt getreten und befahl dem Sklaven, zu reden, worauf Hassan mit vielen Worten und so wichtig als möglich sein erstes Zusammentreffen mit jenem jungen Kameeltreiber vor dem Palaste des Emir in Kairo, sowie die spätere Begegnung in der Nacht erzählte. „Wie es einem treuen Diener geziemt,“ fuhr der Haushofmeister fort, „spähte ich bei jedem Marsch, den wir machten, in den Reihen umher nach jenem Manne, und sah ihn auch bald hier bald dort erscheinen, wie er auf seinem flüchtigen prachtvollen Pferde, dem Blitze gleich, bald in diesem, bald in jenem Zuge erschien. Dabei aber, verzeih mir, o Herr, bemerkte ich auch wohl, daß der junge Mann stets wieder zu dem Zuge deiner Hoheit zurückkehrte und sich dort so nah wie möglich bei dem Kameel hielt, dem die Ehre zu Theil wird, den Stern des Morgenlandes, deine Tochter Zemire, zu tragen. Ja, Herr, in ihrer Nähe hält er sich öfters während den Märschen auf und versucht es durch allerhand Reiterkünste, die Blicke der Weiber auf sich zu ziehen. Heute Abend nun, kurz zuvor, ehe du zurückkamst, o Herr, hörte ich draußen vor dem Zelte wieder jenen Gesang, wie neulich, und es war wieder derselbe junge Araber, der es wagte, dicht am Zelte deiner Tochter Zemire seine Laute erklingen zu lassen. Bei meiner Ankunft hörte er freilich auf, schwang sich auf sein Pferd und verschwand wie das vorige Mal.“

Während der Erzählung des Haushofmeisters horchte der Emir el Hadsch aufmerksam zu und zog seine Augenbrauen zusammen — ein untrügliches Zeichen, daß er sich durch die Aufmerksamkeiten des jungen Arabers gegen seine Tochter nicht sehr geehrt fühlte. Darauf wandte er sich zu Hassan und sagte: „sobald sich der Araber wieder bei meinem Zuge zeigt, machst du mich auf ihn aufmerksam, und es wird mich sehr freuen, wenn du deine Wachsamkeit unterdessen noch verdoppelst.“

„Ach, Herr," entgegnete der Schwarze, „ich werde gewiß mein Möglichstes thun, aber deine Hoheit hat jenen jungen Kameeltreiber schon gesehen. Ja er war selbst schon hier in deinem Zelte. Du wirst dich der Gesandtschaft erinnern, o Herr, die der Beduinenschech Almansor gestern zu dir sandte. Unter dem Gefolge wirst du einen jungen Mann gesehen haben, der zur Rechten des alten Schech Harun auf dem Divan saß; ich muß gestehen, ein sehr schöner und stattlicher Mann."

Der Emir fuhr mit der Hand über die Augen, besann sich einen Augenblick, und dann trat plötzlich die Gestalt jenes jungen Arabers vor sein Gedächtniß. Der schöne kräftige junge Mann war ihm schon gestern neben dem alten Schech Harun aufgefallen. „So, so," sprach er leise für sich, „der also war's! Wer mag das wohl sein?"

Hassan betheuerte bei dem Barte des Propheten, er wolle schon herausbekommen, mit wem er es zu thun habe, worauf der Emir seinen Haushofmeister entließ und sich auf sein Lager streckte. Allein der Schlaf, der sonst sein Auge nie floh, wollte sich heute nicht so bald einfinden. Als guter Muselmann, von ächt eifersüchtigem Schlage, mußten ihn diese Aufmerksamkeiten des Arabers gegen seine Tochter auf alle Fälle sehr beunruhigen, um somehr, da sich jener Beduine bei der Gesandtschaft des mächtigen Almansors befinden sollte, was der Emir als einen Beweis annahm, daß der junge Mann von nicht ganz gemeiner Herkunft sei. Das Mißtrauen legte sich jetzt an sein Ohr und flüsterte ihm zu, daß vielleicht jene Gesandtschaft nur zu dem Zweck gekommen sei und nur deßhalb Freundschaft mit ihm angeknüpft habe, um irgend eine feindselige Absicht gegen ihn auszuführen. Wer weiß, dachte er, ob der junge Araber nicht vielleicht der Sohn eines jener Beduinenschechs ist, und nur in der Absicht umherschleicht, meine Tochter zu rauben. Ach, der Emir el Hadsch wußte zu gut, daß seine Tochter Zemire eines der schönsten und lieblichsten Mädchen des

Morgenlandes sei. Unter dergleichen Gedanken entschlief er endlich und erwachte erst am folgenden Morgen, als die aufsteigende Sonne eben die Nebel der Nacht zertheilte.

Kaum waren am nächsten Abend die Zelte aufgeschlagen, so wurde in dem Emir der Wunsch rege, die Fortsetzung des in der vergangenen Nacht gehörten Märchens zu vernehmen. Er empfahl daher seinem Haushofmeister nochmals die größte Wachsamkeit, hüllte sich dann in seine unscheinbaren Kleider und machte sich auf den Weg. Der Franke saß mit seinen Bekannten bereits um das Feuer und nachdem die üblichen Begrüßungen gewechselt und die Pfeifen angezündet waren, fuhr der Fremde folgendermaßen fort:

Fortsetzung der Geschichte vom Einarm.

„Der König befahl, wie ich euch gestern Abend am Schluß erzählte, dem jungen Einarm, ihm zu folgen. Durch mehrere Säle und Gänge, die wie alles Uebrige schwarz behangen waren, gingen sie hindurch, und kamen in einen andern Theil des Schlosses, der mit einer großen eisernen Thür abgesperrt war und nicht bewohnt wurde. Der König öffnete mit einem Schlüssel, den er an seinem Gürtel trug, das Thor und wie sie hindurchgingen, sah sich der Einarm plötzlich in ganz andere Regionen versetzt. Hier war von keinem schwarzen Tuch und Flor mehr die Rede, vielmehr prangten Gänge, Zimmer, Treppen und Fenster in den hellsten freundlichsten Farben. Alles war hier auf das Zierlichste und Prächtigste eingerichtet. Die kleinen Divane in den Zimmern bedeckte der glänzendste Goldstoff; aus marmornen Becken sprangen murmelnde Fontänen in die Höhe, die Wände waren mit Sammet und Damast bekleidet, und die Pracht der Möbel steigerte sich von einem Zimmer zum andern. Schon in dem ersten waren sie vom

feinsten Holz, im andern von Elfenbein, dann von Schildkrot mit Gold ausgelegt und in den hintersten Zimmern und Sälen war Alles von Silber und Gold, mit Edelsteinen und Perlen besetzt. Das Einzige, was die Lust und Herrlichkeit in diesen Zimmern unterbrach, war die peinliche Stille und Oede, die hier herrschte, sowie das einzige Traurige das Gesicht des Königs, das mit jedem Schritte finsterer wurde. In einem der letzten Säle ließ er sich auf einem Ruhebett nieder und trocknete zwei große Thränen ab, die ihm in den Bart liefen. Das Ruhebett, auf welchem er saß, stand vor einem Gemälde, das ein grünseidener Vorhang bedeckte.

„Wisse," begann der König nach einer langen Pause zum Einarm, „daß dies die Zimmer meiner Königin sind, die aber schon längst die Erde verlassen, um zum Wohnorte der Seligen aufzuschweben. Sie war keine gewöhnliche Sterbliche, sondern entflammte dem Feenreich, und ihr ward, wie allen jenen erhabenen Wesen, erlaubt, nach jedem Jahrtausend eine gewisse Anzahl von Jahren auf der Erde zuzubringen, um einen Sterblichen zu beglücken. Mir wollte mein gutes Schicksal so wohl, daß ich gerade in dem Jahr, wo die Fee Amaranthe die Erde wieder betrat, mich nach einer Gemahlin umsah. Mein Herz war frei, ich war jung und streifte mit lauter Lust und Fröhlichkeit durch die Wälder dem Gewilde nach. Da begab es sich eines Tages, daß aus dem Dickicht des Waldes ein fremder Stallmeister auf mich zusprengte, mir einen Gruß von seiner Herrin überbrachte, die den Wunsch aussprach, an meiner Jagd Theil nehmen zu dürfen. Natürlich bewilligte ich ihr mit Freuden diese Bitte, und ich, sowie mein ganzes Jagdgefolge, standen mit stummer Erwartung da, als der Stallmeister zurücksprengte, und wir plötzlich aus der Tiefe des Waldes das lustige Getön einer andern Jagd hörten, die uns näher und näher kam.

„Zwischen den Zweigen blitzte es wie lauter Gold und Sil-

ber hervor, und die einzelnen Theile des Jagdzuges, die nach und nach erschienen, waren mit unerhörter Pracht bekleidet und beritten. Zahlreiche Meuten der schönsten Hunde schwärmten voran; dann kamen verwegene Jagdpagen, den Falken auf der Faust und setzten mit ihren Pferden über Stock und Stein. Ihnen folgten eine Anzahl Jäger, und was uns am seltsamsten vorkam, außer dem dienenden Personal der Jäger, Forst- und Stallmeister waren es nur Damen, die auf den herrlichsten Rossen sitzend von dem ganzen Troß ehrerbietig umgeben waren. So schön und schlank sie auch alle auf ihren Thieren saßen und der prächtige Wuchs der geringsten unter ihnen weit die Formen der schönsten unserer Damen übertraf, so ragte doch, wie der Mond unter den Sternen, eine derselben an Schönheit und Adel über die Andern empor. Diese ritt einen schneeweißen Zelter und sprengte mit leichtem Anstande gegen mich. Sie dankte mir freundlich für die Erlaubniß, an meiner Jagd Theil nehmen zu dürfen, und bat um die Fortsetzung derselben und so gern ich auch eine ganze Ewigkeit ihr gegenübergestanden wäre, um ihr in das wunderherrliche Angesicht zu sehen, so zwang es mich doch, ihrem Wunsche Folge zu leisten und ich gab den Befehl, die Jagd wieder zu beginnen. Du kannst dir leicht denken, mein Sohn, daß ich nicht von ihrer Seite kam. Doch obgleich ich ein sehr gutes Pferd ritt, war es mir nicht möglich, dem vogelschnellen Lauf und den entsetzlichen Sprüngen des ihrigen nachzukommen. Auch mein ganzes Jagdgefolge, das doch aus den gewandtesten Reitern meines Königreichs bestand, nahm sich gegen das ihrige aus, wie eine Gesellschaft von Schnecken, gegen muntere Vögel. Mir schien sogleich am ersten Tage, daß es bei der ganzen Gesellschaft nicht mit rechten Dingen zugehe und auch mein Oberforstmeister machte mich mit Entsetzen auf einen Jagdpagen der Dame aufmerksam, der einem Falken, als er sich oben mit einem andern Raubvogel in einen Kampf eingelassen, zu Hülfe kommen wollte, und sich schon einige Schritte aus seinem Sattel in die

Luft erhoben hatte, als ihn ein strenger Ruf der Dame wieder herabrief.

„Nach Beendigung der Jagd lud ich die ganze Gesellschaft in meine Residenz ein; doch nahm die Dame meine Einladung nicht an, versprach aber am andern Tage wieder zur Jagd zu kommen. Ich, der ich jetzt zum Erstenmal die Leiden und Freuden der Liebe fühlte, schloß die ganze Nacht kein Auge und schwärmte mit meinen Jägern schon in den Wald, als kaum ein lichter Streifen im Osten den Anbruch des neuen Tages verhieß. Zur bestimmten Stunde, wie gestern, erschien die Dame mit ihrem Gefolge wieder, ach, und sie war wo möglich noch schöner, als gestern. Die Jagd begann auf's Neue und der Tag verlief wie der gestrige, nur daß ihr unvergleichlicher Liebreiz die Glut in meinem Herzen zu einer unauslöschlichen Flamme angefacht hatte. Schon während der Jagd bat ich sie, wie gestern, mich in meiner Residenz zu besuchen oder mir zu sagen, wo ihr Schloß liege, und als sie mir Beides abschlug, gab ich mehreren meiner gewandtesten Jäger heimlich den Befehl, sich da und dort im Walde zu verstecken, und am Abend jener Jagdgesellschaft zu folgen, um ihren Aufenthaltsort auszukundschaften. Nach Beendigung der Jagd empfahl sich die Dame wie gestern, mit dem gleichen Versprechen, morgen wieder zu kommen und ich ritt verstimmt meiner Residenz zu, um in meinen Zimmern die halbe Nacht bis zur Ankunft meiner ausgesandten Jäger zu wachen. Gegen Mitternacht kamen mehre zurück und schworen, nichts gesehen zu haben. Doch blieben noch zwei meiner besten Leute aus, auf die ich mein ganzes Vertrauen setzte. Auch sie erschienen, aber erst mit Anbruch des Tages, und brachten mir die wunderbare Mähr, daß sie gestern Abend, kaum im dichtesten Walde angelangt, die Jagd der Dame gehört hätten, wie sie mit lautem Getöse und Halloh sich bei mir verabschiedet und neben ihnen daher geflogen sei. Was ihre Pferde laufen wollten, seien sie ihr gefolgt, hätten die Jagd auch eine Zeit lang vor sich ge-

sehen, doch habe sich das Gefolge auf eine wunderbare Weise vermindert. Großmächtigster König, fuhr einer der Jäger fort, wir hatten es mit einer mächtigen Fee zu thun. Zuerst verschwanden die Hunde und liefen als schwarze Käfer in das Gebüsch; die Pferde wurden zu Hasen und Füchsen, die darauf sitzenden Jäger und Pagen schwangen sich als Raben und Krähen in die Luft; die Damen des Gefolges wurden zu schönen Nachtschmetterlingen und die Herrin auf ihrem weißen Roß verschwand uns plötzlich ganz; doch sahen wir wenig Augenblicke nachher ein schneeweißes Reh blitzschnell im Gebüsch verschwinden. So erzählte der Jäger, und obgleich ich auch ungläubig mein Haupt schüttelte, so wurden doch Feen und Kobolde so häufig gesehen, daß ich jener Erzählung gern Glauben beimaß. Heute, als am dritten Tage, zur bestimmten Stunde erschien die Dame wieder, und ich wußte es während der Jagd so einzurichten, daß wir uns von dem Gefolge entfernten, und ich mich mit ihr im dichten Gebüsch allein befand. Hier sprang ich von meinem Pferde, hielt ihr den Steigbügel und bat sie auf's Ehrerbietigste, ebenfalls abzusteigen und einige Worte anzuhören, die ich ihr sagen wolle. Sie that nach meinem Wunsch, setzte sich auf einen abgehauenen Baumstamm, und ich malte ihr mit den glühendsten Farben meine Leidenschaft, schwur ihr ewige Liebe und betheuerte ihr, daß ich im Besitz ihrer Hand der glücklichste Mensch sein würde. Anfänglich sah mich das wunderschöne Weib seltsam lächelnd an, dann reichte sie mir die Hand und sprach zu mir: wisse, o König, daß ich kein sterbliches Wesen bin wie du. Mein Name ist Amaranthe und ich bin aus dem Feengeschlecht. Da uns aber erlaubt ist, je nach tausend Jahren, die wir im Dienste unserer Königin zubringen müssen, zehn Jahre auf der Erde zu wandeln, und uns hier der Liebe eines Menschenkindes zu erfreuen, so nahm ich die Gestalt an, in der du mich hier siehst, und suchte dich auf, da ich dein gutes edles Herz, sowie deine männlichen Gesinnungen

schon seit lange kenne. Es ist uns Feen möglich, schon mehrere Jahre vorher, ehe unser tausendjähriges Dienen dort oben sein Ende nimmt, das Herz der Menschen zu prüfen und anzuschauen, damit uns die Wahl, die wir für die zehn Jahre unseres Erdenlebens treffen, später nicht gereue. Denn der Mann, den wir uns für diese Zeit erkoren, mag mit Fehlern behaftet sein, wie er will, wir müssen ihn diese zehn Jahre hindurch treu und ehrlich lieben, wie es einer braven Hausfrau geziemt."

Hier seufzte der König tief auf, fuhr aber in seiner Erzählung fort.

„Mein Sohn," sprach er zu dem Einarm, „du, dessen Herz noch frei von Liebe ist, du kannst dir das Entzücken nicht denken, das mich bei diesen Worten der Fee befiel. Ich schwur ewige Treue und Liebe, konnte mich aber dabei der Thränen über ein grausames Geschick nicht enthalten, das mir den Besitz eines so liebretzenden Wesens nur für zehn Jahre gestattete."

„Sie wurde also die Meinige; ich führte sie als Königin in meine Residenz ein und der Jubel des Volks, das schon lange meine Vermählung gewünscht hatte, kannte keine Grenzen. Allgemein war man hoch erfreut über die Wahl, die ich getroffen, denn so liebreizend das Antlitz meiner Gemahlin war, ebenso schön und edel war auch ihr Herz. Sie theilte den Armen mit, beschenkte die milden Stiftungen reichlich, kurz sie suchte während der wenigen Jahre ihres Erdenwallens so viel Glück und Wohlstand um sich zu verbreiten, wie nur möglich. Nach einem Jahre, das ich mit ihr in Glück und Freuden verlebt hatte, genas die Königin eines Töchterleins, frisch und schön wie eine Rosenknospe, und ganz ihr Ebenbild; auch sah man deutlich, daß die geistige Kraft der Mutter selbst das kleinste Uebel von dem Kinde abzuhalten wußte. Meine kleine Prinzessin blieb befreit von dem Ungemach und den Krankheiten, die sonst wohl gewöhnlich Kinder in diesen Jahren überfallen und blühte an Körper und Geist in überraschen-

der Schnelligkeit auf. So hatte das Kind sein achtes Jahr zurückgelegt, als ich, an die Trennung von meiner Gemahlin denkend, die mir in kurzer Zeit bevorstand, in heftige Traurigkeit und schwere Krankheit verfiel. Die Königin that Alles, um mich aufzuheitern, und wenn auch die heilsamen Tränke, die sie aus den Kräutern zu ziehen wußte, meinen Körper in kurzer Zeit wieder herstellten, so blieb doch mein Geist umdunkelt und ich sah mein ganzes künftiges Leben so schwarz vor mir, wie du es jetzt in der Wirklichkeit siehst. Ach, von dem zehnten Jahr meines Glücks hatte ich mit Blitzesschnelle eine ziemliche Zeit verlebt. Schon kam der Sommer und dörrte Laub und Gras, daß es farbig wurde und mein Herz schien langsam mitzuverwelken. Der Klang des lustigen Jägerhorns, der mich sonst zur Freude und Lust aufrief, zerschnitt mir die Brust wie glühendes Eisen; denn da ich meine Königin so unsäglich liebte, so konnte ich meines Jammers kein Ende finden. Nichts erfreute mich mehr, nicht die Zureden meiner Gemahlin, nicht das Spielen und Liebkosen des Kindes — ich glaubte, es wäre die schrecklichste Zeit meines Lebens gewesen.

„So saß ich eines Abends auf dem Altan, der in den Wald hinaus geht, als sich mir die Königin langsam näherte, neben mich hinkniete und ihren Kopf auf meine Hand legte. Ich fühlte ihre warmen Thränen und wagte es kaum, aufzuschauen, ja, der unglückselige Augenblick war gekommen; sie hatte das Jagdkleid an, in welchem ich sie vor zehn Jahren zum Erstenmal gesehen. Mein Gemahl, sprach sie mit zitternder Stimme, es muß geschieden sein. Meine Zeit ist um, und ich kehre zu meiner Königin zurück, um neue tausend Jahre bei ihr zuzubringen. Doch werde ich dich früher wieder sehen, und wenn deine Laufbahn beendigt ist, eine längere Zeit als diese kurzen zehn Jahre mit dir glücklich verleben; auch werde ich unsere Tochter umschweben und sie, so viel es in meinen Kräften ist, vor allem Bösen bewahren. Doch höre mich an: ein mächtiger Geist, der stets mit uns Feen im Kriege

lebt, sucht uns und dem, was wir lieben, auf alle erdenkliche Art zu schaden, und da ich mich seinen Tücken zu entziehen weiß, so wird er versuchen, dir und unserer Prinzessin viel Böses zuzufügen, wozu ihm die Leidenschaft, die meine Tochter von mir geerbt hat, genug Gelegenheit geben wird. Darum nimm dieses silberne Horn und gib es deiner Tochter, wenn es sie in den Wald hinaustreibt, um durch Fels und Kluft dem lustigen Wilde zu folgen; bedeute ihr genau, es nie zu verlieren, und in Augenblicken der Gefahr wird ein sanfter Ton, den sie daraus erklingen läßt, meine unsichtbaren Diener herbeirufen, ihr zu helfen. Bei diesen Worten überreichte mir die Königin ein kleines silbernes Horn, drückte mich noch einmal an ihr Herz, und wandte sich zum Gehen. Ich sprang auf und bat sie fußfällig zu bleiben oder mich mit hinauszunehmen, möge aus mir werden, was da wolle. Doch sie führte mich an das Bett meines schlummernden Kindes, küßte es auf Mund und Stirne und reichte mir die Hand zum Abschied. Höre, o mein Gemahl, sprach sie, mich erwartet noch ein hartes Geschick, ehe ich aus den gröberen Banden dieses Erdenlebens in die reineren Regionen emporschweben kann. Und darum gib mir dein königliches Wort, mir meine letzte Bitte nicht zu versagen — es muß so sein. — Lass' am nächsten Morgen alle deine Jäger und Reisigen hinaus in den Wald ziehen, damit sie sorgsam umher spähen nach einem weißen Reh; doch sollen sie es ja nicht einfangen, sondern mit einem guten Schusse tödten. Ich bin das weiße Reh, doch wenn dies vollbracht ist, schone fortan die Thiere von solcher Farbe; denn es könnte sein, daß ich von der Feenkönigin die Erlaubniß bekäme, dich und mein Kind für einige Augenblicke zu sehen, wo ich alsdann, um den Verfolgungen jenes bösen Geistes zu entgehen, wieder die Gestalt eines weißen Rehes annehmen würde.

„Nach diesen Worten meiner Gemahlin wurde es plötzlich im

Schloßhofe laut und es klirrte und tönte, als wenn sich ein großer Jagdzug versammelte. Und so war es auch. Das Gefolge der Königin, das sie vor zehn Jahren in meine Residenz begleitet hatte, und ihr und mir während der ganzen Zeit getreulich gedient, zog in buntem Gewühl aus den Thoren des Palastes und meiner Ställe hervor. Die großen Meuten der Hunde waren gekoppelt und wurden von Jägern gehalten, Jagdpagen, den Falken auf der Faust, saßen hoch zu Roß, und die Damen der Königin erwarteten sie unten am Portal, um mit Hülfe der Stallmeister ebenfalls ihre Pferde zu besteigen. Jetzt klangen die Töne der Waldhörner lustig empor, die Königin wandte sich zum letzten Male gegen mich und rief mir zu: ade, mein herzlicher Gemahl, ade! Dann öffneten sich die Thore des Palastes und die Jagd zog hinaus in den dunkeln Wald.

Am andern Morgen that ich, wie mir die Königin gesagt, und du kannst denken, mein Sohn, wie mir bei der Nachricht wurde, daß man ein weißes Reh aufgefunden und getödtet habe; doch sei es alsbald verschwunden, und habe keine Spur zurückgelassen. Von dem Tage an erließ ich den Befehl, daß der von meinen Jägern und Leuten der härtesten Todesstrafe verfallen sei, der künftig ein weißes Reh erlege oder nur das geringste Leid anthue. Doch will man sonderbarer Weise seit jener Zeit keines dieser Thiere mehr gesehen haben."

Bis hieher hatte der Einarm der Geschichte des Königs staunend zugehört; jetzt aber bei der Erwähnung des weißen Rehes drängte es ihn, seinem Herrn mitzutheilen, auf welche wunderbare Weise er aus einem Krüppel ein gesunder Mensch geworden, und wer ihm das sicher treffende Gewehr verliehen. Ueberrascht hörte der König zu, als der Einarm von der schönen Fee erzählte, die er im Traume gesehen und riß den Vorhang von dem Gemälde herab, vor welchem er saß, und der Jäger taumelte entsetzt zurück. Ja, das waren dieselben Züge, dieselbe Gestalt, die ihm im Traume

erschienen. Jetzt offenbarte er auch seinem Herrn das Geheimniß mit den drei goldenen Kugeln, die er empfangen, was er bisher keinem Menschen anvertraut hatte, und darauf fuhr der König folgendermaßen in seiner Erzählung fort.

„Das Gemälde, das du hier siehst, mein Sohn, ist das Bild der Prinzessin meiner Tochter, und zugleich das ihrer Mutter, die auf das Ueberraschendste einander gleichen. Die Prinzessin, der auch ich den Namen ihrer Mutter, Amaranthe, gegeben hatte, blühte indessen von Tag zu Tag schöner auf, und war meine Freude und mein Stolz. Sie war sanft und liebenswürdig, wie ihre Mutter und hatte alle ihre guten Eigenschaften geerbt; doch auch leider wie mir die Königin bei ihrem Abschied vorher gesagt hatte, deren Leidenschaft zur Jagd, was mich vielfach beunruhigte. Aber ich vertraute dem silbernen Horne, das Amaranthe nie von sich ließ, und das, wie sie mir selbst am Abend öfters erzählte, ihr während der Jagd wunderbare Dienste leistete. Oft wenn sie einem Wilde zu eifrig folgte und sich von ihrem Gefolge verlor, sah sie sich plötzlich von wilden schauerlichen Klüften umgeben, oder im dichten Walde, wo kein Ausweg zu finden war; aber ein Ton des Horns reichte hin und es zeigte sich ihrem Auge eine freiere Aussicht, ein bekannter Punkt, der sie wieder zur Jagd zurückführte. Zuweilen lagerte sie sich mit ihren Damen von den wilden Ritten ermüdet, im Schatten der grünen Bäume und plötzlich überfiel die ganze Gesellschaft eine gewaltige Müdigkeit. Die Hunde streckten sich hin und schliefen ein, dem Jagdgefolge fielen auf den Pferden die Augen zu und Amaranthe sah mit Schrecken, daß es nicht ein gewöhnlicher Schlaf sei, der ihre Umgebung befallen, sondern die Gesichter waren hart und weiß geworden, wie Marmor, und wenn sie eine ihrer Damen bei der Hand faßte, um sie zu ermuntern, fühlte sie sich kalt an, wie lebloser Stein. Glücklicher Weise widerstand sie ihrer eigenen Ermattung, setzte das Horn an den Mund und bei dem Ton desselben kehrte plötzlich das Leben in die von einem bö-

sen Geiste verzauberte Gesellschaft zurück. Deßwegen aber hielt die Prinzessin das Horn hoch in Ehren, und that es nie von sich. Sie hing es an einer seidenen Schnur, mit der sie es von meiner Gemahlin erhalten, um ihre Schulter, und jene Schnur war unzerreißbar; denn oftmals während dem Jagen durch die Wälder streifte das Pferd plötzlich an einem Ast, den sie früher nicht bemerkt, an dem das Horn unfehlbar hätte hängen bleiben müssen, wenn die Schnur an demselben nicht von wunderbarer Kraft gewesen wäre; so aber hielt sie fest, und nicht selten flog der Ast zertrümmert zur Erde.

„Ich war in der Zeit der glücklichste Vater, denn es gab keine verständigere und schönere Prinzessin, als meine Tochter, rings in allen Reichen umher. Sie war damals sechszehn Jahre alt und der Ruf ihrer seltenen körperlichen und geistigen Eigenschaften lockte eine Menge der benachbarten Königssöhne an meinen Hof, die um ihre Hand anhielten. Aber keiner wußte in ihrem keuschen Herzen Liebe zu erwecken. Sie war freundlich gegen Alle, scherzte mit ihnen und zog mit ihnen durch Wald und Flur dem flüchtigen Hirsche nach, neckte und foppte sie auch wohl, wenn sie das Pferd nicht so zu regieren wußten, wie sie; aber Alles mit einer Art, daß Keiner zürnen konnte. So meldete sich eines Tages der Sohn eines fernen mächtigen Königs an, den ich wie alle Andern willkommen hieß; doch mißfiel mir vom ersten Augenblick an sein ganzes Wesen, sowie seine Gestalt und sein finsteres unheimliches Gesicht. Auch der Prinzessin ging es ebenso, und der Fremde war ihr noch unangenehmer, da er sich mehr als alle Uebrigen um sie zu schaffen machte und sie auf allen Schritten mit seinen Liebesbewerbungen verfolgte. Auf der Jagd wich er nie von ihrer Seite; und da er einstmals Gelegenheit hatte, die Kraft des wunderbaren Hornes zu erforschen, schien ihn dies sehr zu interessiren und er hatte die Frechheit, meine Tochter zu bitten, es ihm, wenn auch nur für einige Augenblicke, zu einer Probe zu leihen. Natürlich schlug sie

ihm dies Begehren ab, was ihn aber nicht abhielt, seine Bitte öfters zu erneuern. Endlich, da er sah, daß alle seine Bewerbungen fruchtlos blieben, rüstete er sich zur Abreise, bat aber vorher, daß es ihm, wie allen übrigen Bewerbern, gestattet sein möge, der Prinzessin ein Andenken zu hinterlassen. Dies war eine sehr kunstreich gearbeitete goldene Kette, die er der Prinzessin überreichte und sie dabei bat, sie möge statt der seidenen Schnur künftig ihr Horn an dieser Kette befestigt tragen. Er drang mit dieser Bitte so ungestüm in die Prinzessin, daß sie ihm endlich bewilligte, wenigstens während der letzten Jagd, zu der sie mit jenem Prinzen auszog, die Schnur mit der Kette zu vertauschen. Ach, daß ich damals mein väterliches Ansehen gebraucht hätte und jenes freche Begehren zurückgewiesen. Aber mein Geist war umdüstert, und ich fand keinen Grund, diesen Tausch zu verbieten. — —

„Jetzt sind beinahe fünf Jahre verflossen," fuhr der König mit dumpfer Stimme fort zu erzählen, „daß die Prinzessin in Begleitung jenes Fremden nebst ihren Damen und einem zahlreichen Jagdgefolge zu Walde zog, — ich mußte wegen einer leichten Krankheit zurückbleiben — und nicht zurückkehrte. Sie war verschwunden und selbst von ihrem Gefolge fand man bisher keine Spur. Ich ließ die Wälder nach allen Richtungen durchstreifen, Wochen, Monate lang, setzte die ungeheuersten Preise aus, wenn man eine Spur von der Verlornen bringen könne; Alles umsonst. Ich sandte an den Hof jenes Königs, dessen Sohn meine Tochter begleitet hatte, und als ich von dorther die Nachricht bekam, daß dieser König nie einen Sohn gehabt, sah ich deutlich ein, Amaranthe sei von dem bösen Geiste, vor dem mich die Königin gewarnt, entführt oder gar verzaubert worden. Jetzt kehrte der wüthende Schmerz, den ich bei dem Abschiede meiner Gemahlin gefühlt, doppelt zurück, und da mich alle bunten Farben, da mich Alles, was mich an ein früheres glückliches Leben erinnern konnte, an-

ekelte, so kleidete ich meine ganze Umgebung in die schwarze Farbe der Trauer, die auch mein Herz und meine Sinne umzogen hatte."

Der Einarm hörte dieser wunderbaren Geschichte des Königs staunend zu, und wenn es auch in damaliger Zeit gerade nichts Besonderes war, von dem sichtbaren Eingreifen guter und böser Geister in's menschliche Leben zu hören, so war doch die Verkettung der Umstände, die auch ihn theilweise in das Schicksal des Königs verflochten hatte, äußerst sonderbar und wohl im Stande, ihn für einige Minuten vor Verwunderung stumm zu machen. Dabei konnte er es nicht über sich gewinnen, auch nur eine Sekunde das Auge von dem Bild der schönen Amaranthe abzuwenden, und mochte es die Dankbarkeit für die schöne Fee sein, die ihn damals so reichlich beschenkt, oder waren es die wunderschönen liebreizenden Züge der Prinzessin, genug es wurde ihm bei dem längern Betrachten ganz warm um's Herz, und als der alte König zufällig den Richtungen seiner Augen folgte, mußte er sie schüchtern erröthend niederschlagen. Jetzt erhob sich der alte König von seinem Sitz, ließ den Vorhang vor das Gemälde fallen und sprach seufzend zum Einarm:

„Mein trauriges Geschick habe ich dir auf deine Bitte mitgetheilt und diese Erzählung hat meinem Schmerz einige Linderung verschafft. Schon als ich dich zum Erstenmale erblickte, regte sich in meinem Herzen ein Wohlwollen für dich, was sich durch deine guten Eigenschaften und die Treue, die du mir bezeigt, beständig gesteigert hat. Weil du mir gestern das Leben rettetest, erhebe ich dich über die Schaar meiner dienenden Jäger und ernenne dich zu meinem Forstmeister."

Der gute Einarm, der, obgleich er viel persönlichen Muth besaß, doch die gestrige Erretung des Königs selbst bei dem größten Eigendünkel nur auf Rechnung seines nie fehlenden Gewehrs schreiben konnte, fiel vor der Majestät auf die Knie und dankte gerührt für die bewiesene große Gnade. Sobald aber dies neue

Avancement des Einarms unter dem Hofpersonal bekannt geworden war, ermangelte dies nicht, den Neid und Haß, den es schon früher auf den Einarm geworfen, noch um viele Prozente zu erhöhen. Man suchte Alles auf, um ihn wegen seiner Gebrechen lächerlich zu machen, und da er früher einmal in seiner Gutmüthigkeit erzählt hatte, wie ihn Bello, der Hund, in seiner frühen Kindheit beschützt und bewahrt, so gab diese Erziehung dem Hofgesinde Stoff genug, den neuen Forstmeister lächerlich zu machen. Wenn sich dieser auch früher zuweilen über diese lieblosen Ausfälle geärgert hatte, so war doch seit jenem Tag, wo ihm der König die traurige Geschichte erzählt, sein Herz so mit einem unbekannten süßen Gefühl erfüllt, daß er für etwas Anderes gar keinen Platz mehr darin hatte. Ach, ihm schwebte das Bild der schönen Amaranthe Tag und Nacht vor, und da er in dergleichen Sachen noch zu unerfahren war, um zu wissen, wie schlimm es ist, eine Liebe, deren Befriedigung unmöglich bleibt, im Herzen anzufachen und zu nähren, so hatte er kein Arg darin, daß er sich stündlich das Bild der schönen Prinzessin mit aller Kraft seiner Phantasie vergegenwärtigte und ausmalte. Dabei blieb er nicht einmal stehen, sondern, nachdem er sich an dem bloßen Bild eine Zeit lang erlustigt, ließ er sie in seinen Gedanken eines Tags aus dem Rahmen steigen, stürzte vor der schönen Amaranthe auf die Knie und machte ihr eine förmliche Liebeserklärung. Da, nachdem er eine Zeit lang auf diese Art geschwärmt und geträumt, fiel ihm plötzlich ein, die Prinzessin sei ja verloren und würde nie mehr zurückkehren. Wohl blitzte ihm in solchen Stunden ein kleiner Hoffnungsstrahl entgegen, ob es ihm nicht vielleicht gelingen könne, eine Spur von der Verlornen aufzufinden und sie dem Vater zurückzubringen. Dieser Gedanke, der nach und nach zum Vorsatz wurde, reifte an einem gewissen Tage zum Entschluß. Alljährlich nämlich, um die Zeit, wo die Prinzessin verschwunden war, stattete der König drei Söhne von unbemittelten Edelleuten auf das Prächtigste mit Waffen, Ros-

sen, Knappen und Reisigen aus, und diese mußten sich dafür verbindlich machen, die Waldungen des ganzen Landes im Laufe eines Jahres zu durchstreifen und nach der Prinzessin zu forschen. Bisher aber waren Alle unverrichteter Sache zurückgekehrt. Wenige Tage vorher, ehe drei neue Ritter abgesandt wurden, wandte sich der Einarm in einer Stunde, wo der König sehr gut gelaunt schien, an ihn mit der Bitte: ihn dieses Jahr an dem Streifzuge Theil nehmen zu lassen. So gnädig ihm aber auch der König gesinnt war, und so gern er ihm eine Bitte erfüllen mochte, so kam ihm diese doch ungelegen, denn erstens mochte er den Einarm nicht gern von sich lassen, dann war er auch nicht edel geboren und hatte ferner eigentlich noch nichts gethan, um dafür den Ritterschlag in Anspruch nehmen zu können. Doch schlug ihm der König diese Bitte nicht geradezu ab, sondern behielt sich eine Berathung darüber mit seinen Ministern und Großwürdenträgern vor, in deren Beisein er auch schon am andern Tag diese Sache aufs Tapet brachte. Dies Begehren des einarmigen Bedienten kam aber dem versammelten hohen Adel so unerhört und anmaßend vor, daß im ersten Augenblick alle verstummten, dann aber mit desto geläufigerer Zunge über den armen Forstmeister herfielen. Schon lange hatte es auch diese Herren verdrossen, daß ein gewöhnlicher Mensch in der Gunst des Königs so entschiedene Fortschritte mache. Jeder hatte sich vorgenommen, ihm bei der nächsten schicklichen Gelegenheit ein Bein zu stellen, und da diese jetzt zu kommen schien, so erhoben sich so viele herzogliche, gräfliche und freiherrliche Beine, daß es aussah, als wollte der gesammte Adel einen großen Fortschritt machen; aber wenn sich auch der gute alte König überstimmt sah, so war es doch nur ein Rückschritt, den die Herren machten. Das Projekt, den Einarm zum Ritter zu schlagen, mußte er freilich aufgeben, denn der ganze Adel verschwor sich, mit dem Einarm nie eine Lanze zu brechen und auf diese Art den Schmutzfleck aus seinem goldenen Buche in Kurzem auszulöschen. Dafür aber er-

hob sich die Majestät von ihrem Throne, und erklärte feierlichst, sie würde den Einarm, wenn auch ohne Ritterschlag und Ausrüstung hinausziehen lassen, um sein Glück zu versuchen, sicherte ihm aber hiemit durch königliches Wort, im Falle es ihm gelänge, die Prinzessin aufzufinden, denselben Theuerdank zu, wie den Andern, die auf das gleiche Abenteuer auszogen. Und diese Belohnung bestand in nichts Geringerem, als in der Hand der Prinzessin. Das kam dem versammelten Adel doch sehr unerwartet, und Mancher versuchte, den König auf einen andern Gedanken zu bringen, aber vergebens. Der alte Herr hatte einmal sein Wort gegeben und also blieb's dabei. Doch vermochte später der Oberceremonienmeister so viel über ihn, daß er die versprochene Belohnung dem Einarm nur in dem Falle verhieß, wenn die wiedergefundene Prinzessin nichts dagegen habe; — eine Klausel, die den versammelten Hofstaat sehr beruhigte; denn daß die schöne und kluge Prinzessin keinen Gemahl wählen würde, dem die Nase fehle und der nur einen Arm habe, wußte jeder im Voraus.

Nicht sobald hatte der Einarm von den Debatten gehört, die seinetwegen im Staatsrathe vorgefallen, sowie von dem Entschluß des Königs, als er sich bei diesem melden ließ, um für die bewiesene Gnade zu danken. Neben dem Bilde der schönen Prinzessin, das ihm Tag und Nacht unabläßig vor Augen schwebte, machte ihm auch der Haß, den seine Kollegen gegen ihn hegten, sowie die Neckereien, mit denen sie ihn verfolgten, den Aufenthalt bei Hofe sehr unangenehm. Bald erlustigten sie sich über seine Gebrechen, bald über den treuen Bello, und schon einigemal hatte das Gesammt-Personal dem Hofmarschall erklärt, daß sie alle eine viel zu gute Erziehung genossen hätten, um mit einem Menschen, bei dem ein Hund die Stelle des Lehrers vertreten, länger leben zu können.

Der König empfing aber den Forstmeister sehr gnädig, bestätigte ihm sein Wort, jedoch mit der Klausel, die der Oberstceremo-

nienmeister hinzugesetzt hatte, ertheilte ihm seinen Segen mit dem Versprechen, ihn auch dann wieder gnädig aufzunehmen, wenn er ohne die Prinzessin heimkehre, und entließ ihn.

Der Einarm nahm sein Gewehr auf die Schulter, hing die Waidtasche um und wandelte mit dem treuen Bello zum Thore hinaus, dem Walde zu, in dessen grünen Schatten ihm das Herz noch einmal so laut und freudig schlug. Sein erster Gang war zur Hütte seines Vaters, dem der König zur Unterstützung ein paar Jägerburschen beigegeben hatte, und der Sohn kam gerade recht, um bei dem letzten Stündlein des alten Försters gegenwärtig zu sein. Freudig richtete dieser sich noch einmal von seinem Lager auf, hieß die Jägerburschen hinausgehen, um dem Sohne den letzten Segen, sowie eine Uebersicht der hinterlassenen Habe allein übergeben zu können. Doch schien von der ganzen Nachlassenschaft der Segen des guten alten Mannes das Beste zu sein; denn der Einarm wußte von früher her, daß außer einigen rostigen Gewehren und Hirschfängern, einer hölzernen Bank und eines eben solchen Tisches sich nichts in der armseligen Hütte vorfand. Goldenes und Glänzendes hatte sich nie hier befunden, ausgenommen, wenn die untergehende Sonne in einen alten zerbrochenen Spiegel schien, der an der Wand hing, oder symbolisch das Herz des alten Mannes, das gediegen und rein wie das edelste Metall war. Doch schien der Förster noch etwas auf eben diesem Herzen zu haben, und nachdem er den Sohn gebeten, ihn unter dem bekannten wilden Rosenstrauch zu begraben, zog er unter dem Kopfkissen ein unscheinbares Hundehalsband hervor, das er ihm mit folgenden Worten übergab:

„Es sind schon sehr viele Jahre, als ich dies Halsband eines Morgens im Walde fand, wo es am Zweig einer Eiche hing. Ich nahm es mit, und da es mir keinen großen Werth zu haben schien, legte ich es um den Hals eines meiner schlechtesten Hunde, der vordem weder auf dem Anstand zu gebrauchen war, noch der Fährte

eines Wildes kunstgerecht folgen konnte. Doch seit jenem Augenblick änderte sich der Hund plötzlich, ward das vorzüglichste Thier und wußte ein Stück Wild aufzuspüren, wenn es in die tiefste ungangbarste Schlucht gestürzt wäre. Da mir diese wunderbare Veränderung des Hundes unerklärlich war, so vermuthete ich mit Recht, daß ein Zauber in dem Halsband liege. Und so war es auch. Ich mochte es dem ungelehrigsten Thiere anlegen, und brauchte dann nur den Wunsch auszusprechen, ein besonders vorzügliches Stück Wild, das ich einstens gesehen, wieder aufzufinden, so führte mich der Hund augenblicklich an die Stelle, wo es sich befand. Nimm es deßhalb, mein Sohn, als das einzige werthvolle Erbstück, das dir dein Vater zu hinterlassen vermag."

Somit endigte der Förster seine letzte Rede, die er in dieser Welt sprach, seufzte etwas Weniges und verschied in dem einen Arme seines Sohnes, der ihm alsbald die Augen zudrückte. Als sich nach zwei Tagen, während welcher Zeit er den Vater treulich bewachte, kein Lebenszeichen mehr bei ihm sehen ließ, machte er mit Hülfe der Jägerburschen unter dem wilden Rosenstrauch ein zweites Grab, legte den Vater hinein und deckte ihn mit kühler Erde zu, in die seine zärtlichen Thränen floßen. Dann nahm er das hinterlassene Halsband, legte es dem treuen Bello um und ging, ohne sich umzusehen, aus dem Haus und dem Garten, in welchem er die Tage seiner Kindheit verlebt.

Beide wandelten stumm dahin unter den hohen Bäumen fort und da der Einarm in seinen schwärmerischen Gedanken an die schöne Amaranthe keines Wegs achtete, so befand er sich bald mit dem Hunde im dickster Walde, wo er nicht ein noch aussah. Auch fing der Hunger mächtig an, sich in ihm zu regen, und da er um sich am Boden wohl Stachelgewächse, aber keine eßbaren Waldbeeren sah, so stieg der Wunsch in ihm auf, ein Haus zu finden, wo er sich mit einem Bissen Brod und einem Trunk Wasser erquicken könne. Kaum hat er dies halblaut zu sich selbst gesagt, als Bello,

der Hund, der ihm beständig zur Seite geblieben war, plötzlich mit lustigen Sätzen in den Wald hinein sprang und sich dabei laut bellend oft umsah, ob sein Herr auch folge. Dieser, nachdem er ihn vergebens zurückgelockt, lief ihm endlich nach und folgte dem Hund über Berg und Thal, durch Dick und Dünn, bis zu einer Lichtung im Walde, wo mehrere Häuser lagen. Ohne an die Kräfte des wundersamen Halsbandes zu denken, glaubte der Einarm, der Instinkt habe den Hund hierher geleitet und trat wohlgemuth in eins der Häuser, wo er sich mit Speise und Trank erquickte. Doch trat ihm auch hier unablässig das Bild der schönen Amaranthe vor und ließ ihn weder ruhen noch rasten. Tausend Projekte, sie zu befreien, durchkreuzten seinen Sinn, aber zu keinem konnte er ein glückliches Ende finden, vielmehr wirrten sich alle seine Gedanken zusammen wie ein Knäul Garn. Ermüdet warf er sich auf die Ofenbank, doch kaum leuchteten die Sterne, so schritt er auch wieder in den Wald hinaus und rüstig auf dem bethauten Boden dahin. So recht willenlos ließ er sich vom Zufalle fortführen und folgte jedem Weg, der ihm angenehm dünkte, ohne sich viel darum zu bekümmern, wo er hinführe. So lief er beständig im Dickicht herum, und die Sonne hatte längst die Höhe ihrer Bahn erglimmt, als der Einarm von seinem Weg noch eben so wenig wußte, wie gestern und heute Morgen. Seinen bellenden Magen beschwichtigte er mit einem Stück Brod, das er von seinem gestrigen Abendmahl übrig behalten; aber seinen heißen Durst vermochten die einzelnen Waldbeeren, die er hie und da pflückte, nicht zu löschen, und als das Kauen von Sauerklee und andern grünen Blättern ihm auch nicht viel helfen wollte, seufzte er zu seinem treuen Hunde hinab, der die Zunge herausstreckte, um einen kühlen Wind damit aufzufangen: ach, Bello, wenn wir nur eine gute Quelle wüßten, um uns satt daran zu trinken!

Sogleich spitzte der Hund das Ohr, machte ein paar Sätze und sprang wie gestern davon, ohne sich umzusehen. Sein Herr

folgte ihm ohne Verweilen, und als sie bald darauf eine solche klare Quelle entdeckten, die murmelnd zwischen den Felsen hervorsprang, gab er dem Instinkt des Hundes nicht wieder die Ehre wie gestern, sondern betrachtete mit Wohlgefallen das Halsband, das ihm sein Vater hinterlassen und das ihm jetzt schon so gute Dienste that. Der Einarm lagerte sich mit seinem Hund auf dem weichen Moos, kühlte seine Zunge mit dem kalten Wasser und sah dann seufzend an den Himmel hinauf, den die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten. Schon wieder war ihm ein Tag verloren und er seinem Ziel um kein Haar breit näher gerückt. Doch sollte ihm so noch oft der Tag endigen und er sich noch oft, wie heute, auf das Moos schlafen legen, ohne von dem Aufenthalt der Prinzessin so viel als vom Eingang des Himmels selbst zu wissen.

Es waren schon ein paar Monate vergangen und er wanderte von Morgens bis Abends unverdrossen durch die Waldungen viele, viele Meilen weit. So oft er Hunger und Durst verspürte, führte ihn das Halsband an den Ort, wo Speise und Trank zu finden war, und so lag er auch eines Abends an einer frischen Quelle und dachte mißmuthig an die langen Tage, die er schon vergebens in den Wäldern herumgeirrt sei. Seine Waidtasche lag neben ihm und als er so darin nach dem letzten Bissen Brod herumsuchte, fielen ihm plötzlich die drei goldenen Kugeln in die Hände. Er besah sie nach allen Seiten und las den Spruch darauf, der besagte, daß sie nur zur höchsten Noth zu gebrauchen seien, und ihm wollte bedünken, er befinde sich jetzt stark genug in der Klemme, als daß es ihm die gute Fee übel nehmen könnte, wenn er von einem Theil ihres Geschenks Gebrauch mache; aber auf welche Art, das war ihm noch sehr unklar, und so viel er darüber nachsann, welche Procedur er mit der Kugel vornehmen solle, so kam er doch als ehrlicher Waidmann immer wieder darauf zurück, sie in das Gewehr zu laden und auf gut Glück in die Luft zu schießen.

Gesagt, gethan. Er legte die geladene Büchse an die Wange,

zielte herzhaft in die Luft und glaubte seine Sache sehr klug zu machen, daß er bei dem Abdrücken laut ausrief: die Kugel soll ihm anzeigen, auf welche Art und auf welchem Wege er den Ort, wo die Prinzessin Amaranthe verzaubert sei, finden könne. Der Schuß knallte und der Einarm schaute mit offenem Munde in die Höhe, um den Zauber gewahr zu werden, der sich jetzt aus der Kugel entwickeln würde. Aber die goldene Kugel flog durch die Zweige und die Luft, ohne sich in eine Fee oder in einen Drachen zu verwandeln und das einzige Sonderbare bei der Sache war, daß sie beim Herunterfallen, wie es jede Kugel thut, die gerade in die Höhe geschossen wird, dem armen Bello nachdrücklich auf das Kreuz fiel, und dann, als sei es nur ein Thautropfen gewesen, in unzählige Atome zersplitterte. Der Hund sprang schreiend um seinen Herrn herum und dieser stand verblüfft da und war von seinem ersten Probestück in der Zauberei nicht sehr erbaut. Einen Augenblick war er zweifelhaft, ob er nicht die beiden andern Kugeln wegwerfen sollte, da sie ihm so wenig nützten. Doch schwebte plötzlich das Bild der schönen Fee seinem Gedächtnisse wieder vor mit den Zügen der Prinzessin Amaranthe, deren Bild sein ganzes Herz ausfüllte. Er ließ daher die Kugeln mißmuthig in seine Waidtasche fallen, rieb dem Hunde den Theil des Rückens, den die Kugel getroffen und seufzte leise vor sich hin: ach, Bello, wenn ich nur den Ort wüßte, wo die Prinzessin Amaranthe von dem bösen Zauberer gefangen gehalten wird.

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so schien der Hund seine Kreuzschmerzen vergessen zu haben und stürzte mit munterem Geheul in das Dickicht des Waldes, als suche er ein Haus oder eine Quelle. Ueberrascht folgte ihm der Einarm und plötzlich stieg ihm der Gedanke auf, daß sich vielleicht doch die erste Kugel wunderthätig an ihm bewiesen habe; denn sie konnte ja durch das Herabfallen auf den Hund diesen bezeichnet haben, daß er ihn durch die Kraft des Halsbandes, die er sich nicht in so ausgedehntem Maßstab ge-

dacht hatte, an den längst ersehnten Ort führen würde. Doch war es keine Kleinigkeit, dem schnell dahin springenden Hunde zu folgen, und wäre der Einarm nicht ein rüstiger Jäger gewesen, oder hätte ihm nicht die gute Fee damals das kräftigste Mark in's Gebein gegossen, so würde er auf keinen Fall das Schreiten hinter dem Hunde ausgehalten haben. Die Sonne sank, ohne daß Bello stehen blieb; vielmehr schien er beim Licht des aufsteigenden Vollmondes seinen Weg mit verdoppelter Geschwindigkeit fortzusetzen. Dabei war es nicht leicht, dem Thiere so rasch auf dem unebenen Boden zu folgen. Es ging bergauf und bergab, durch Felsklüfte und dicht verwachsenes Dornengestrüpp, so daß schon am zweiten Tage dieser wilden Jagd dem armen Einarm die zerfetzten Kleider am Leibe flatterten und das Blut an Händen und Gesicht herablief. Wieder trat die Nacht ein, ohne daß der Hund stehen geblieben wäre; doch fühlte der Einarm, daß ihn bei diesem unerhörten Rennen ohne Speise und Trank eine unsichtbare Macht von Zeit zu Zeit stärken müsse, denn je länger er lief, je weniger fühlte er eine Abnahme seiner Kräfte und es trieb ihn unaufhaltsam vorwärts, dem Hunde nach. Bald kamen sie in eine wilde schauerlich zerklüftete Gegend. Zwischen himmelhohen Felsen sahen sie einen kleinen dichten Wald vor sich liegen, der so durch kleine Gebüsche und Schlingpflanzen zusammengewachsen schien, daß er wie eine grüne undurchdringliche Wand aussah. Und so war es auch. Bald hatte Bello diesen Wald erreicht und versuchte hineinzudringen, aber vergebens. Selbst für den kleinen geschmeidigen Körper des Hundes war keine Oeffnuug zu finden, und die Zweige schienen überall netzförmig zusammengerollt zu sein. Auch dem Einarm gings nicht besser. Und als er nach vergeblichem Versuch durch die Gebüsche zu dringen, seinen Hirschfänger zog und einige Zweige abhauen wollte, zersplitterte das Eisen wie Glas in seiner Hand. Jetzt sah er deutlich ein, daß hier ein böser Zauber obwalte, und

mit Freuden dachte er daran, daß es derselbe sei, der die wunderschöne Prinzessin gefangen hielt.

Nachdem der Hund das Gebüsch mehrere Male heulend umkreist hatte, legte er sich zu den Füßen seines Herrn hin, und da sich nach dem gewaltigen Lauf jetzt die Müdigkeit einzustellen begann, schliefen Beide in kurzer Zeit um die Wette und merkten nicht, daß der Tag verschwand und die Nacht heraufstieg.

Plötzlich aber hörte der Einarm im Schlaf, wie Bello, der Hund, anfing leise zu knurren und zu stöhnen; auch glaubte er in der Ferne Hundegebell und Hörnerklang zu hören, das immer näher kam. Umsonst versuchte er die Augen aufzuriegeln und um sich zu schauen, der Schlaf lag wie Blei auf ihm, entfaltete aber vor ihm ein seltsames Traumgebild, das mit seinem wirklichen Leben in enger Verbindung zu stehen schien. Das Hörnergetön und Rüdengebell kam näher und bald sah er flüchtige Reiter zwischen den Felsen hervorkommen und glaubte im ersten Augenblick, es sei die Jagd des Königs, seines Herrn, denn alle waren wie diese, vom Kopf bis zu den Füßen, schwarz wie die Nacht. Doch als sie nun näher kamen, sah er mit Schaudern ein, daß es eine ganz andere sonderbare Gesellschaft sei. Was er in der Ferne für Pferde gehalten hatte, auf denen die Reiter saßen, waren mißgestaltete ungeheuer große schwarze Käfer, auf denen häßliche Kobolde ritten. Die Thiere schoben sich mit ihren vielen langen Beinen rasch vorwärts und wo sie an einen Felsenabhang kamen, erhoben sie ihre fürchterlichen Flügeldecken und schwirrten mit entsetzlichem Getöse hinab.

Der Einarm sah mit Schrecken, daß diese wilde Jagd gerade auf ihn zukam, und da er im Traume fürchtete, Bello möge erwachen, so faßte er den Hund am Halsbande, um ihn zurückzuhalten, und zu Beider Glück; denn es hatte neben andern wunderbaren Kräften auch die, den, der es trug oder berührte, vor Geisteraugen unsichtbar zu machen. Hart streifte die Jagd an dem Einarm

vorbei und er sah, wie der ganze Schwarm einem kohlschwarzen Pferde folgte, auf dem ein Reiter saß, ebenfalls in schwarzem Kleide und von äußerst häßlicher abstoßender Gesichtsbildung. Er führte das Roß am blutrothen Zügel, hatte auch solche Federn auf dem Barret, und an der Hüfte hing ihm ein glänzendes silbernes Horn. Jetzt hielt der ganze Zug, der schwarze Reiter setzte das Horn an den Mund und begann zu blasen, und der Einarm erkannte mit freudigem Erschrecken das Zauberhorn, von dem ihm der König erzählt. Bei dem ersten Klange fing der verzauberte Wald seltsam zu rauschen an und sich zu bewegen. Die Zweige und Gebüsche lösten ihre engverschlungene Umarmung und thaten sich weit von einander. In der Mitte des Waldes war ein großer Rasenplatz sichtbar, auf welchem, o Wunder! ein ganzer Jagdzug mit Pagen, Pferden, Jägern, Hunden und eine Gruppe schöner Damen sich befand, aber alle schienen von Stein gehauen zu sein, so regungslos und bewegungslos standen sie da. Noch immer tönte das Horn fort und wie vorhin in den zusammengewachsenen Wald ein neues Leben gekommen war, so auch jetzt in die starre leblose Gesellschaft. Der schwarze Ritter hörte auf zu blasen, sprengte in den Kreis und rief mit lauter Stimme: „schöne Prinzessin, es ist wieder ein Jahr verstrichen, und ich komme auf's Neue, dich zu fragen, ob sich dein Herz noch nicht für mich entschieden hat, ob du noch länger hier bleiben willst, ein kaltes Steinbild, oder ob du mir folgen willst in die hochzeitliche Kammer, um da an meinem Herzen zu erwarmen.“ So sprach das Ungethüm, und der Einarm horchte entzückt auf, als ihm jetzt eine Stimme antwortete, deren Silberton sein Herz sanft erbeben machte. „Warum kommst du,“ entgegnete die Stimme dem schwarzen Ritter, „um mir jedes Jahr dieselben unnöthigen Fragen vorzulegen, da ich dir doch stets dieselbe Antwort geben werde. Ich weiß es, daß du die Macht hast, mein warmes Blut und meinen lebendigen Leib in Stein zu ver-

kehren und mich erstarren zu lassen. Doch fürchte die Stunde der Vergeltung; sie wird kommen und dann wehe dir. Vorab nimm auf's Neue meinen Fluch, den ich dir, Scheusal, hiemit zurufe. Ach, daß er so unkräftig ist, und nicht vermag, dich in die Schlünde hinabzuschleudern, wo du hingehörst." Die Glockentöne der Stimme verschwammen in ein leises Flüstern, das sich rings in den Gipfeln der Bäume hören ließ, und so klang, als bezeuge der ganze Wald seinen Unwillen über das Ungeheuer, das nun die Rede der Prinzessin mit lautem Hohngelächter beantwortete, seine Hand drohend ausstreckte, worauf die Prinzessin mit ihrem ganzen Jagdgefolge wieder leblos und starr wurde. Auch die Bäume schloßen sich rauschend wieder zusammen und bildeten wie früher eine undurchdringliche Wand. Umsonst versuchte der Einarm, die bleiernen Bande des Schlafs von sich zu werfen und zu sprengen: es war ihm unmöglich, er konnte kein Glied regen. Die Jagd wandte sich und die scheußlichen Gestalten sprengten mit lautem Getöse dahin, wo sie hergekommen waren. Es wurde wieder still und einsam im Walde, die Vögel begannen schüchtern ihr Lied, und erst als die neue Sonne die Gipfel der Eichen vergoldete, vermochte der Einarm die Augen zu öffnen und um sich zu schauen. Da war Alles noch wie gestern, die verzauberte Wand undurchdringlich und er vermochte so wenig, wie bei dem ersten Versuch, von den verschlungenen Bäumen auch nur das kleinste Reis abzubrechen.

Der Einarm setzte sich auf einen Baumstamm, legte den Kopf auf den Arm und stellte die traurigsten Betrachtungen an. Was sollte er thun? den Ort, wo die unglückliche Prinzessin sich befand, hatte er gefunden, aber wie sollte er sie erretten? wie sollte er den Aufenthalt jenes bösen Geistes auskundschaften? und was würde es ihm auch nützen, sich mit dem Unhold in einen Kampf einzulassen, in dem er doch den Kürzern ziehen müßte. Doch stand sein Entschluß fest, wenigstens bis zum nächsten Jahre zu warten, wo jener schwarze Ritter mit dem Horn wieder erschei-

nen würde, und so lange das Gehege, in welchem die Prinzessin verzaubert war, nicht zu verlassen, sondern es treu zu bewachen." —

Bis hieher erzählte der Franke und blickte alsdann hinauf an den nächtlichen Himmel, wo die Sterne erbleichten und der Mond tief an dem Horizonte hinabgesunken war. So gern seine Zuhörer und der Emir el Hadsch das Ende des Märchens noch erfahren hätten, so sahen doch Alle, daß es Zeit sei, sich in ihre Zelte zurückzuziehen, da die Pilgerkarawane mit dem ersten Strahl des Morgens aufbrechen mußte.

Als sich am folgenden Morgen der Emir von seinem Lager erhob und Hassan ihm gerade eine Schale duftenden Kaffees darreichte, trat einer der Sklaven in das Zelt und meldete seinem Gebieter einen jungen Araber, der ihn dringend zu sprechen wünsche. Mustapha ließ ihn eintreten und erkannte zu seiner nicht geringen Verwunderung jenen jungen Mann, der mit den Abgesandten des Schech Almansor bei ihm gewesen war. Auch Hassan blickte auf und gab seinem Herrn durch ein Zeichen zu verstehen, daß dies der Sänger sei, der seine Laute vor dem Zelte Zemirens erklingen lasse.

Der junge Araber schien einen langen wilden Ritt gemacht zu haben. Sein weißer Turban war mit Staub bedeckt und hing lose um seinen Kopf und sein Gesicht glühte. Auch war sein ganzer Anzug beschmutzt und in Unordnung, ebenso wie seine Waffen, die Scheide seines Säbels war zerfetzt und die Schlösser der Pistolen, die er im Gürtel trug, waren von Pulver geschwärzt, so daß man ihnen deutlich ansah, sie seien noch vor kurzer Zeit gebraucht worden. Der Araber neigte sich tief vor dem Emir, und nachdem ihn dieser zum Sprechen aufgefordert, sagte er: „der Prophet möge dich beschützen, o Herr, und dein Ohr günstig für meine Botschaft stimmen. Schon einmal hatte ich das Glück, vor dein Angesicht zu treten, an jenem Tage nämlich, als der Schech Almansor, zu dessen Stamm ich gehöre, dir den Gruß des Frie-

dens sandte. Seit jener Zeit blieb ich mit einigen Reitern beständig in der Nähe der Pilgerkarawane, um, wie es der Befehl meines Herrn war, ihm schleunig anzeigen zu können, wenn dir von den streifenden Araberhorden vielleicht Gefahr drohe. In dieser Nacht nun, o Herr, ritt ich zurück gegen unsere Zelte, und vernahm plötzlich in der Ferne einigen Hülferuf, sowie Säbelgeklirr und Pistolenschüsse. Ich eilte herbei und fand zwei Reitende aus Kairo, die dir nachgesandt waren, im Gefecht mit einigen Arabern, von denen sie angefallen waren. Leider kam ich zu spät, um die Beiden zu erretten, denn sie sanken im Augenblicke meines Erscheinens zu Tod verwundet von ihren Reitkameelen herab. Doch gelang es mir, nach einem kurzen Gefechte, die frechen Reiter niederzumachen und mich in den Besitz der Briefe zu setzen, die ich in den Taschen der getödteten Männer für dich fand. Hier sind sie, o Herr!"

Der Emir el Hadsch hörte dieser Erzählung mit nicht geringer Bestürzung zu und nahm aus den Händen des Arabers das Pergament, das dieser ihm darreichte und welches er sogleich für den Ferman seines Kalifen erkannte. Nachdem er ihn, wie es bei den Morgenländern Sitte ist, ehrerbietig an seine Stirn gedrückt, öffnete er ihn hastig und las mit Schrecken die Worte, welche ihm sein Herr, der Kalif, schreiben ließ:

„Der Kalif, Beherrscher der Gläubigen, an Mustapha, den Emir el Hadsch.

Es ist kein Gott als Gott und Mohamed ist sein Prophet; aber die Gnade Gottes und des Propheten hilft nicht allen Gläubigen zu ihrem Nutz und Frommen. Einige werden erleuchtet von seiner Gnade, aber Andere stehen im Schatten und das Licht des Heils glänzt nicht in ihr Auge; also viele unter den ausgearteten Söhnen Ismaels, unter den Arabern der Wüste, denen die Finsterniß ihres Herzens so das Auge bedeckt hat, daß sie blind in das Feuer meines Zornes rennen, um dort elend zu verderben. Es

haben Schaaren dieser verlorenen Söhne die Waffen ergriffen und der Prophet hat in seiner Langmuth ihnen die Kraft gegeben, einige Haufen meiner rechtgläubigeu Streiter niederzumachen und sie vordringen lassen bis unfern meiner Kalifenstadt Kairo, weßhalb mein Befehl an dich ergeht, mit der Pilgerkarawane, die du nach Mekka zu führen beauftragt bist, auf's Langsamste vorzurücken, um im Falle, daß jene Verblendeten sich nicht vor dem Angesichte unseres Throns zitternd zum Gehorsam wenden würden, nahe zu sein, um, ein Auserwählter des Propheten, zurückzukehren und sie mit der Schärfe des Schwertes vertreiben zu können. Also thue im Namen Gottes und des Propheten."

Nachdem Mustapha dies gelesen, starrte er gedankenvoll in das Blatt, und wußte einen Augenblick nicht, was er davon halten sollte. Daß die Araber der Wüste die Waffen ergriffen und die Karawanen beunruhigten, war nichts Neues. Aber daß sie bis in das Gebiet Kairo's drangen, den Kalifen in Schrecken versetzten, beunruhigte den Emir nicht wenig. Wenn ihm auch der Befehl, nur langsam weiter zu rücken, sowie ein anderer, der vielleicht in den nächsten Tagen ankommen konnte, und der ihn nach Kairo zurückrief, nicht unangenehm war, so sah er doch wohl ein, daß er beim Ausbruch eines wirklichen Krieges der Araber gegen den Kalifen zuerst und von allen Seiten angegriffen würde, und wenn er auch eine schöne Anzahl gut berittener und wohl bewaffneter Mannschaft bei sich hatte, so wurden diese Streitkräfte doch gelähmt, durch den Troß der Weiber und Kinder, welche die Truppen natürlicher Weise in ihren Bewegungen hemmten.

Der Emir el Hadsch faltete den Ferman des Kalifen nachdenkend zusammen, legte ihn abermals an Brust und Stirn und schwor beim Lichte seiner Augen, den Befehlen seines Herrn auf's Pünktlichste nachzukommen. Alsdann dankte er dem jungen Mann für seine Botschaft und fragte ihn, ob er nichts von diesen Aufständen der Araber wisse, worauf sich dieser lächelnd verneigte, die

Frage Mustapha's verneinte und hinzusetzte, daß die Araber seines Stammes, die Araber des Schech Almansors, in tiefster Ruhe und im größten Frieden lebten. Der Emir el Hadsch sagte ihm seinen Dank für den Eifer, den er bewiesen und für die Botschaft, die er ihm gebracht, worauf der junge Mann seine Hand an die Stirn legte und das Zelt verließ.

Draußen im Lager war schon Alles in Bewegung, da riß man die Zelte ein, belud die Kameele wieder, kurz man rüstete sich an allen Seiten zum Aufbruch. Alles lief durcheinander, lärmte, schrie, beeilte sich so viel wie möglich, wodurch aber oft Einer dem Andern hinderlich wurde und hie und da Zank und Streit ausbrach. Die ganze Karawane erschien in solchen Augenblicken wie eine große unförmliche Masse, wie ein zusammengerolltes vielgliederiges Thier, das bei jeder Bewegung andere Farben zeigt. Hier tauchen in großen Massen die weißen und grauen Mäntel der Derwische auf; dort stehen zahlreiche Weiber- und Kinderhaufen zusammen mit ihren blauen Hemden und weißen flatternden Schleiern und dazwischen durch glänzt das reiche Kostüm der Mameluken oder vornehmen Türken, die neben ihren Pferden halten und sich bis zum Aufbruch der Karawane die Zeit mit Rauchen aus der langen Pfeife vertreiben, während ein schwarzer Sklave im rothen Gewande neben ihnen steht, und ein ledernes Säckchen bereit hält, worein später die kostbare Pfeife des Gebieters gesteckt wird.

Vor dem Zelte des Emirs el Hadsch war Alles auf's Emsigste beschäftigt und man hatte schon die Kameele beladen, als der junge Araber aus dem Zelt des Emirs trat. Er blieb zwischen den beschäftigten Sklaven stehen, nahm seinen Säbel unter den Arm und spähte ruhig vor sich hin. Obgleich, wie wir schon erzählten, sein Anzug sehr zerfetzt und zerrissen war, so war dies doch nicht im Stande, seiner herrlichen kräftigen Gestalt Eintrag zu thun; auch lag in den Zügen seines Gesichts, besonders in seinem Blicke,

etwas so Besonderes, ja Gebietendes, daß er selbst im ärmlichsten Anzuge unter allen jungen Männern hervorgeragt hätte. Es war deßhalb kein Wunder, daß, als Zemire, die Tochter des Emirs, jetzt aus ihrem Zelte hervortrat, um sich auf ihr Pferd zu schwingen, sie ihren Kopf nach dem schönen jungen Mann wandte, und ihn aufmerksam durch ihren Schleier beschaute. Ach, hätte er durch das dichte Gewebe blicken können, so würde es ihn sicher erfreut haben, zu sehen, wie sich die lieblichen Züge des Mädchens zu einem freundlichen Lächeln verzogen, als sie den jungen Araber erblickte, den sie schon zum Oeftern gesehen und dessen angenehmes Aeußere ihr gleich aufgefallen war. Wohl hatte das kluge Kind schon damals zu Hause, im Hofe ihres Vaters, bemerkt, daß Jener während seinem Streit mit Hassan zu ihrem Fenster hinaufschaute; wohl hatte sie ihn später in der Karawane nah bei ihrem Zuge gesehen, wie er beständig nach ihr hinblickte und in ihre Nähe zu kommen suchte. Ach, und die Gesänge, die oftmals in der Nähe vor ihrem Zelte ertönten, konnten nur von ihm herrühren; denn wenn er auch jetzt da stand, die Lippen etwas finster zusammengepreßt, so sah man doch diesem glühenden sinnenden Auge an, daß das Herz, dem sie gehörten, wohl im Stande sein werde, Worte der heißesten Liebe zu erfinden und auszudrücken.

Zemire winkte ihren Dienern, die das prachtvolle Roß herbeiführten, das sie heute besteigen wollte, und das von zweien der Sklaven am Zügel gehalten, unter seiner sammtenen Decke lustig tanzte. Man stellte es vor die Herrin hin und sie schwang sich anmuthig und leicht hinauf. Doch kaum hatte sie ihren Sitz eingenommen und die Zügel erfaßt, als das Pferd munter in die aufsteigende Sonne blickte, und plötzlich hoch empor zu steigen begann, wobei es mit den Vorderhufen um sich hieb und die Sklaven abzuwehren schien, die der Herrin zu Hülfe eilen wollten. Kaum sah der junge Araber, daß Zemire in Gefahr schwebte, mit dem Roß überzuschlagen, als er hinzusprang, es mit starker Hand er-

faßte und zum Stehen brachte. Darauf legte er seine Hand an den Sattel und schien das Pferd, indem er es auf seinen Hals klopfte, zu beruhigen. Aber zu gleicher Zeit fuhr er mit Blitzesschnelle in den Gürtel und zog dort einen kleinen zusammengerollten Pergamentstreifen hervor, den er mit einem langen Blick auf das Mädchen unter die Stickerei der Sammtdecke steckte und dann, sich tief verbeugend, zurücktrat. So sehr Zemire das Steigen des Rosses erschreckt hatte, so war es ihr doch eine große Freude, als sie den jungen Araber zu ihrer Hülfe herbeispringen sah, und sie bemerkte genau alle Bewegungen, die er machte. Auch war er kaum von ihr hinweggetreten, als er, sich noch einmal gegen sie umwendend, zu seiner unaussprechlichen Freude sah, wie Zemire mit gesenktem Kopfe auf die Stickerei der Decke ihre kleine Hand legte. Er warf ihr einen dankbaren Blick zu und rief dann einen Beduinen herbei, der nicht weit von ihm mit zwei prachtvollen arabischen Rossen hielt. Er schwang sich auf eines und ließ es wie zum Gruß hoch empor steigen und jagte dann in vollem Galopp in die Wüste hinaus.

Der Emir el Hadsch hatte unterdessen in seinem Zelte den Ferman noch mehrere Male durchgelesen und nach einiger Ueberlegung den Entschluß gefaßt, der Karawane für heute einen Ruhetag zu geben. Er sandte einige seiner Mameluken in das Lager hinaus, die mit lauter Stimme diesen Befehl des Emirs verkündeten. Mit lautem Jubel wurde er von der Mehrzahl des Volkes aufgenommen, denn nicht weit von dem heutigen Lagerplatze befand sich mitten in einem Palmenwald eine klare Quelle, ein so seltenes Labsal auf einer Wüstenreise, daß sich Alles freute, hier den Tag über bleiben zu können, um die Schläuche mit frischem Wasser zu füllen. Sogleich wurden die Kameele wieder abgeladen, man schlug die Zelte auf und Musik und Gesang erscholl in allen Theilen des Lagers, wie bei einem großen Feiertage.

Hassan, der Haushofmeister, hatte, durch die Zeltvorhänge

spähend, vorhin sehr gut bemerkt, daß jener junge Araber seiner Herrin Zemire zu Hülfe geeilt, und wenn er schon früher einen Groll auf ihn hatte, so vergrößerte sich dieser jetzt noch mehr, nachdem er gehört, wie ihm der Emir für das Ueberbringen des Fermans einige freundliche Worte gegönnt, weßhalb er es sich gleich angelegen sein ließ, den günstigen Eindruck, den der junge Mann auf seinen Herrn gemacht, so viel wie möglich wieder zu verwischen.

„Wenn du deinem Sklaven erlauben wolltest, seine Meinung zu äußern,“ sagte er, „so kann ich nicht umhin, o Herr, dir zu versichern, daß mir das öftere Erscheinen jenes jungen Arabers höchst verdächtig ist. Sollte dieser, der doch einem der mächtigsten und größten Araberstämme angehört, anstatt, wie er sagt, zu deiner Hülfe bereit zu sein, nicht vielmehr bei uns umher spähen, um die Stärke unserer Züge, sowie die Anzahl unserer Streiter zu erkundigen? daß es kein geringer Beduine ist, sieht man an seinen schönen Waffen, sowie an den edlen Pferden, die er reitet. Wer weiß, o Herr, ob er nicht von jenem Schech Almansor gesandt ist und die Karawane begleitet, um vielleicht den günstigsten Augenblick zu erspähen, daß er uns überfallen könne? Weßhalb streifte er sonst während des Marsches durch alle Züge der Karawane und schliche in der Nacht beständig durch das Lager und um deine Zelte, o Herr? Bemerktest du denn nicht vorhin sein listiges Lachen, als er dich versicherte: sein Stamm hege keine Feindseligkeiten gegen unsern Herrn, den Kalifen?“

Der Emir el Hadsch, der von seinen frühern Kriegen mit den Arabern der Wüste noch immer, da sie ihn öfters in die Flucht geschlagen, ein gewisses Vorurtheil gegen sie hatte, war leicht zum Mißtrauen gegen die Beduinen zu bewegen und wenn er sich auch das Bild des alten Schech Harun vor Augen rief, der ihm gar nicht so erschienen war, wie einer, dem es möglich sei, eine Karawane, mit der er Freundschaft geschlossen, hinterlistig zu überfallen,

so faßte er doch gegen jenen jungen Beduinen Argwohn und befahl seinem Leibneger Hassan, ihn noch genauer als früher zu beobachten und ihm von Allem, was er thue, Bericht zu erstatten.

Hassan war natürlicher Weise zu nichts auf der Welt bereitwilliger als hiezu.

Indessen waren im Lager die Zelte wieder aufgeschlagen worden und Alles freute sich, nach der mehrtägigen Reise einen Ruhetag zu haben. Die Mannschaft zog mit den Thieren in das nahe liegende Palmenwäldchen, um letztere zu tränken. Die Kameele lagen in langen Reihen an dem Bache auf den Knieen und nahmen nach ihrer Gewohnheit für mehrere Tage Wasser zu sich. Die Erwachsenen standen dabei, unterhielten sich von den Mühseligkeiten der Reise, die Kinder, die den Zug mitmachten, liefen laut jubelnd unter den Bäumen umher.

Im Lager selbst herrschte auch heut die lauteste Fröhlichkeit und der Klang der Zither, sowie der kleinen Pauke schallte aus allen Zelten hervor und zeigte deutlich an, daß die Rechtgläubigen sich bei Gesang und Spiel gütlich thaten. So verging dieser Ruhetag rasch und als es anfing dunkel zu werden, ließ der Emir die Führer der Karawane zu sich kommen, indem er ihnen befahl, den Marsch der Karawane zu ändern, und es so einzurichten, daß man morgen nur eine kurze Strecke vorwärts gelange. Als dies geschehen war, legte Mustapha seinen seidenen Kaftan von sich, nahm den groben Burnus um und ging aus, um seine Freunde im Lager aufzusuchen, theils weil er begierig war, den Schluß des angefangenen Märchens zu hören, theils auch um zu erfahren, welche Stimmung unter den Leuten herrschte, und was er im Fall eines förmlichen Krieges mit den Arabern der Wüste von ihnen zu gewärtigen habe.

Der Alte mit seinen Begleitern saß schon um das Feuer vor seinem Zelte und Alle schienen auf ihren Gastfreund, den Emir el Hadsch, gewartet zu haben. Dieser ließ sich mit einem Gruß des

Friedens bei ihnen nieder, nahm seine Pfeife hervor und begann zu rauchen. Nach einer kleinen Pause nahm der alte Mann das Wort und sagte zu dem Emir: „du wirst auch schon von den Gerüchten gehört haben, die im Lager umher laufen, daß nämlich zwei Reitende unsers Herrn, des Kalifen, welche wichtige Briefe für den Emir el Hadsch zu überbringen hätten, in der Wüste, unfern des Lagers, vergangene Nacht niedergemacht wurden."

Der Emir el Hadsch nickte mit dem Kopf und versicherte, schon davon gehört zu haben.

„Wie es mit solchen Gerüchten sonderbar hergeht," fuhr der Alte fort, „und wie man im Volke oft der Wahrheit gemäß über Sachen spricht, die doch eigentlich Niemand wissen kann, so geht es uns auch heute mit diesen Briefschaften. Es hat doch gewiß noch kein sterbliches Auge einen Blick hineingeworfen, als Seine Hoheit der Emir, den der Prophet schützen möge, und doch murmelt man im Lager von dem Inhalte derselben —"

„Und was?" fragte hastig der Emir.

„Nun," entgegnete der alte Mann, „daß der Kalif dem Emir anzeigen ließ, die Araberstämme der Wüste haben sich vereinigt, und bedrohen unsere Stadt Kairo, sowie selbst den Thron des Kalifen."

Bei diesen Worten ließ der Emir vor Erstaunen fast die Pfeife aus dem Munde fallen, denn es konnte Niemand besser, als er wissen, wie wahr es sei, was ihm der alte Mann von dem Ferman des Kalifen gesagt.

„Ja," fuhr dieser fort, „es ist eine böse Zeit, o Herr, und wenn sich jene Nachricht bestätigen sollte, wenn nämlich jene Empörungen wirklich statt finden, so möchte ich nicht an der Stelle des Emir el Hadsch sein, der alsdann unfehlbar zwischen zwei Feuer gerathen wird; denn er würde ja mit den Streitkräften, die er zur Deckung der Karawane bei sich führt, nach Kairo zurückreisen müssen, und ich setzte den Fall, die Araber hätten über den Kalifen

große Vortheile errungen, so könnte es wohl möglich sein, o Herr, daß sich die eigenen Reiter des Emirs gegen ihn empörten, um mit den Arabern gemeinschaftliche Sache zu machen."

Der Emir el Hadsch, der sich den Stand der Dinge nicht so schlimm gedacht hatte, wie er jetzt hörte, entgegnete dem Alten, wie es denn aber wohl denkbar oder möglich sei, daß die kleinen Stämme der Araber, die sich selten zu einem gemeinschaftlichen Zweck vereinigen mochten, es diesmal thun würden, und nur durch diese Vereinigung könnten sie dem Kalifen gefährlich werden.

„Freilich, o Herr," entgegnete der Alte, „aber wenn ein Stamm der Wüste, wenn der Stamm des mächtigen Schech Almansor, die Fahne der Empörung entfaltet, so sammeln sich alle kleineren Stämme um ihn, und nicht nur das, sondern das Volk Kairo's und des ganzen Delta würde den Schech Almansor mit offenen Armen empfangen; denn," setzte er mit leiser Stimme hinzu, nachdem er sich vorsichtig umgesehen, „ich will es euch nur sagen, alle ältern und weisen Männer sind darüber einig, daß jener Schech Almansor der Bruder unsers Kalifen ist, der in die Wüste zu den Arabern floh. Ach, Almansor war ein guter, gelinder Herr, und sein plötzliches Verschwinden hat nur dazu gedient, die Liebe und Ehrerbietung zu vergrößern, die das Volk für ihn im Herzen trug."

Bei dieser Erzählung ließ der Emir el Hadsch nachdenklich seinen Kopf sinken und sein Herz füllte sich mit traurigen Gedanken.

„Aber warum sollen wir uns Sorgen machen," sagte der aus Franken lächelnd. „Wir sind friedliche Männer und keine Krieger, und wenn es ja einmal zum Schlagen käme und wir statt des Stocks den Säbel in die Hand nehmen müßten, so soll jeder dahin schlagen, wo es ihm recht dünkt. Ueberlaßt die trüben Sorgen dem Emir el Hadsch und dem Kalifen. Wenn es euch recht ist, werde ich euch das Ende meines Märchens erzählen."

Da dieser Vorschlag Allen wohlgefiel, so säumte der Fremde nicht lange und erzählte seinen Zuhörern folgendermaßen den

Schluß der Geschichte vom Einarm.

Wir verließen unsern Helden, in traurige Betrachtungen versenkt, auf einen Baumstamm sitzend und fest entschlossen, die Wiederkunft des Ritters im nächsten Jahre abzuwarten.

Es vergingen ihm auf diese Art viele Tage, in denen er unabläßig bemüht war, rings das Gehege zu umspähen, ob er nicht einen Eingang fände. In der Nacht hatte er oft seltsame Träume; da war es ihm zuweilen, als schwebe die schöne Fee bei ihm vorüber und sehe ihn wehmüthig an; doch wenn er im Schlaf die Hände nach ihr ausstreckte und sie bat, näher zu kommen, so schüttelte sie doch seufzend das Haupt und schwand langsam vorüber. Auch war ihm zuweilen, als sähe er ein weißes Reh aus den Gebüschen hervortreten und langsamen Schritts das Gehege umschreiten. Dabei horchte aber das Thier aufmerksam umher und verschwand bei dem leisesten Geräusch. Auch von jenen schwarzen Koboldeu erblickte er fast jede Nacht einen, der ebenfalls das Gehölz umkreiste und dann wieder verschwand. So saß der Einarm eines Nachmittags auf seinem Baumstamme und dachte mit schwerem Herzen an den schlechten Erfolg seiner Fahrt, da fielen ihm plötzlich seine goldenen Kugeln ein, die er bisher nicht mehr beachtet hatte. Er suchte sie hervor, dachte bei sich selbst: meine Noth, aus diesem Spuke einen Ausweg zu finden, ist doch wahrlich groß genug, so daß es mir die Fee übel nehmen kann, wenn ich noch eine ihrer Kugeln verwende, und sie ihr selbst zuschicke, damit sie mir dafür einen guten Rath ertheile. Gesagt, gethan! Der Einarm lud sein Gewehr und sprach zur Kugel, als er sie den Lauf hinabrollen ließ: dich sende ich hinauf in die blauen Lüfte, schwinge dich hoch und immer höher, bei Mond und Sternen vorbei, bis

du Amaranthe, die gütige Fee, gefunden. Klage ihr meine Noth und die Noth der Prinzessin und sage ihr, daß ich sehnlich ihren Rath und ihre Hülfe erwarte. Der Schuß knallte und die goldene Kugel flog wie ein Blitzstrahl gen Himmel. Oben in der Luft zerplatzte sie mit einem lauten Knall und ein Adler mit mächtigen Schwingen schwebte aus ihr empor und stieg so schnell zu den Wolken auf, daß er dem nachblickenden Auge des Jägers bald entschwunden war. Unruhiger als je erwartete dieser nun die kommende Nacht, in welcher er sicher hoffte, von der Fee eine Hülfe, wenigstens ein Zeichen ihrer Gegenwart zu erhalten; und er hatte sich nicht geirrt. Wenn sonst die Zeit kam, wo das weiße Reh und die gespenstigen Gestalten das Gehege umkreisten, so überfiel ihn ein gewaltiger Schlaf, der ihm, trotz allem Bestreben, wach zu bleiben, die Augen gewaltsam zudrückte. Heute war das anders und sobald ihm während der Nacht die Augen trübe wurden, säuselte von den Wipfeln der Bäume ein erfrischender Wind herab, der ihm alsbald den Schlaf verjagte und ihn wachend munter hielt. Plötzlich erschien zwischen den Gebüschen das weiße Reh, ging vorsichtig und leise auf dem Moose daher und wollte, wie gewöhnlich das Gehege umkreisen. Doch kaum hatte es sich genähert, so stürzte von der andern Seite aus einer Felsenkluft eine scheußliche ungeheure Fledermaus herab, auf das arme Reh zu, das vor Schrecken stehen blieb und sich nicht einmal zur Flucht wandte. Dem Einarm stockte der Athem, als er sah, wie das Scheusal jetzt über dem weißen Reh schwebte und die gierigen Krallen ausstreckte, es zu zerfleischen. Rasch griff er nach seinem Gewehr, doch suchte er vergeblich in der Waidtasche nach einer gewöhnlichen Kugel. Er fand nur noch die letzte der drei goldenen. Doch da er bedachte, daß die Noth bei dem armen Reh gewiß sehr groß sei, so lud er sie, ohne sich zu bedenken, in sein Gewehr, legte es auf den Stumpen des rechten Armes, zielte sorgsam nach dem Kopfe des Ungeheuers und drückte ab. Ein lauter Donnerschlag

krachte durch den Wald, die Fledermaus verwandelte sich in eine dunkelrothe Flamme, die auf die Erde fiel, da einige Mal zuckend emporsprang und dann verlöschte. Der Einarm stürzte hinzu, um nach dem Rehe zu sehen; doch blieb er überrascht und erstaunt stehen und ließ sich ehrfurchtsvoll auf ein Knie nieder, als er dort zwischen Bäumen, leicht wie aus Nebel gewebt, und umgossen mit überirdischer Schönheit, die reizende Fee sah, die ihm mit der Hand winkte, ferne zu bleiben und sie anzuhören. Dann sprach sie mit leiser Stimme: „du hast mich durch den Geist, den ich in die goldenen Kugeln schloß, gerufen, und auch ohne daß du mir deinen Wunsch nennst, weiß ich ihn. Glaube nicht, daß ich dem Schicksal meines unglücklichen Kindes gleichgültig zusah, indem ich nicht früher erschien, dir und ihr zu helfen. Doch auch wir Feen können nicht immer nach unserem Gutdünken handeln. Du hast mir durch Erlegung jenes Ungethüms einen großen Dienst erzeigt, und wenn du es verlangst, will ich dir eine Frage in Betreff jenes schwarzen Zauberers beantworten. Doch höre mich zuvor an. Ich habe dein Herz erkannt, und es für gut und edel befunden; deßwegen betrübt es mich, daß du in mich dringst, dir das Mittel zur Errettung der Prinzessin anzugeben, indem ihre Entzauberung durch dich dein Unglück sein wird.“

Hier entfielen der Fee ein Paar Thränen, die aber nicht den Boden erreichten, sondern sich in der Luft zu bunten Nachtschmetterlingen verwandelten und davon flogen. „Seit jenem Unglückstag,“ fuhr sie fort, „hab' ich die Königin der Feen unablässig gebeten, mit ihrem mächtigen Zauberstab jenen schwarzen Unhold zu verderben, und in kurzer Zeit wird sie mir meine Bitte erfüllen, denn sie zürnte mir bisher, daß ich gegen ihren Willen zuweilen die Erde betrat, um in der Gestalt eines weißen Rehes nach meinem Kinde zu spähen. Darum lass' ab mit deiner Bitte und nimm von mir Ehre und Reichthum, die ich über dich ausschütten will, wenn du diesen Wald fliehst und dich in ferneren Gegenden nieder-

lassen willst. Denn nochmals sage ich dir, die Errettung der Prinzessin stürzt dich in's Verderben, aus dem dich nur der sonderbarste Zufall, nicht aber meine Hand, ja selbst nicht einmal die Macht der Königin der Feen erretten könnte.

So entmuthigend diese Antwort für den armen Einarm war, so war sie doch nicht im Stande, seine glühende Liebe und den Wunsch, die Prinzessin befreien zu können, zu ersticken. Er erhob seine Augen flehend zur gütigen Fee und entdeckte ihr, wie das Bild ihrer Tochter und die Liebe zu ihr mit seinem ganzen Wesen so innig verbunden sei, daß eine Trennung ihn elend machen, ja tödten würde. Umsonst versuchte es nochmals die Fee, ihn auf andere Gedanken zu bringen und zeigte ihm andere glänzende Aussichten. Der Einarm malte ihr dagegen nochmals seine glühende Liebe aus und bat sie um ihre Hülfe. „So höre mich denn an,“ sagte traurig die Fee; „die Zauberkraft, welche meine Tochter hier gefangen hält, ist nur durch das silberne Horn zu lösen, das ich meinem Gemahl hinterließ und das jener schwarze Ritter der Prinzessin hinterlistig stahl, und das einzige Mittel, sie zu befreien, ist deiner Hand nur dann möglich, wenn du jenes Horn wieder erlangen kannst. Nicht weit von hier ist tief im Geklüfte der Felsen die Wohnung jenes Unholdes, der aber das Horn auf das Sorgfältigste verwahrt und es keine Stunde aus der Hand läßt. Während der Nacht schwärmt er mit seinen untergebenen Geistern auf der Erde herum und stiftet Unheil, so viel er kann. Sowie aber der Morgen anbricht, zieht er sich in seine Höhlen zurück und damit er wenigstens am Tage den Menschen kein Uebel zufügen kann, überfällt ihn mit dem ersten Hahnenschrei eine Müdigkeit, die, je höher die Sonne steigt, beständig zunimmt, und um die Mittagszeit, wenn alle andern Wesen wachen, begräbt ihn mit allen seinen Geistern ein tiefer Schlaf, der mit dem Sinken der Sonne abnimmt und bei der aufsteigenden Dämmerung gänzlich wieder verschwindet. Wie du den Weg zu jener Höhle findest,

weißt du; doch ziehe mit anbrechendem Morgen fort, daß du um die Mittagszeit hinkommst. Bei allen Schrecknissen, die dir dann am Eingang der Höhle entgegen treten, denke nur, daß die Ungethüme, welche den Eingang bewachen, fest schlafen und dir nichts anhaben können. Gehe ihnen nur aus dem Wege und keines wird dich belästigen. Wenn du durch mehrere Reihen dieser dämonischen Wachen glücklich durchgedrungen bist, kommst du an die Höhle selbst, in welcher der Unhold schläft. Doch so schrecklich dir auch der Eingang zu derselben erscheinen mag, steige getrost hinein, nahe dich dem Schlafenden und nimm ihm mit kecker Hand das Horn, das er in seiner Hand halten wird; dann aber beeile dich, die Höhle zu verlassen und nimm deinen ganzen Muth, deine ganze Besonnenheit zusammen, halte den Ausgang fest im Auge, damit du ihn, es mag um dich geschehen, was da will, wieder findest. Noch einmal sag' ich dir: sobald du im Besitz des silbernen Hornes bist, eile dich, die Höhle zu verlassen, denn wenn du dich zurückhalten ließest, bis die Sonne sinkt, wärst du unrettbar verloren. Hast du aber glücklich die Felsen hinter dir, so wende dich gegen die Höhle zurück und stoße dreimal mit Macht in's Horn; ich werde den Ruf hören und zu gleicher Zeit die Königin der Feen bitten, daß sie ihren Zauberstab zum Verderben jener feindlichen Geister schwinge. Dann kehre hieher zurück und du wirst die Prinzessin aus ihren Banden erlösen. Doch merke genau auf meine Worte: es möge erfolgen, was wolle, so lass' das Horn nicht aus deinen Händen, bis ihr Alle dies Gehege verlassen habt; denn der Zauber, wenn auch gelöst, würde dich auf's Neue umschlingen, sobald dich die Kraft des Hornes nicht mehr schützte. Beherzige ja diese Worte," sagte die Fee nochmals, und setzte mit trauriger Miene hinzu: „ach, und doch sagt mir eine Ahnung, daß du meine Warnung nicht ganz beachten und dich in's Unglück stürzen wirst."

Mit den feierlichsten Danksagungen versprach der Einarm, die Vorschriften der gütigen Fee genau zu beobachten. Sie aber schüttelte seufzend das Haupt und verschwand. Kaum graute der Morgen, so machte sich der Einarm vermittelst der geheimen Kraft des Halsbandes auf den Weg nach jener Höhle und erreichte sie, als die hochstehende Sonne die scheußlichen Kobolde, die sie bewachten, in tiefen Schlaf versenkt hatte. Der Einarm band den Hund an einen Baum fest, stellte sein Gewehr daneben, und ging getrost auf ein Felsenthor zu, das sich seinen Blicken darbot. Doch kaum war er hineingetreten, so fesselte ihm fast der Schrecken den schon aufgehobenen Fuß, um hindurchzugehen. Rechts und links lagen zwei Unthiere und glotzten ihn mit feurigen Augen an; der Gestalt nach waren es Tiger, doch hatten sie Fledermausflügel und Drachenköpfe, aus denen drei blutrothe Zungen dem Eintretenden entgegen fuhren. Doch zu rechter Zeit erinnerte sich dieser an den Schlaf, der die Thiere befangen hielt, schritt muthig über sie hinweg, und ein dumpfes Grunzen war das einzige Lebenszeichen, das sie von sich gaben. Als der Einarm nunmehr sah, wie gefahrlos diese Thiere waren, so schritt er muthig vorwärts durch den Hof zu einem zweiten Thor, an dem andere Scheusale kauerten, und von dessen Gewölbe obendrein sich ungeheure Schlangen herabringelten, die bald mit ihren Köpfen die Erde berührten und sich dann wieder in die Höhe wiegten, den Eingang frei lassend. Diesen Augenblick benutzte der Einarm und schlüpfte hindurch.

Jetzt sah er die Felsenburg, in welcher das Ungethüm schlummerte, vor sich liegen; doch war der Palast desselben nicht sehr geschmackvoll angelegt, sondern gleich einem ungeheuren Felsblock, den man von allen Seiten umgehen konnte. Auch sah man weder Fenster noch Thür, und so sehr der Einarm herum spähte, fand er auch nicht die kleinste Spalte, durch welche er hätte in das Innere gelangen können. So schmucklos alle Wände dieser Höhle von außen waren, so hatte sie doch eine seltsame Verzierung, die

aber dem Jäger sehr unheimlich vorkam. An einer Seite befand sich nämlich der ungeheure Kopf eines Drachen, der zwischen die Felsenmassen eingeklemmt zu sein schien und der bald den blutrothen Rachen öffnete, bald ihn wieder schloß und dabei mit seinen feurigen Augen immerwährend den Bewegungen des Einarms folgte. Schon unzählige Male hatte dieser den Felsblock umkreist, ohne nur eine Spur zu finden, die auf einen Eingang hätte deuten können. Die Sonne hatte ihren höchsten Standpunkt verlassen und neigte sich abwärts, und die Thiere an den Thoren, die bei seinem Eintritt wie erstarrt da gelegen hatten, begannen allerhand verdächtige Bewegungen zu machen, sich zu recken und zu dehnen, als wollten sie jeden Augenblick aus dem tiefen Schlaf erwachen. Schon fing's dem armen Jäger an, recht unheimlich zu werden und er schwankte noch zwischen zwei Entschlüssen: ob er nämlich die Sache für heute ganz aufgeben wolle, oder wieder hinausgehen um Bello, den Hund, zu holen, der ihm den Eingang gleich würde gezeigt haben.

Wie er so nachdenkend noch einmal die Höhle umkreiste und wieder bei dem Drachenkopf vorbeikam, riß dieser gerade auf eine so entsetzliche Art den Rachen auf, daß er ihm bis tief in den Schlund sehen konnte, und plötzlich kam dem Einarm der Gedanke, daß dies am Ende gar der Eingang zur Höhle sei, und so schauderhaft dies war, so wurde es doch allmälig bei ihm zur Gewißheit. Anfangs sträubte sich seine menschliche Natur sehr dagegen, einem so scheußlichen Drachen geradezu in den Hals zu kriechen, aber da er einmal A gesagt, mußte B folgen, und er entschloß sich, das Abenteuer zu bestehen. Er paßte den Augenblick ab, wo das Ungethüm seinen Rachen so weit öffnete, daß die untere Kinnlade beinahe den Boden berührte, dann sprang er zwischen die Zähne, die so dick waren, daß er mit seinen beiden Armen keinen umspannen konnte und schlüpfte etwas tiefer hinein, doch war die Zunge des Ungethüms so glatt, daß er ausglitschte und hinfiel, und da

es zu gleicher Zeit stockfinster um ihn wurde, indem der Drache den Rachen wieder schloß, fing ihm seine Lage einigermaßen an sehr unbequem zu werden. Doch kroch er muthig zwischen den Zähnen weiter, wobei er sich sehr in Acht nahm, von denselben nicht berührt und zermalmt zu werden. Jetzt hatte er das Ende der Zunge erreicht, von wo er bequemer hinabzukommen hoffte; doch o Unglück! der Hals des Drachen verengte sich hier so plötzlich, daß er kaum mit dem Arm, geschweige denn mit dem ganzen Körper durchdringen konnte. Wie er so rathlos und thatlos da steckte, und die Muthlosigkeit und Verzweiflung schon ihre gierigen Fänge nach ihm ausstreckten, schwebte ihm plötzlich das Bild seines treuen Bello vor, dem einstens ein Stück Brod so im Halse stecken geblieben war, wie er heute dem Lindwurm. Dabei erinnerte sich der Einarm, wie er, um dem Hund zu helfen, mit seinem Finger das Brod und den Schlund des Thieres gedrückt, wodurch die Muskeln des Halses in Bewegung gesetzt wurden und sich weit genug öffneten, um es hinabgleiten zu lassen. In Ermanglung eines Fingers, der ihm von außen helfen könne, fing deßhalb der Einarm in seiner Angst selbst an, den Drachen ein wenig im Schlunde zu kitzeln und strampelte so gewaltig mit Händen und Füßen, daß dies Manöver glücklich gelang. Zweimal setzte das Thier an, den tüchtigen Bissen hinabzuwürgen; der Hals öffnete sich und der Einarm stürzte hinab und sah sich plötzlich in eine dunkle Felshöhle versetzt, die von einem blutrothen Rubin, der an der Decke hing, matt beleuchtet wurde. Bei diesem Scheine sah der Einarm mit Freude, daß er am Ziele sei; denn in der Ecke des Gemaches lag der schwarze Ritter in Gestalt eines ungeheuern Riesen auf einem Ruhebett und schnarchte. Zwischen seinen Krallen hervor glänzte etwas, das der Einarm augenblicklich für das silberne Horn erkannte; er näherte sich leise dem Riesen, ergriff die Schnur, an der das Wunderhorn befestigt war, und versuchte es jenem leise aus der Hand zu ziehen.

Sowie der Dämon diese Bewegung spürte, öffnete er bewußtlos die Augen und wandte sich stöhnend auf die andere Seite. Seine Krallen versuchten das Horn festzuhalten; doch der Schlaf schien ihm alle Kraft zu benehmen; der Einarm that noch einen kräftigen Ruck und der mächtige Zauber war in seinen Händen. Jetzt seufzte der Riese noch einmal tief auf und zwar mit solchem Getose, daß der Einarm meinte, das Gewölbe stürze über ihm zusammen, weßhalb er sich beeilte, den Ort so rasch wie möglich zu verlassen. Doch so schwierig ihm vorhin der Eingang geworden war, so schien es ihm jetzt fast ganz unmöglich, einen Ausgang zu finden, und vergebens bemühte er sich, an der Wand das Loch wieder zu finden, zu dem er hereingekommen. Die Wände des Gemachs nämlich drehten sich wie toll im Kreise und mit solcher Schnelligkeit, daß das Ganze wie ein grauer Ring bei ihm vorbeischwirrte. Zuweilen glaubte er die Oeffnung zu sehen, doch wenn er hinzustürzte, erschien sie ihm wieder an einer andern Seite.

Hätte er in seiner Jugend mit dem treuen Bello nicht hundertmal ein gleiches Spiel getrieben, würde es ihm wahrscheinlich nicht möglich gewesen sein, aus der Höhle des Riesen zu entrinnen, denn damals, als er noch ein kleines Kind war, machte ihm Bello eine Freude, wenn er sich wie ein Kreisel herumdrehte, und der Knabe versuchte dann, seinen Kopf oder seinen Schwanz zu fassen, worin er in Kurzem eine große Fertigkeit erlangte.

Nachdem er aber trotz dieser Uebung unzählige Male nach der Oeffnung gehascht, war er endlich so glücklich, einen dunklen Fleck in der Felswand zu erreichen und sah zu seiner größten Freude, daß es eine eiserne Thür war, in der ein großer Schlüssel steckte. Rasch öffnete er das Schloß, die Thüre sprang krachend auf und der Einarm befand sich mit dem silbernen Horn im Freien. Doch es war auch die höchste Zeit. Die Sonne neigte sich ihrem Untergange, und als er über die Thiere an den beiden Felsthoren hinwegstieg, versuchten sie aufzuspringen und da ihnen dies nicht

gelang, schnappten sie wenigstens mit ihrem blutrothen Rachen nach ihm. Doch kam der Jäger glücklich hindurch zu seinem treuen Bello zurück, der freudig wedelte, und an ihm emporsprang. Eilig wandelte er mit dem erbeuteten Schatze zwischen den Felsblöcken fort, die die Höhle des Ungethüms noch in einem weiten Kreise umgaben, und erst als er sie eine gute Strecke hinter sich hatte, blieb er nach dem Befehl der Fee stehen, wandte sich um und stieß dreimal mit Macht in das Horn. Beim ersten Mal schien ein gewaltiger Erdstoß die Felsen vor ihm zu erschüttern, in die größten Massen derselben rissen lange Spalten und kleinere Stücke stürzten mit lautem Gekrache hinab. Beim zweiten Ton des wunderbaren Hornes wiederholte sich der Erdstoß stärker und ein fürchterliches Sausen fuhr durch die Wipfel der Eichen, die Luft verfinsterte sich, und als der dritte Ton mächtig dahin schallte, schoß aus den schwarzen Wolken, die den Himmel bedeckten, ein blendender Blitzstrahl herab, zertrümmerte die Felsen zu feinem Staub, der qualmend in die Höhe fuhr und riß in die Erde einen großen Spalt, aus dem eine hochlodernde Flamme emporstieg. Und dabei zuckte die Erde und borst an mehreren Stellen, bildete hier einen tiefen Schlund, hob dort einen Hügel auf, und man sah deutlich, daß zwei mächtige Wesen im Kampf begriffen waren. Doch die Königin der Feen siegte, die Spalten und Risse auf der Stelle, wo noch eben die Felsburg des bösen Zauberers stand, vergrößerten sich immer mehr und bildeten bald eine große Vertiefung; die Flammen, welche anfänglich mit großer Gewalt gen Himmel fuhren, wurden kleiner und schwächer durch ungeheure Regengüsse, die unter fortwährendem Donner und Blitz vom Himmel herab strömten, und als sie in Kurzem ganz verlöschten, drang ein stinkendes trübes Wasser hervor, das im Verein mit den Regenströmen bald die ganze Vertiefung ausfüllte und so die frühere Wohnung des Zauberers zu einem stillstehenden schmutzigen See umwandelte.

Schaudernd betrachtete der Einarm diese Revolution zu seinen Füßen, und da er am Ende glaubte, der See könne noch weiter um sich greifen, die Erde zu seinen Füßen und ihn endlich mit hinabreißen, so wandte er sich zur eiligen Flucht und rannte nach seinem ersten Aufenthalt bei dem verzauberten Walde zurück, wo er sich eine Zeit lang ins Gras legte, um sich von den gehabten Schrecken und der großen Ueberraschung zu erholen; doch nicht lange duldete es ihn unthätig, und er bedachte, daß jede Minute, die er zögerte, die schöne Prinzessin zu befreien, ein Raub an ihrem Leben sei, weßhalb er sich rasch wieder erhob, vor das Gehege hintrat und einen leisen sanften Ton aus seinem Horne lockte. Welch' anderes wundervolles Leben rief dieser Ton jetzt hervor, als der früher vor der Wohnung des Zauberers. Die Sonne, die schon tief am Horizont stand, schien noch einmal mit erneuertem Feuer aufzuflammen. Ein leiser Wind führte wohlriechende Blüthen herbei und streute sie rings auf den Rasen des Waldes. Die Aeste der dicht verwachsenen Bäume lösten sich langsam aus einander und da sich die Stämme derselben wie dünne Grashalme rechts und links zur Erde bogen, so sah er alsbald vor sich auf dem Platze die verzauberte Jagd in wunderbarer Erstarrung. Hier saß ein Jagdpage zu Pferde, den Falken auf der Faust, der schon die Flügel etwas gelüftet hatte, als wolle er eben auffliegen. Dort griff ein Jäger nach seinem Geschoß und ein Anderer blickte sich erstaunt um; der Zauber hatte ihn so, das Gesicht nach hinten gekehrt, zur Bildsäule erstarrt. Hier umgaben mehre Damen einen weißen Zelter, auf dem die Prinzessin Amaranthe saß, doch konnte er ihr Gesicht nicht sehen; denn in dem Augenblick der Verwandlung war sie vor Schrecken rückwärts gesunken und lag in den Armen ihrer Begleiterin, deren wallende Hutfedern das liebliche Gesicht verdeckten.

Auf's Neue stieß der Einarm in's Horn und wie aus tiefem Schlaf erwachend kam Leben in die starre Gesellschaft. Die Jagd-

pagen sahen sich überrascht um; die Falken schüttelten ihre Flügel und hoben die Köpfe; die Federn auf den Baretten der Damen bewegten sich im leisen Abendwind und mit einem tiefen Seufzer erwachte die Prinzessin und richtete sich langsam auf. — Wenn auch der Einarm durch die wohlgelungenen Bildnisse der Prinzessin, sowie ihrer Mutter, schon genugsam das holde Gesicht der Ersteren kannte, so übertraf die Wirklichkeit, wie er es vor Augen sah, doch seine schönsten Träume. Die Prinzessin schlug die Augen auf, schaute sich um und schien verwundert, daß statt der finstern Nacht, in der sie sonst immer die Kraft des Hornes erweckt hatte, die herrliche Luft des schönsten Sommerabends sie umspielte. Ueberrascht sah sie ihre Umgebung an, die indessen ganz munter geworden war. Die Pferde, von dem langen Stehen ungeduldig, fingen an zu treten und in die Zügel zu beißen; die Hunde wedelten um die Jägerburschen herum, als wollten sie sagen: jetzt hat die Jagd wohl lange genug gedauert, wir können wohl nach Hause ziehen; und ein gleicher Gedanke schien Alle zu beleben. Die Pagen stießen ins Horn und der Hofmarschall nahte sich der Herrin und bat um Erlaubniß, die Jagd nach Hause führen zu dürfen. Zu gleicher Zeit fiel der Blick der Prinzessin auf den Einarm, der vor Staunen und Ueberraschung sprachlos dastand und kein Auge von der holden Erscheinung abwandte. Er begegnete ihrem Auge und dachte, jetzt wird dich die Prinzessin als ihren Retter erkennen und ihr Herz muß flugs für dich sprechen. Schon wollte er eine rasche Bewegung vorwärts machen, um sich ihr zu Füßen zu werfen, da sah er mit Schrecken, wie die schöne Prinzessin voll Abscheu das Auge von ihm wandte, ihren Zelter herumwarf und dem Hofmarschall zurief: „vorwärts, eilt, eilt! dort steht noch einer der Unholde und sein verwirrter lauernder Blick scheint uns auf's Neue bezaubern zu wollen.“ Diese nicht sehr schmeichelhafte Rede wäre wohl im Stande gewesen, einen andern, weniger verliebten Menschen wirklich verwirrt zu machen, wenn er

sie von der Erkorenen seines Herzens hätte hören müssen. So etwas hatte sich der Einarm nicht träumen lassen, denn in seinem Eifer, die Prinzessin zu erlösen, hatte er sein entstelltes Gesicht und den fehlenden Arm ganz vergessen. Wie Seifenblasen zerplatzten seine schönen Träume und wie das Wasser einem Ertrinkenden in die Ohren saust, so brauste ihm die Klausel vor den Ohren, daß er nur dann der Gemahl der Prinzessin werden solle, wenn sie ihn aus freien Stücken hiezu erwähle, und dazu schwanden alle Aussichten. Die Bewegung des armen Jägers, sich ihr zu Füßen zu werfen, hatte die Prinzessin anders ausgelegt und um dem Unholde zu entgehen, gab sie ihrem Zelter die Sporen und flog mit Windeseile in den Wald, umgeben von der ganzen Jagd, die ihre Furcht theilte und nicht gesonnen war, sich auf's Neue verzaubern zu lassen. Sprachlos und entsetzt blickte ihr der arme Einarm nach und sein Schmerz war so groß, daß er die Lehren der gütigen Fee ganz vergaß und unwillkürlich das silberne Wunderhorn seiner Hand entgleiten ließ. Plötzlich verfinsterte sich die Luft, und der Wind, der vorhin so leicht gefächelt, fuhr jetzt brausend durch den Wald, jagte schwarze Wolken über seinem Haupte zusammen und riß mächtige Aeste von den alten Eichen herunter. Bello, der Hund, fing laut an zu winseln und sprang fort. Auch der Jäger wollte ihm folgen, doch zu seinem größten Entsetzen fühlte er sich am Boden festgehalten. Es war ihm unmöglich, auch nur einen Fuß aufzuheben. Dann durchzuckte ein seltsames Gefühl seinen Körper, ihm war, als befalle ihn von unten herauf ein gewaltsamer Krampf. Jetzt wurden seine Finger unbeweglich und jetzt hörte sein Herz auf zu schlagen, und in wenigen Augenblicken konnte er den Mund nicht mehr öffnen und kein Auge schließen. Es wurde finster um ihn und eine gänzliche Bewußtlosigkeit überfiel ihn. Er war in Stein verwandelt. Bello, der Hund, kehrte, als er seinen Herrn nicht nachkommen sah, in den Wald zurück, umlief mehrere Male das Steinbild und sprang dann heulend davon, der Jagd nach, die

er auch vor dem Walde antraf. Die Jägerburschen, die glaubten, er gehöre zur großen Meute, koppelten ihn mit den andern Hunden fest und nahmen ihn mit.

Die Freude der ganzen Residenz und besonders des alten Königs, als die schöne Prinzessin bei einbrechender Nacht plötzlich mit ihrem ganzen Gefolge zurückkam, läßt sich nicht beschreiben. Der König weinte Freudenthränen, das Volk beleuchtete die Stadt auf's Glänzendste, und da der König in seiner Freude zum allgemeinen Gebrauch seine Keller öffnen ließ, wurde die Nacht im tollen Jubel und lauter Lust hingebracht. Natürlich erkundigte sich der König, welcher von den ausgesandten Rittern die Prinzessin errettet habe, und verwunderte sich nicht wenig, als diese keinen wollte gesehen haben. An den armen Einarm dachte er nicht mehr, und wenn er ihn auch nie für schön gehalten hatte, so konnte er doch unmöglich glauben, daß er jener Kobold sei, von dem die Prinzessin erzählte, und den sie in der Erinnerung an die ausgestandene Angst mit den fürchterlichsten Worten als das schrecklichste Scheusal beschrieb.

So geht es in der Welt. Wenn die Citrone ausgepreßt ist, denkt Niemand mehr an die Schaale. Wie gesagt, der Einarm war vergessen und wenn sich auch zuweilen der König an seinen trefflichen Schützen erinnerte, so ließen ihn doch die vielen Lustbarkeiten, die jetzt zu Ehren der wiedergefundenen Prinzessin angestellt wurden, nie einem solchen Gedanken nachhängen.

Zur Zeit der Trauer war der Hof wie die Residenz verlassen gewesen, aber jetzt, wo sich aufs Neue Lustbarkeiten und Feste drängten, füllte sich die Stadt wieder von allen Seiten mit Fremden, die theils herbeikamen, das neu erwachte, frohe Leben mit zu genießen, theils ihre Hände zu allerhand kunstreichen Arbeiten anboten. So begab es sich auch eines Tags, daß drei lustige Gesellen, als sie von der wiedergefundenen Prinzessin und den vielen Festlichkeiten hörten, bei ihrem alten Meister nicht mehr bleiben

wollten, sondern ihre Bündel schnürten, um nach der Residenz zu ziehen, wo sie hofften, ihr Glück zu machen. Der eine war seines Zeichens ein Gold- und Silberschmied, der zweite ein Steinmetz und der dritte ein lustiger Schneider; Alle drei hatten viel Muth im Leibe, aber dafür sehr wenig Geld im Beutel, weßhalb sie die Wirthshäuser vermieden und sich Abends im Dickicht des Waldes ein Plätzchen aussuchten, wo sie die milde Sommernacht verschliefen. An einem solchen Abend hatten sie einen langen Marsch gemacht, indem sie morgen die Residenz erreichen wollten, und schlenderten noch langsam ihren Weg daher, um sich ein weiches Mooslager auszusuchen, als der Schneider, der etwas abseits gegangen war, die Gesellen durch einen lauten Ausruf des Erstaunens zu sich rief. Eilig kamen sie herbei und sahen zu ihrer nicht geringen Verwunderung mitten im dichten Walde ein Steinbild stehen, das nur am Arm und an der Nase etwas verstümpelt war. In der einen Hand hielt die Bildsäule ein mit Gold und Silber sehr schön ausgelegtes Gewehr. Die drei Handwerksbursche wußten nicht, was sie von diesem Fund halten sollten, und es dauerte eine Zeit lang, ehe sie sich über den Werth der Statue gegenseitig dahin aussprachen, daß sie einen köstlichen Fund gethan. Der Steinmetz umging das Bild viele Mal und gestand, er habe nie eine so natürlich schöne und vollendete Arbeit gesehen; der Goldschmied betrachtete sorgfältig die eingelegte Arbeit des Gewehrs, und versicherte, er sei nicht im Stande, eine ähnliche zu machen; nur der Schneider, der ebenfalls das Steinbild mit Kennermiene betrachtet hatte, kratzte sich hinter dem Ohr und behauptete, die Gewänder der Figur seien nicht nach dem neuesten Schnitt gemacht. Doch als ihm der Steinmetz erklärte, dies sei ein antiker Anzug, gab sich der Schneidergeselle zufrieden, denn im Antiken hatte er nie gearbeitet. Nachdem die Gesellen auf diese Art herausgebracht hatten, daß sie hier in der Einsamkeit des Waldes einen herrlichen Fund gethan, berathschlagten sie, auf welche Art sie denselben zu

ihrem Glücke verwenden könnten. Der Schneider meinte: man solle ein Bretterhaus um die Figur herum bauen und sie für Geld sehen lassen; ein Vorschlag, den die beiden Andern verwarfen, aber dagegen beschlossen, die Figur von dem Steinblock, auf dem sie stand, herunterzunehmen, nach der Stadt zu führen und an den König zu verkaufen. Gesagt, gethan!

Der Goldschmied und der Steinmetz nahmen ihre Werkzeuge hervor und während Ersterer die Silberarbeiten und Beschläge an dem Gewehr etwas zu putzen versuchte, begann der Andere unter den Füßen der Statue an dem Steine zu hauen; aber vergebens. Obgleich er in seinem Handwerk wohl erfahren war und den Meißel und Hammer zu führen wußte, brachte er doch von dem harten Stein auch nicht das kleinste Stückchen los. Der Schneider, der dabei stand und den Arbeiten der Beiden behaglich zusah, fing schon an, seine witzigen Bemerkungen über die stumpfen Instrumente des Steinmetz zu machen, als dieser, dem der Schweiß von der Stirn troff, mit einem lauten Fluch seine Arbeit einstellte und behauptete: der Stein sei gar nicht zu behauen.

Nachdem sie alle drei eine Zeit lang sich über diese seltsame Steinart verwundert hatten, kam endlich der Schneider, dem es nie an guten Einfällen gebrach, auf die Idee, den Stein etwas mit Wasser zu benetzen, wodurch er vielleicht nachgiebiger würde. So sehr der Steinmetz anfangs diesen Vorschlag als unnütz verwarf, so ließ er endlich doch den Schneider gewähren, der in den Ranzen der drei Gesellen nach einem Gefäß suchte, in das man bei einer Quelle, die sich auch wohl finden würde, Wasser schöpfen könne. Doch fand er weder Glas noch Flasche, denn da das Kleeblatt seinen Durst gewöhnlich an den Brunnen der Dörfer löschte und kein Geld hatte, um eine Flasche mit köstlichem Weine füllen zu lassen, so hielt es auch die leeren Gefäße mit Recht für sehr unnütz und hatte sich nicht damit versehen. Der Schneider indeß, der sein Wasserprojekt nicht gern wollte zu Wasser werden

lassen, suchte vorab nach einer Quelle, die sich auch bald zwischen den Gesteinen fand. Er schöpfte seine beiden Hände voll; doch da er sehr lange dürre Finger hatte, lief Alles zwischen durch und er brachte wenig auf den Platz. Auch sein Hut, den der unermüdliche Schneider vor langen Jahren als wasserdicht gekauft hatte, wurde untersucht, fand sich aber so schadhaft, daß sich unmöglich ein Tropfen Wasser darin halten konnte. Mit den Stiefeln der drei Gesellen wär's nicht besser gegangen; doch wollte der Nadelkünstler noch einen Versuch mit seiner Kopfbedeckung machen und trollte sich zu der Quelle. Doch kaum hatte er einen Schritt gethan, als er sich mit lautem Freudenruf zu Erde bückte und den beiden Andern ein schönes blankes Horn zeigte, das er in dem hohen Grase gefunden. Ueberrascht betrachteten Alle den schönen Fund und als der Goldschmied erklärte, daß es pures Silber sei, priesen sie laut das Glück des Schneiders. Dieser untersuchte seinen Fund genauer, setzte das Horn an den Mund, um einen Ton daraus zu blasen; aber das wollte ihm nicht gelingen. Als er sich über sein Glück satt gefreut hatte, dachte er wieder an sein Projekt, ging mit dem Horn zur Quelle und brachte es, mit Wasser angefüllt, zurück. Darauf begann er den Stein zu besprengen und lud den Steinmetz ein, noch einmal seine Arbeit zu versuchen. Dieser wollte anfänglich nicht, ließ sich aber endlich bereden und nahm von Neuem Meißel und Hammer zur Hand. Aber, der Stein, der früher felsenhart war, hatte sich ganz erweicht, und bei den kräftigen Hieben des Steinmetzen flogen die Stücke davon, daß es eine Lust war, anzusehen. Der Schneider war stolz auf seinen Einfall, ohne zu ahnen, daß es nur die Kraft des wundervollen Hornes sei, die den Zauber des Steins gelöst und dem Gesellen die Arbeit so leicht gemacht hatte. Dem war aber ein Werk nie so rasch von Statten gegangen. Es war, als regiere eine unsichtbare Gewalt seinen Hammer und in ganz kurzer Zeit hatte er den Stein, auf dem die Figur stand, so weit behauen,

daß es nur noch einer kleinen Mühe bedurfte, um sie ganz herabzunehmen. Doch war es unterdessen dunkel geworden, die Gesellen verzehrten ein Stück trockenes Brod, das sie noch bei sich hatten, tranken dazu das frische Quellwasser aus dem silbernen Horn und wurden dadurch in kurzer Zeit so munter, als hätten sie den stärksten Wein genossen. Besonders wußte sich der Schneider vor Lustigkeit nicht zu fassen und tanzte den Andern eine Sarabande vor, bis er erschöpft auf die Nase fiel und bald darauf einschlief.

Kaum graute der Morgen, so waren die drei munter und begannen aufs Neue an dem gestrigen Werk zu arbeiten. Da sie die Statue so verstümmelt, wie sie war, doch nicht gut verkaufen konnten, so beschloß der Steinmetz, seine ganze Kunst zusammenzunehmen und dem Bild eine neue Nase, sowie einen andern Arm einzusetzen. Er ging frisch ans Werk und hatte er sich gestern schon über die Schnelligkeit gewundert, mit der ihm Alles von Statten ging, so konnte er sich heute vor Verwunderung nicht fassen. Sobald er ein passendes Felsstück, aus welchem er einen Arm und eine Nase meißeln wollte, mit dem Wasser aus dem Horn besprengt hatte, wurde es weich wie Wachs, ja formte sich fast von selbst, und kaum hatte er einige Stunden gearbeitet, so war er mit dem Werke, wozu er sonst mehrere Monate gebraucht hätte, fertig. Auch war ihm nie etwas so gut gelungen, und er mochte seine Arbeit von allen Seiten ansehen, er fand nichts daran zu tadeln. Die ganze Bildsäule war aber auch von so edlen Formen, von so schöner Gestalt, wie man sie nur sehen konnte; selbst das Gesicht hatte durch die neue Nase einen so angenehmen, überaus edlen Ausdruck bekommen, daß der Geselle vor seinem eigenen Werk erstaunte. Jetzt blieb nichts anders mehr zu thun, als einen Wagen herbeizuschaffen, auf welchem man die Bildsäule nach der Stadt führen konnte, um sie dem König zu verkaufen. Nach einiger Ueberlegung beschlossen die drei, den Schneider, der am wenigsten gearbeitet und dabei die flinksten Beine hatte, nach

der Stadt zu schicken, dort das gefundene silberne Horn zu verkaufen und aus dem gelösten Geld einen Wagen mitzubringen. Und so thaten sie. Der Schneider nahm den Weg zwischen die Füße und schritt so tapfer darauf los, daß er noch vor Sonnenuntergang die Stadt erreichte. Das silberne Horn hatte er natürlich an sich gehängt. Wenn Leute bei ihm vorbeikamen, so nahm er es in die Hand und ließ es im Sonnenglanz spielen, damit man seinen Reichthum bewundern sollte. So that er auch, als er an die Thorwache kam. Die Soldaten, die da standen, staunten das schöne Stück an und fragten ihn: woher des Wegs? Aber weil man damals noch keine Pässe nöthig hatte, so glaubte der Schneider auf diese Frage nicht antworten zu müssen, sondern wollte die Soldaten mit einer vornehmen Antwort abfertigen, als der Kommandant der Wache, ein alter Soldat mit einem ungeheuren Schnurrbart, hervortrat und den leichten Schneider beim Kragen in die Stube zog. Hier begann er ihn zu examiniren und wollte durchaus wissen, woher der Schneider das Horn habe. Und da dieser sehr patzig that, und nicht antworten wollte, ließ jener ihn mit zwei Soldaten in das königliche Schloß bringen; denn beim Anblick des Horns hatte er gleich an das verloren gegangene der Prinzessin gedacht. So lustig der Schneider anfangs war und so laut er über Ungerechtigkeit raisonnirte, daß man einen harmlosen Wanderer anhalte, so wurde er doch immer kleinlauter, je näher er an die königliche Residenz kam. Er hatte sich das Schloß ungefähr vorgestellt, wie das Stadthaus in seiner Vaterstadt, wo er zuweilen wegen nächtlichen Straßenunfugs oder zu lange dauernden blauen Montags vor den regierenden Bürgermeister citirt wurde. Da hatte er die beiden Stadtmilizen, die vor der Thür lungerten und Wache thaten, beständig geneckt und gefoppt; aber hier wagte er die riesenhaften Kerle mit langen Spießen, die vor dem ungeheuern Gebäude auf und ab spazierten, gar nicht einmal anzusehen. Sein Blick senkte sich zur Erde, um die

Füße zu beobachten, die auch gar nicht mehr im festen leichten Takt daher hüpften, sondern nur schwerfälliger und matter wurden, je mehr sie sich dem Hauptthore näherten. Der Schneider wurde in ein kleines Gemach geführt, das man von außen verschloß und ihn allein ließ. Doch hatte er nicht lange hier gewartet, als sich eine andere Thüre öffnete, und der König allein hereintrat. Der Schneider, sobald er die majestätische Gestalt, den langen Bart und die goldene Krone erblickt hatte, stürzte auf seine Knie nieder und all sein Muth hatte ihn gänzlich verlassen: der Monarch hieß ihn aufstehen, ließ sich von ihm das silberne Horn reichen und da er es mit Freuden für dasjenige seiner Gemahlin erkannte, ließ er sich von dem Schneider, der dachte, daß es hier am besten sei, die reine Wahrheit zu sagen, die ganze Geschichte erzählen, wie sie das Horn gefunden, wie sie damit die Bildsäule, der die Nase und ein Arm gefehlt, besprengt, und wie sein Geselle, der Steinmetz, die fehlenden Theile aufs Künstlichste wieder ersetzt habe. Der König konnte sich kaum von seinem Erstaunen erholen und dachte gleich, daß es der unglückliche Einarm sei, dessen Treue und Muth die Prinzessin errettet und der nun dafür selbst dem bösen Zauber verfallen sei.

Da der König ein sehr vernünftiger Mann war, man auch in damaliger Zeit, wenn einer sich durch Muth oder Tapferkeit ausgezeichnet hatte, nicht so sehr auf den Unterschied der Stände sah, so dachte die Majestät gleich daran, den armen Einarm durch die Hand der schönen Prinzessin glücklich zu machen, gesetzt, daß sie ihn zum Gemahl annehmen wolle. Doch hatte in dem Punkt der Meister Steinmetz die bedeutendsten Schwierigkeiten bei Seite geräumt. Am folgenden Morgen ließ der König in aller Stille mehrere Pferde satteln, belud einige mit köstlichen Kleidern und Waffen und befahl ein Paar Vertrauten, sowie dem Schneider, ihm nach dem Walde zu folgen. Als sie im Hofe aufsitzen wollten, kam gerade der Koppelmeister daher und führte die Hunde des Königs

spazieren. Alle diese Thiere waren lustig und sprangen munter herum, bis auf einen einzigen, der die Ohren hängen ließ und trübselig daher schlich. Sobald dieser letzte den König erblickte, der sich eben mit dem silbernen Horn zu Pferd schwingen wollte, brach er in ein so lautes anhaltendes Geheul aus, daß alle Anwesenden aufmerksam wurden. Selbst der König sah hin und erkannte plötzlich in dem Hund den treuen Bello. Er ließ ihn gleich von der Koppel los machen, nahm ihn mit zum Thore hinaus, und als sie den Wald erreicht hatten, sprang das Thier in lustigen Sätzen durch Dick und Dünn, daß ihm die Reiter kaum folgen konnten. Besonders mußte der Schneider, dem das Reiten etwas sehr Ungewohntes war, zum Sattelknopfe seine Zuflucht nehmen, um bei den gewaltigen Sätzen, die der Renner mit ihm über Hecken und Gräben machte, nicht in den Sand zu purzeln.

Indessen hatten die beiden Gesellen im Walde sich die Zeit so gut vertrieben wie möglich. Schon hundertmal hatten sie den Gewinn berechnet, den sie aus dem Verkauf der Bildsäule und des silbernen Horns lösen würden, und darauf die glänzendsten Luftschlösser gebaut. Sie waren darüber her, an der Bildsäule noch etwas zu putzen und zu reinigen und der Goldschmied, der gerade zu den Füßen der Statue auf einem Steine saß, berechnete seinem Gefährten, der sich mit dem Arm an die Figur lehnte, wie viel ihnen nicht schon an sich das überaus zierliche Gewehr einbringen würde, als sie plötzlich fern her im Walde den Ton eines Hornes vernahmen, der so überaus fein und lieblich klang, wie sie nie etwas gehört. Der Wind, der früher etwas heftig durch den Wald gerauscht, hielt plötzlich ein und ein Duft von wohlriechenden Blüten schwamm in der Luft, als seien sie von lauter Rosen und Liliengärten umgeben. Doch wie die Gesellen noch so dastanden und nicht wußten, wie ihnen geschah, und an ihr Herz griffen, das von dem hellen klaren Tone sonderbar bewegt wurde, fühlte der

Steinmetz auf einmal, daß sich das leblose Steinbild zu bewegen anfange. Er sprang mit einem lauten Schrei auf die Seite, und sein Gefährte, der in die Höhe sah, stürzte der Länge nach in's Gras, als er bemerkte, daß die Figur langsam das Auge öffnete. Wenn der Schneider in diesem kritischen Augenblick da gewesen wäre, würde er davon gelaufen sein, so weit ihn seine Beine tragen konnten. Doch die beiden andern Gesellen, die eben keine Feiglinge waren, sprangen wohl entsetzt auf die Seite, blieben aber doch hinter einer dicken Eiche stehen, um zu erschauen, was sich da begeben würde. Das Steinbild hatte jetzt die Augen geöffnet und auf dem grauen Gesicht stiegen helle frische Farben auf; der Mund öffnete sich, die Figur seufzte tief auf, bewegte dann langsam Arme und Beine, sah sich erstaunt rings um und stieg endlich, zu einem schönen jungen lebendigen Menschen umgewandelt, von dem Steine herunter und setzte sich, wie es schien, ermüdet in's Gras.

Jetzt kamen die Töne des Hornes näher, und die beiden Gesellen sahen hinter ihrem Baume, wie das frühere Steinbild aufmerksam dahin lauschte, sahen jetzt mehrere Reiter zwischen den Bäumen erscheinen, von denen der Erste eine goldene Krone auf dem Kopfe trug und das silberne Horn, das gestern der Schneider gefunden, in der Hand hielt. Die Figur sprang empor, stürzte dem Könige mit der Krone entgegen und dieser stieg augenblicklich vom Pferde, um jenen auf das Zärtlichste zu umarmen. Der Schneider, der sich so lange tapfer auf seinem Pferde gehalten hatte, erschrak nicht wenig, als seine beiden Freunde verschwunden und er sehen mußte, daß die steinerne Figur, die er gleich wieder erkannte, lebendig geworden war. Bei diesem Schrecken vergaß er den Sattelknopf festzuhalten und stürzte mit lautem Geschrei von dem hohen Pferde herunter, wodurch die Beiden hinter dem Baum auf ihn aufmerksam wurden, und als sie das Schneiderlein erkannten, hinter ihrem Baum, obwohl noch zagend und zitternd, hervorkamen. Der König empfing sie sehr gnädig, ließ sich vom Einarm, der nun

nicht mehr der Einarm war, die wunderbare Geschichte von der Errettung der Prinzessin erzählen; darauf wurden dem Einarm die köstlichen Kleider und Waffen, die der König mitgebracht hatte, gereicht, und er trat mit dem Schneider in das Gebüsch, der ihm beim Umkleiden behülflich sein sollte. Doch hatte der Geselle noch nicht alle Angst verloren, und untersuchte jedes Stück von der alten Kleidung, das der schöne Jäger ablegte, konnte sich auch nicht enthalten, während dem Ankleiden ihn an den linken Arm und beim Umbinden des Halstuches an die Nase zu tupfen, worauf sich das Schneiderlein höchlich verwunderte, daß diese beiden Theile, die doch sein Geselle, der Steinmetz, gemacht, ebenso frisch und warm waren, wie der ganze übrige Körper. Bello, der Hund, der sich sehr freute, seinen Herrn wieder gefunden zu haben, sprang freudig um ihn herum und erschwerte dem Schneider sein Geschäft, indem er ihm hie und da zwischen die Beine lief.

Der König hatte einen seiner Vertrauten in die Stadt zurückgeschickt, der es der Prinzessin ansagen mußte, daß man ihren Erretter gefunden, den der König, wenn sie anders nichts dagegen hätte, zu seinem Eidam annehmen würde.

Endlich trat der Jäger umgekleidet zur Gesellschaft und alle erstaunten über seine schöne und edle Gestalt. Der König überreichte ihm das silberne Horn, das nebst so vielen wunderbaren Eigenschaften auch die hatte, gleich dem Gürtel des Venus, sich alle Herzen geneigt zu machen. Die Pferde wurden vorgeführt und Alle, mit Einschluß der drei Handwerksburschen, stiegen auf nnd ritten nach der Residenz zu. Dort hatte indessen der vorausgesandte Bote Alles in größten Allarm gebracht, selbst das Herz der Prinzessin schlug schneller und war in einer seltsamen Aufregung, denn obgleich dasselbe noch frei war, und kein geliebtes Bild bei sich aufgestellt hatte, so war ihr doch die Nachricht, in einigen Stunden vielleicht die Gemahlin eines ganz fremden Mannes zu sein, etwas überraschend, ja beängstigend, und man kann das keinem

Mädchen übel nehmen. Trotz dem schmückte sie sich auf's Beste und trat auf den Altan hinaus, wo sie auch bald in der Ferne eine Staubwolke aufsteigen sah, die immer näher kam.

Nach kurzer Zeit ritt der König in den Hof, der Oberceremonienmeister sprang herzu und hielt ihm den Steigbügel und der Oberforstmeister leistete denselben Dienst seinem früher Untergebenen, denn einerseits die schöne Gestalt des jungen Jägers und anderseits die Kraft des Wunderhorns imponirten dem alten Herrn, sowie dem ganzen Hofgesinde, das zu allen Thüren und Fenstern heraus sah, gewaltig. Auch auf das Herz der sonst so spröden Prinzessin übte diese Gewalt einen lieblichen erwärmenden Zauber; denn sobald der König ihr den schönen jungen Mann vorstellte, schlug es heftig und flüsterte leise, daß der Papa doch keine schlechte Wahl getroffen habe. Wenn sie es ihrem Erretter auch nicht gleich in's Gesicht sagte, so gab doch ihre Verwirrung und ihr Erröthen dem entzückten Jäger deutlich zu verstehen, daß die acht Tage, die sie sich zur Bedenkzeit ausgebeten, nur zum Scheine waren. Das nahm der König denn auch so an und ließ großartige Vorbereitungen zu einer glänzenden Hochzeit treffen, wobei die drei Gesellen vollkommen beschäftigt wurden. Der Schneider, der viel auf Titel hielt, wurde Oberhofkleiderkünstler und mußte die Gewänder herrichten lassen; dem Goldschmied wurden große Gold- und Silberbarren übergeben, woraus er mit Hülfe vieler Gesellen eine Menge goldener Gefäße und Ringe verfertigen mußte, und der Steinmetz wurde fortan Herr Hofbaumeister genannt und blieb von den Dreien am meisten in der Gunst des Herrn stehen; denn obgleich es den Großen im Allgemeinen nicht angenehm ist, wenn man ihnen eine Nase dreht, so hatte doch der Steinmetz dem königlichen Schwiegersohn durch diese That einen großen Dienst geleistet. Nach Verlauf der acht Tage gab die Prinzessin Amaranthe ihr Jawort, das Beilager wurde mit großer Pracht und Herrlichkeit gefeiert, und das schöne Paar lebte glücklich bis am Ende seiner Tage.“ —

Hier schloß der Franke seine Erzählung, von der seine Zuhörer sehr befriedigt waren. Auch der Emir el Hadsch hatte auf ein Stündchen seine kritische Lage vergessen, und dankte dem Fremden für seine schöne Geschichte.

„Doch jetzt, meine Freunde," nahm der alte Mann nach kurzem Stillschweigen das Wort, „ist es Zeit, daß wir uns trennen. Der Morgen dämmert bereits empor, deßhalb geht mit Gott nach euren Zelten."

Alle erhoben sich und folgten diesem Rathe. Der Emir el Hadsch ging nachdenkend nach seinem Zelte. Er war sehr mißgestimmt, und malte sich die unangenehmen Folgen, die der Einbruch der Araber für ihn haben konnte, mit den schwärzesten Farben. Auch wollte es ihm gar nicht aus dem Sinn kommen, daß der Araberstamm des Schech Almansors nicht auch in jene Verschwörung mit verwickelt sein sollte, und er dachte beständig an die Worte Hassans, daß jener junge Araber möglicher Weise doch ein Spion sein könne. Ach, er war wirklich zwischen mehreren Feuern gefangen, und im Fall sich die Araber zwischen ihn und Kairo warfen, war er nothgedrungen, ihren Befehlen Folge zu leisten, da er sich gegen die Uebermacht nicht wehren konnte.

Unter diesen trüben Gedanken näherte er sich seinem Zelte, und war nicht wenig erstaunt, als er von dorther lauten Wortwechsel und das Klirren von Schwertern vernahm. Eilig näherte er sich und erkannte Hassans Stimme, der mehrmals die Worte rief: „Haltet ihn auf, haltet ihn fest! Im Namen des Herrn! Er hat's befohlen!" Und dann hörte er wieder auf's Neue Schwerter klirren und sah jetzt hinter seinem Zelte einen Trupp Menschen und unter ihnen Hassan, die auf einen Beduinen eindrangen, welcher mit dem Rücken gegen sein Pferd gelehnt stand und mit dem Säbel in der Fast die Andrängenden von sich abwehrte.

„Was gibts hier?" rief der Emir seinem Haushofmeister zu. „Was habt ihr mit jenem Manne?"

„Ach, Herr, entgegnete Hassan athemlos, ohne aber von jenem einen Blick zu verwenden, „es ist derselbe Mensch, o Herr, der heute Morgen die Depeschen überbrachte, und den wir heute Nacht durch das ganze Lager schleichen sehen und darauf hier bei deinem Zelte antrafen. Wir riefen ihm zu, er solle Rede stehen, doch gab er keine Antwort, sondern versuchte es, sich auf sein Pferd zu schwingen und zu entkommen, und da habe ich es denn für nöthig erachtet, deinen Wachen, o Herr, zu befehlen, ihn fest zu nehmen."

In einem andern Augenblick würde der Emir dies Betragen seines Dieners gemißbilligt haben, doch jetzt, wo sein Herz gegen alle Beduinen, besonders gegen diesen jungen Mann, eingenommen war, rief er ihm mit lauter Stimme zu, während er näher trat: er solle die Waffen niederlegen und sich ergeben; „sonst muß ich," setzte er hinzu, „von meiner Macht Gebrauch machen und dir die rechte Hand abhauen lassen, weil du es wagst, im Umkreis meines Gezelts den Säbel zu entblößen."

Kaum hörte der junge Mann diese Stimme und sah den Emir, als er seine Waffen sinken ließ und auf ihn zutrat.

„O Herr," sprach er, „glaube ja nicht, daß ich aus Uebermuth in der Nähe deiner Person die Waffen gebrauchte; doch wurde ich durch diese da überfallen und gezwungen, mich zur Wehre zu setzen. Beschließe über mich, o Herr, was du willst, ich bin deinen Befehlen unterworfen."

Der Emir stand einen Augenblick unschlüssig da, und war schon im Begriff, dem jungen Mann zu erlauben, sich zu entfernen, als Hassan ihm zuflüsterte: „o Herr, bei der Gnade des Propheten fleht dich dein Knecht an, diesen jungen Mann festzuhalten. Er ist keiner der Geringsten aus dem Stamme Almansors, und kann vielleicht für seinen Schech als Geißel dienen. Auch hat er dir heute Morgen die Unwahrheit gesagt, denn ein anderer Reitender, der diesen Abend während deiner Abwesenheit ankam, brachte neue beunruhigende Nachrichten aus Kairo, und versicherte, daß es hauptsäch-

lich jener mächtige Araberstamm sei, der als Mittelpunkt der ganzen Empörung zu betrachten sei."

Durch diese Worte seines Haushofmeisters aufs Neue beunruhigt, befahl der Emir dem jungen Manne, seinen Säbel abzugeben, was dieser auch stillschweigend that. Er übergab ihn hierauf einigen seiner Mameluken, mit dem Geheiß, ihn in ein Zelt zu bringen und genau zu bewachen.

Nach diesen Vorfällen verbrachte der Emir eine äußerst schlaflose und traurige Nacht. Welchen Beschluß hatte er am andern Morgen zu fassen? Sollte er die Karawane weiter gegen Mekka vorrücken lassen, und mußte er alsdann in den nächsten Tagen nicht befürchten, von streifenden Araberhorden, die auch schon um den Aufstand ihrer Brüder wußten ausgeplündert und vernichtet zu werden? Sollte er dagegen nach Kairo zurückkehren, so mußte er befürchten, daß sich ihm die Araberstämme, die sich auf der Seite befanden, in den Weg treten und ihn aufhalten würden? So wälzte er sich schlaflos auf seinem Lagen umher und als er beim Anbruch des Tages kaum eine halbe Stunde unruhig geschlummert hatte, wurde er von Hassan mit der Nachricht geweckt, daß sich draußen abermals ein Reitender aus Kairo befinde, der ihm neue Nachrichten mitzutheilen habe.

Der Emir ließ ihn eintreten, und der Mameluke, dem man an seiner bestaubten und zerrissenen Kleidung deutlich ansah, daß er einen langen und schnellen Ritt gemacht, verbeugte sich vor dem Emir und überreichte ihm einen Ferman des Großherrn, worin ihm dieser bei seinem Zorn befahl, augenblicklich nach Kairo zurückzukehren. Als der Emir dies gelesen, sagte der Mameluk: „Ich versichere dich, o Herr, wenn mich die Gnade des Propheten nicht beschützt hätte, würde ich nicht haben bis zu dir gelangen können, denn kaum eine starke Tagereise von hier gen Kairo lagern mächtige Araberstämme, weit auf der Wüste ausgebreitet, von denen ich, sobald sie meiner ansichtig wurden, ergriffen ward. Sie brachten mich

vor ihren Schech, und ich befürchtete schon, mein Leben zu verlieren; doch kaum hatte ich ihm deinen Namen genannt, o Herr, und daß ich zu dir geschickt sei, als er mich sogleich weiter ziehen ließ, und mir noch obendrein einige Reiter zur Bedeckung mitgab. „Bringe dem Emir el Hadsch meinen Gruß," sprach er beim Abschiede, „und sage ihm, Schech Almansor sei es, der dich zu ihm schicke, und der ihn bitten lasse, mit der Karawane nicht von der Stelle zu rücken, weder vorwärts noch rückwärts."

Der arme Emir befand sich wirklich in einer peinlichen Lage. Sollte er dem Befehl seines Herrn gehorchen und umkehren? Was konnte ihm das helfen? Denn es war nur zu gewiß, daß ihn die Araber aufhalten würden, auch war er viel zu schwach, um sich den Durchgang zu erzwingen. Der Mameluke, der die Botschaft gebracht, bat, sich entfernen zu dürfen und begab sich nach erhaltener Erlaubniß augenblicklich in's Lager.

Unterdessen war der Tag herangebrochen, und der Emir, der nichts Besseres zu thun wußte, ließ der Karawane seinen Befehl verkünden, auch heut noch einen Ruhetag zu halten. Wenn dieser Befehl gestern mit einer allgemeinen Freude war empfangen worden, so wurde er doch heute dagegen minder gut aufgenommen.

„Was will der Emir el Hadsch?" rief das unruhige Volk. „Sollen wir unsere Vorräthe hier verzehren, um am Ende der Reise Hungers zu sterben?" — „Es ist sehr schlimm," sagten die klügeren Männer, sowie die, zu deren Ohr schon die Kunde vom Ueberfalle der Araber gedrungen war, „es ist schlimm, und nicht weise gehandelt vom Emir," sagten sie; „anstatt hier liegen zu bleiben, sollte er uns eilig gen Mekka führen, denn dort könnte er in aller Ruhe den Verlauf der Dinge abwarten." Am meisten aber schrieen und lärmten die jungen und reichen Türken, die sich hier zur Unthätigkeit verdammt sahen, während sich in Kairo ihre Brüder im Kampfe gegen die Araber Lorbeeren verdienen konnten, kurz, das ganze Lager war in einer schlimmen Aufregung, und

mehr als einmal im Lauf des Tages erschienen ältere Männer aus dem Volke, um den Emir wegen seines ferneren Vorhaben zu befragen. Doch dieser machte es wie die meisten vornehmen Herrn in solchen kitzlichen Fällen und war für Niemanden zu sprechen.

So verfloß auch dieser Tag, und der Emir, dem heute mehr als je darum zu thun war, die Stimmung des Volkes zu erfahren, legte die schlechten Kleider an, die er gewöhnlich bei solchen Ausgängen zu tragen pflegten, und begab sich ins Lager zu seinem alten Freunde, den er auch wie immer mit seinen jungen Begleitern um das Feuer herumsitzen fand. Nach dem Gruße des Friedens brachte der Emir gleich das Gespräch auf die Gerüchte von den Ueberfällen der Araber, worauf der alte Mann mit leiser Stimme versicherte, er wisse bestimmt, daß sich der Emir el Hadsch in einer sehr üblen Lage befände. „Es ist eine schlimme Zeit für den Herrn," sagte er, „und ich möchte nicht in seiner Haut stecken!" O wenn er nur gute Freunde hätte, die ihm die Größe der Gefahr, in der er schwebt, so recht darstellen könnten. Denn siehst du, Herr, viele im Lager wissen wohl den Befehl des Kalifen, daß er sich mit der Karawane nach Kairo zurückbegeben soll; auch sehen die klugen Leute wohl die Unmöglichkeit ein, dem Befehl Folge zu leisten und geben dem Emir Recht, daß er ruhig bleibt, wo er ist. Andere aber, und besonders die Mehrzahl der fanatischen Derwische, schreien und toben, man müsse dem Kalifen blindlings gehorchen. Diese Letzteren sind noch obendrein aufgereizt durch jenen Mameluken, der dem Emir heute Morgen die letzte Botschaft überbracht, und der, wie ich aus sicherer Quelle weiß, auch dem Oberhaupt der Derwische einen Befehl des Kalifen zustellte, des Inhalts, daß dieser genau auf den Emir Acht haben solle, und im Fall der Letztere den Befehl des Kalifen nicht augenblicklich befolge, alle ihm gut dünkenden Schritte zu thun. Ich weiß nicht, wie unser Herr, der Emir el Hadsch, gegen den Kalifen denkt, aber man will behaupten, daß er in seinen Gezelten einen vornehmen Araber aus dem

Stamme Almansors verwahre, mit dem er in Unterhandlung stehe. Der Prophet möge ihn schützen und erleuchten, und ihn bewahren, daß er nicht in die Hände der Derwische fällt; denn nöthigen Falls würde das Oberhaupt derselben in der Karawane wohl einen Mann zu finden wissen, der mit Gift oder der seidenen Schnur umzugehen weiß."

Bei diesen Nachrichten erschrak der Emir el Hadsch so heftig, daß er erblaßte und in eine Bewegung verfiel, die den alten Mann aufmerksam machte. Auf die Frage desselben entgegnete er: „es ist wahr, das Unglück, welches unserm Herrn, dem Emir el Hadsch, bevorsteht, hat mich tief erschüttert, denn ich habe unter seinen Dienern einen Bruder, den ich zärtlich liebe, und der bei einem Unglück, das den Herrn beträfe, auch mit zu Grunde gehen würde. Sagt mir aber, was würdet ihr dem Emir für einen Rath geben, wenn ihr dazu aufgefordert würdet?"

„Das ist eine schwer zu beantwortende Frage," entgegnete der alte Mann, „indem ich nicht weiß, wie der Emir gegen den Kalifen denkt. Hat er keinen besondern Anlaß, ihn zu lieben," setzte er leiser hinzu, „so wird er es vielleicht machen wie ein großer Theil des Volkes — ihr sollt schon sehen. Er wird sich dann mit den Arabern verbinden und dem gütigen Prinzen Almansor behülflich sein, den Thron seiner Väter zu besteigen. Doch lassen wir von diesen Gesprächen ab, denn solch ein unbedachtsames Wort könnte einem den Kopf kosten. Was sollen wir uns auch in diese Sache mischen, welche die großen Herrn angeht. Wenn es euch dagegen genehm ist, will ich euch noch ein kurzes Märchen erzählen, das mir gerade eingefallen."

Die jungen Leute stimmten dem alten Manne freudig bei, und auch der Emir, der wohl fühlte, daß ihm eine augenblickliche Zerstreuung wohl Noth thäte, erklärte sich sehr bereit, zuzuhören, worauf der Alte, wie folgt, begann.

Das Zauberpferd.

„Es war einmal in der guten alten Stadt Damaskus ein Kameeltreiber, der hatte eine lange Reihe von Jahren diesem Geschäft obgelegen. Schon als Knabe war er mit den Karawanen gezogen und hatte seit der Zeit die Wüste nach allen Richtungen durchwandert. Er war sowohl in Kairo als in Stambul gewesen und hatte mancherlei Merkwürdiges und Sonderbares gesehen und erlebt. Doch wie es bei all diesen Leuten geht, die mühsam und kümmerlich ihr bischen Brod verdienen müssen, so hatten sich wohl seine Erfahrungen bereichert, aber sein Vermögen wollte nie einen rechten Aufschwung nehmen. So oft er freilich von seinen Reisen zurückkam, legte er eine kleine ersparte Summe in die Hände seines Weibes, die ihm zwei Knaben geboren hatte. Doch so einfach und ärmlich er auch lebte, er konnte nie viel erübrigen. Wenn er auch sein ganzes Leben fast nichts auf dem Leibe getragen hatte, als ein grobes Hemd und ein großes Schaffell, um sich gegen Wind und Regen zu schützen, so kam er doch eines Tages zu sterben, ohne seinen beiden Knaben — sein Weib war ihm schon vorangegangen — viel zu hinterlassen.

„Meine Söhne," sprach er in der letzten Stunde zu ihnen, „suchet euch auf eine redliche und Gott wohlgefällige Art fortzubringen. Strebt darnach, euer Glück zu verdienen und es muß euch gelingen, denn es hat mir einst ein weiser Mann auf meinen Reisen eine Prophezeiung gethan, die ich wörtlich in meinem Gedächtniß bewahrte. Alle Menschen sind nicht dazu bestimmt, glücklich zu werden, sagte der weise Mann zu mir, und du bist einer von denen, die das Glück nie erreichen können. Du wirst dein ganzes Leben in Mühe und Arbeit verbringen und wirst deine Fa-

milie ohne Aussicht zurücklassen müssen. Aber sei getrost und glaube meinem Wort, wenn ich dir sage: daß einem deiner Söhne ein großes ungeheures Glück bevorsteht. Dieser ist ein von Gott Auserwählter, und die Ehre und der Reichthum werden ihn mit ihren Gaben überschütten, ohne daß er selbst viel dabei zu thun hat. Ach, meine Kinder, die Prophezeiung, daß ich mein ganzes Leben in Dürftigkeit zubringen solle, hat sich erfüllt. Warum sollen wir also auch nicht glauben, daß die andere, die einem von euch großes Glück verspricht, ebenfalls wahr werden könne. Möge euch Gott schützen und der Prophet segnen."

Damit starb der Kameeltreiber, und seine beiden Söhne standen weinend um sein Lager und drückten ihm die Augen zu.

Nun aber war zwischen diesen beiden Söhnen ein großer Unterschied. Der eine, der ungefähr achtzehn Jahre zählte, war, was Gestalt und Gesicht anbelangt, gerade nicht schön zu nennen. Desto aufgeweckter aber schien sein Verstand und um so lebhafter seine Einbildungskraft zu sein. Er beschäftigte sich schon seit seiner frühesten Jugend mit dem Gedanken, recht viel Geld zu verdienen, und trieb zu dem Zweck allerlei kleine Geschäfte. Bald lief er in den Karawansereien herum und half für ein Geringes beim Abladen der Kameele, bald strich er durch die Bazars und wußte sich dort durch kleine Gefälligkeiten, die er den Kaufleuten erwies, etwas Geld zu erwerben. Dabei war er sparsam, legte das Erworbene sorgfältig zurück, und wenn der Vater seine beiden Söhne betrachtete, so hatte er, was die Prophezeiung anbelangt, auf diesen seine große Hoffnung gesetzt, besonders da an dem jüngeren Sohn nichts zu entdecken war, was zu dem Glauben berechtigte, daß, wenn ihm selbst das Glück mit vollem Angesicht gelächelt hätte, er im Stande sein würde, es zu verstehen, oder gar festzuhalten. Er war ein träumerischer fauler Junge, der auch wohl, wie sein Bruder, den ganzen Tag in den Karawansereien und Bazars umherging, aber ohne dort eine Hand anzulegen, oder für irgend Etwas ein leb-

haftes Interesse zu zeigen. Stunden lang konnte er sich vor das Gewölbe irgend eines Kaufmanns hinstellen, um die fremdartigen und seltenen Waaren zu betrachten, die dort ausgelegt waren, und konnte sich dabei in Gedanken vertiefen, wo diese Sachen herkämen, und wie es dort wohl aussehen möge. Auch auf den Straßen konnte er lange Zeit dem prachtvollen Aufzug irgend eines Pascha zuschauen und dabei mit offenen Augen träumen und sich einbilden, er selbst sitze auf jenem reichgeschirrten Pferde, und er wäre es, vor dem sich alle Köpfe ehrerbietig neigten.

Als nun der Vater gestorben war, sprach der ältere Bruder zu dem jüngeren: „höre mich, Ibrahim, es ist jetzt Niemand mehr da, der für uns sorgt, wo wir Essen und Kleidung hernehmen, und es ist deßhalb nöthig, daß wir uns um einen Erwerbzweig umsehen. Ich wollte mir schon durch die Welt helfen, wenn ich nur wüßte, was aus dir werden soll. Da du aber keine Lust hast, mit den Karawanen hinauszuziehen und es dir weit besser gefällt, ruhig und träumend zu sitzen, so habe ich für dich eine Stelle in einem Kaffeehaus gesucht, wo du nichts zu thun hast, als den Leuten den Kaffee darzureichen und ihnen die Pfeife zu stopfen und anzuzünden. Willst du dies Geschäft übernehmen, so folge mir."

Ibrahim willigte gern in diesen Vorschlag ein, und ging mit seinem Bruder in eins der großen Kaffeehäuser, wo er wegen seinem angenehmen Aeußern auch von dem Kaffetschi oder Kaffeewirth gleich aufgenommen wurde. Sein Bruder Ali theilte ihm etwas von seiner kleinen Baarschaft mit, umarmte ihn auf's Zärtlichste, nachdem er ihm erzählt, daß er nun mit einer Karawane in die Welt hinaus wolle, um sein Glück zu suchen.

So schieden die beiden Söhne des Kameeltreibers, und Ibrahim trat sein neues Amt an. Doch wollte es damit gar nicht recht gehen. Anstatt auf die Gäste aufmerksam zu sein und ihrem Verlangen zuvorzukommen, horchte er auf die Erzählungen der Frem=

den, betrachtete die vorüberziehenden reichen Kaufleute, indem er bei sich dachte, wie angenehm es doch sein würde, wenn er es auch einmal so weit gebracht hätte.

Der Kaffetschi verwies ihm täglich und stündlich sein träumerisches, unaufmerksames Wesen, aber es half Alles nichts. Bald schüttete er einem Gast den Kaffee auf das Kleid, bald reichte er einem Andern eine unangezündete Pfeife, oder er ließ vielleicht einem Dritten eine glühende Kohle auf den Pantoffel fallen. Kurz, sein Herr hatte nichts als Aerger und Noth mit ihm, und nachdem er ihn zum Oefteren vergeblich ermahnt und gewarnt, sagte er ihm eines Tages, es thue ihm leid, daß er ihn nicht länger behalten könne, und hieß ihn seiner Wege ziehen.

Ibrahim, anstatt hierüber betrübt oder niedergeschlagen zu sein, war vielmehr lustig und guter Dinge, und verließ das Kaffeehaus mit dem festen Vorsatz, jetzt augenblicklich ein reicher und vornehmer Mann zu werden. Mit diesem Gedanken trieb er sich in der Stadt umher, und verweilte häufig vor dem Palast des Kalifen, wo er sich die vornehmen Herren betrachtete, ihre Mienen und Geberden, sowie den Anstand, mit dem sie im Vorhof vom Pferde stiegen, und das Alles auf's Beste nachzuahmen versuchte. Das gelang ihm auch wohl, denn die Natur hatte ihn mit einem so günstigen Aussehen beschenkt, daß man ihn bei besserer Kleidung eher für den Sohn eines vornehmen Herrn, als für den Sprößling eines Kameeltreibers hätte halten können. Doch bei diesem Nichtsthun und Umherschlendern war das wenige Geld, das er besaß, bald verzehrt, und er fand es für rathsam, sich nach einem neuen Dienst umzusehen. Er suchte und fand denn auch bald eine Stelle als Reitknecht bei einem reichen Kaufmann, wo er es denn auch längere Zeit aushielt, als bei seinem früheren Herrn, dem Kaffetschi.

In seiner jetzigen Stellung hatte er nichts zu thun, als neben dem Pferd seines Herrn zu laufen, wenn dieser ausritt, oder ihm

die Pfeife nachzutragen, Geschäfte, die er denn auch zur ziemlichen Zufriedenheit vollbrachte.

Da sprach eines Tags sein Herr zu ihm, indem er ihm einen großen Beutel mit Geld einhändigte: „Ibrahim, geh auf den Pferdemarkt. Dort wirst du neben der großen Moschee einen Araber finden, der einen ausgezeichnet schönen Schimmelhengst hat, welchen ich gekauft. Sage ihm meinen Gruß und händige ihm dies Geld ein, er wird dir darauf das Pferd geben, welches du sorgfältig zu mir her geleiten sollst.“ Nach diesem Befehl ging Ibrahim mit dem Gelde fort und gelangte bald auf den Markt, wo eine große Menge guter und schlechter Pferde zum Verkaufe ausgestellt waren. Er wandelte zwischen den Verkäufern umher, die ihn für einen reichen jungen Mann hielten und ihm mit vielen Schmeicheleien ihre Pferde antrugen.

Durch diese Reden, die ihm sehr wohl gefielen, vergaß er den Befehl seines Herrn, sich so viel wie möglich zu eilen, und gelangte erst nach geraumer Zeit zur großen Moschee, wo er sich nach dem Araber mit dem Pferde, das er kaufen sollte, umsah.

Unglücklicherweise aber hatte er vergessen, daß es ein Schimmelhengst sei, den er für seinen Herrn abholen solle; und da nebenbei seine Kenntniß über die Schönheit eines Pferdes nicht sehr groß war, so wandte er sich an einen alten Türken, der auf den Treppen der großen Moschee saß und einen alten mageren Rappen am Zügel hielt, der hungrig das Gras zwischen den Steinritzen verzehrte. Aha, dachte Ibrahim, dies ist der Mann, den ich suche, und trat mit dem Gruße des Friedens näher. Der alte Türke, der ein kluges, listiges Gesicht hatte, erhob die Augen und sah gleich an dem kecken leichtsinnigen Benehmen des jungen Menschen, der einen so vollen Beutel im Gürtel trug, daß es hier nicht schwer werden würde, ein gutes Geschäft zu machen. Er stand daher rasch von seinem Sitze auf und näherte sich.

„He, Alter," sprach Ibrahim, „seid Ihr es, von dem mein Herr ein Pferd gekauft hat?"

„Ei freilich," entgegnete der Türke mit listigem Lächeln, „bringt Ihr vielleicht die Kaufsumme und wollt das Thier mit fortnehmen?"

„Ja wohl," sprach Ibrahim mit einer großthuerischen Nachlässigkeit, indem er den Beutel aus seinem Gürtel hervorzog, den der Alte sogleich mit einem gierigen Blick zu sich nahm. „Zählt nach," fuhr er fort, „es wird die richtige Summe sein in vollwichtigen Goldstücken."

Der Alte that, als sähe er in den Beutel hinein und sagte darauf schmunzelnd: „nun ja, es fehlen freilich einige Piaster, aber das macht nichts, dein Herr ist ein so guter Kunde, daß es mir auf die Kleinigkeit nicht ankommen soll. Kommt nur bald wieder, um auf solche Art von mir zu kaufen, und der Prophet wird's euch gesegnen."

Damit verschwand der Alte eilig in der Menge. Ibrahim aber schwang sich auf sein Pferd und ritt keck und stolz über den Markt dahin. Wohl hörte er die Leute neben sich flüstern und lachen, aber er hielt diese Aeußerungen des Spottes für Zeichen des Wohlwollens und der Freude und bezog sie auf sein stattliches Aussehen.

So gelangte er vor die Thüre seines Herrn, brachte das Pferd in den Hof und sagte darauf zu seinem Gebieter, daß er seinen Auftrag pünktlich erfüllt und das Pferd mitgebracht habe. Eilig ging dieser in den Hof und fragte mit freundlichem Angesicht: „nun, wo ist denn der Schimmel?"

„Der Schimmel, o Herr?" entgegnete Ibrahim fragend, „ich weiß von keinem Schimmel. Der Mann an der Moschee hat mir diesen Rappen für dich mitgegeben und ich habe nichts anderes, als dies Pferd mitgebracht."

„Aber mein Geld?“ entgegnete der Kaufmann ängstlich werdend; „aber mein Geld? Der Beutel mit den 10,000 Piastern?“

„Ei Herr,“ entgegnete Ibrahim, „befahlst du mir denn nicht, das Geld dem Mann an der Moschee einzuhändigen und das Pferd dafür mitzunehmen?“

„Bei Gott und dem Propheten!“ schrie jetzt plötzlich der Kaufmann, dem die Sache klar zu werden begann, indem er sich den Bart zerraufte, „o du ungetreuer und nachlässiger Knecht! Sprich, hast du die ganze ungeheure Summe für diese elende Mähre hingegeben?“

„Ja wohl, Herr,“ entgegnete Ibrahim kleinlaut, denn es stieg auch bei ihm eine Ahnung auf, als habe er keinen vortheilhaften Kauf gemacht, sondern sei vielmehr tüchtig betrogen worden.

Jetzt gerieth der Kaufmann in einen unbeschreiblichen Zorn. Er griff nach einem Stocke, und wollte über seinen Diener herfallen. Doch hielt er ein und besann sich eines Andern. „Nein,“ schrie er laut, „ich will meine Hand nicht an dir beschmutzen, du schlechter Diener. Nein, ich will dich vielmehr vor den Kadi bringen, der soll dich für deinen schändlichen Streich zu Tode prügeln lassen.“

Hierauf rief er einigen von seinen Sklaven, welche den armen Ibrahim in die Mitte nehmen mußten, und fort ging es mit ihm auf den großen Markt, nach dem Platze, wo der Kadi der Stadt Damaskus öffentliches Gericht hielt.

Der Kaufmann, der vermöge seines Reichthums bei diesem Beamten sehr angesehen war, wurde augenblicklich zur Klage vorgelassen und erzählte den ganzen Hergang der Geschichte, indem er dabei nicht undeutlich zu verstehen gab, daß es auch wohl möglich sei, Ibrahim habe dies elende Pferd für einige Piaster gekauft und den andern Theil der Summe unterschlagen. Der Kadi ließ sich den ganzen Verlauf der Sache erzählen und so sehr auch Ibrahim

unter Thränen bei Allem, was heilig ist, betheuerte, er habe nur aus Unachtsamkeit gefehlt, aber gewiß von dem Gelde keinen Para unterschlagen, so würde ihm dies doch wenig geholfen haben, wenn nicht zufällig ein paar andere Kaufleute erschienen wären, die dem Handel an der Moschee zugesehen hatten und dem jungen Manne bezeugten, daß er ohne zu zählen, den Beutel jenem alten Manne überreicht habe.

So unlieb auch dieser Ausspruch dem Herrn Ibrahims war; denn er hätte sich in seinem Zorn sehr darüber gefreut, wenn Ibrahim zu einer tüchtigen Gefängnißstrafe wäre verurtheilt worden, so konnte er doch nichts machen und mußte mit dem Urtheilsspruch des Kadi zufrieden sein, der dahin lautete, daß Ibrahim seinem Herrn die ganze Summe zu ersetzen habe.

Wenn er aber dies nicht im Stande sei, so dürfe ihn sein Herr auf öffentlichem Markt als Sklaven verkaufen und das Geld, was er für ihn und das Pferd bekomme, als Entschädigung ansehen.

Ibrahim wurde darauf wieder nach Hause zurückgebracht. Der Kaufmann ließ ihm seine guten Kleider ausziehen und dafür ein altes schmutziges und zerrissenes Gewand anlegen, worauf er den Zügel des Pferdes in die Hand nehmen und seinem Herrn folgen mußte.

Umsonst war sein Bitten und Flehen, ihn doch zu behalten, umsonst seine Versprechungen und Betheuerungen, er werde durch Fleiß und gutes Betragen den Schaden wieder einzubringen suchen; es half Alles nichts. Sein Herr war unerbittlich, und nicht genug, daß er ihn auf dem Sklavenmarkt an irgend einen anderen Herrn verkaufte, nein, er ließ ihn sogar auf den Trödelmarkt bringen, wo nur das lumpigste Gesindel seine Sachen einhandelt, und stellte ihn hier zum Verkauf aus.

Lange fand sich aber kein Mensch, der ein Gebot auf Mann und Pferd gethan hätte, und wenn zufälliger Weise ein gut geklei-

deter Mann über den Platz ging und nach dem Preise dieses Sklaven fragte, so forderte der Kaufmann einen so unmäßigen Preis, daß alle achselzuckend und lachend fortgingen. Kam aber irgend ein zerlumpter Kerl in ihre Nähe, so bot ihm der Kaufmann Mann und Pferd für einen Spottpreis an; denn um den armen Ibrahim empfindlich zu bestrafen, wollte er ihn in recht schlechte Hände bringen. Doch was er anfänglich verlangte, war immer noch zu viel für das Gesindel, was sich hier umher trieb. So mochte es ungefähr Abend geworden sein, als noch ein alter zerlumpter Kerl erschien, der nach dem Preise des Sklaven und des Pferdes fragte, und der Kaufmann, dem das Aussehen dieses Käufers recht passend erschien, forderte eine so niedrige Summe, daß jener zuerst glaubte, nicht recht gehört zu haben.

Als aber der Andere nicht mehr forderte, zog der Alte einen schmutzigen ledernen Beutel hervor, zählte die Summe eilig hin, und befahl alsdann dem Ibrahim, ihm zu folgen. Dieser versuchte noch einmal, den Kaufmann zum Mitleiden zu bewegen, aber umsonst. Er wandte sich lachend ab, indem er ihm sagte, er sei für solche Unachtsamkeit und Nachlässigkeit noch viel zu gelinde bestraft.

Traurig folgte der arme Sklave seinem neuen Herrn, der ihn mit sich in ein ärmliches und abgelegenes Stadtviertel führte, und dort vor einem der schlechtesten und zerfallensten Häuser hielt. Er öffnete eine kleine Thür und befahl seinem Sklaven, ihm mit dem Pferde zu folgen. Beide kamen durch einen dunkeln Gang auf einen kleinen Hof, wo sich ein schlechter Stall befand, den der Alte öffnete und wieder verschloß, nachdem Ibrahim mit dem Pferde eingetreten war. Hier in dem Stalle war es ziemlich finster und außer einem hölzernen Trog befand sich nichts in demselben. Ibrahim setzte sich auf die Erde hin und überdachte sein trauriges Schicksal. Er dachte an seinen Bruder, wo der in der Welt herumschwärmen möge, und ob er vielleicht schon sein Glück irgendwo

gemacht habe. Jedenfalls aber war er überzeugt, daß es demselben besser erginge, als ihm.

Nach einer kleinen Weile kam der Alte wieder in den Stall, warf ein Bund Stroh an den Boden hin und schüttete einige Hände voll Gerste in den Trog für das Pferd. Auch gab er seinem neuen Sklaven ein Stück hartes Brod und einen kleinen Krug Wasser zum Abendessen, wünschte ihm darauf eine gute Nacht und verschloß die Thür wieder.

Ibrahim, der den ganzen Tag nichts gegessen hatte, fühlte einen heftigen Hunger und nahm sogleich sein karges Nachtmahl zu sich, und nachdem er einen guten Schluck aus seinem Wasserkruge gethan, stand er auf und sah nach seinem Pferde, das in der Gerste umherwühlte, ohne davon zu fressen. Ibrahim glaubte, es sei vielleicht krank und nahm eine Handvoll davon, die er ihm vor das Maul hielt. Als es auch jetzt nichts davon anrührte, nahm er seinen Wasserkrug und feuchtete die Gerste ein wenig an, indem er dachte, das Futter sei dem Thier etwas zu trocken. Doch anstatt davon zu fressen, merkte Ibrahim zu seiner größten Verwunderung, daß das Pferd den Kopf schüttelte und ihn mit einem sonderbaren Blicke ansah. „Aha," dachte er, „mein armes Thier, du fühlst auch wohl, daß wir in schlechte Hände gefallen sind. Nun, wir wollen sehen, was zu machen ist und du kannst dich darauf verlassen, daß der Alte dir nichts zu Leide thun soll. Ich will schon dafür sorgen, daß du nicht so viel zu arbeiten brauchst."

Nach diesen Gedanken legte sich Ibrahim auf das Stroh nieder, und Dank seinem leichten Sinn und seiner Ermüdung, die ihm heute das lange Stehen auf dem Markte verursachte, schlief er ein, und erwachte erst, als der Tag am Himmel aufzudämmern begann. Jetzt erhob er sich wieder von seinem harten Lager und trat an den Trog hin, um zu sehen, ob das Pferd während der Nacht nichts gefressen habe. Doch wer beschreibt sein Erstaunen, als er sah, daß an der Stelle der Gerste ein ganzer Haufen Gold

lag, lauter schöne gangbare Münzen, nagelneu und glänzend, als seien sie eben erst aus der Münze des Kalifen gekommen. Stumm vor Erstaunen stand Ibrahim einen Augenblick da, und wußte nicht, was er davon zu halten habe und was hier wohl zu thun sei? Doch als er jetzt plötzlich die Schritte des Alten hörte, nahm er eilig das Geld aus dem Troge und verbarg es in einem dunkeln Winkel des Stalles. Das Pferd schaute ihm zu und nickte mit dem Kopfe, als bezeuge es seine Zufriedenheit darüber.

Der Alte trat in den Stall und nachdem er seinem Sklaven wieder ein Stück Brod gegeben hatte, befahl er ihm, das Pferd hinauszuführen. Draußen gab er ihm einen alten schlechten Sattel, sowie einen Zaum, und als der Rappe damit angeschirrt war, schickte ihn der Alte in die Stadt hinaus mit der Weisung, sich auf einem der öffentlichen Platze aufzustellen und dort zu warten, bis Jemand kommen würde, der ein Pferd zu einem Ritt durch die Stadt miethen wolle. Auch gab er ihm einen vorläufigen Preis an, wie viel er für die Stunde zu fordern habe, und entließ ihn mit der Weisung, nur ja recht viel Geld mitzubringen.

Ibrahim zog mit seinem Pferd von dannen und schlenderte langsam durch die Straßen, wobei er sich nach allen Seiten umschaute, ob nicht Jemand sein Pferd zu miethen verlange. Doch wenn auch hie und da Jemand des Weges kam, der sich nach einem Rosse umsah, so hatte man nicht so bald die armselige Gestalt des Pferdes betrachtet, als die Leute achselzuckend und lächelnd weiter gingen.

So gelangte Ibrahim an den großen Markt, auf dem Spezereien und wohlriechende Sachen aller Art verkauft werden. Hier sah und roch man alles, was nur eine Nase erfreuen konnte, vom feinsten Rosenöl bis zum geringen Aloeholz herunter, welches der Rechtgläubige des Wohlgeruchs halber auf seine Pfeife legt. An einer Ecke dieses Markts blieb das Pferd plötzlich stehen, blähte seine Nüstern auf und schien mit Begier die guten Gerüche ein-

zusaugen, die aus den Buden hervorströmten. Da es dem jungen Manne gleichviel war, wo er mit seinem Pferde stand, so blieb er hier an dem Markte halten, lehnte sich an einen Stein und sah ruhig der hin und her laufenden Menge zu.

„Ach, dachte er bei sich, als er die vielen reichen jungen Leute sah, die in prächtigen Gewändern daher ritten und gingen, „wer es doch auch so gut haben könnte!“ Und er begann wieder Luftschlösser zu bauen, wie er es immer zu thun pflegte. Anfänglich wollte er sich mit einem Pferd und einem Anzuge begnügen, bald aber mußten es mehrere sein, und nach Verlauf einer Viertelstunde, in der er fortgeträumt hatte, sah er sich schon als Pascha von drei Roßschweifen, wie er über unzählige Sklaven und einen ganzen Marstall gebot. Es wollte indessen immer Niemand kommen, der zu seinem Pferde Lust getragen hätte, was dem jungen Manne eigentlich ganz recht war; denn er stand lieber müßig da und hing seinen Träumereien nach. Jetzt dachte er auch mit Entzücken an all das Geld, das er zu Haus im Stalle verscharrt hatte, und was damit wohl zu machen sei. Wenn er auch anfänglich bei sich überlegte, auf welche Art er es am besten für sich verwenden könne, so sprach doch seine Ehrlichkeit dagegen, und rief ihm zu: „all das Gold gehöre von Rechts wegen dem Herrn des Pferdes und er dürfe es ihm nicht vorenthalten.“

Nach langem Ueberlegen, wie er sich des einmal gefundenen Glücks bedienen könne, ohne seinem Herrn Schaden zu thun, fiel ihm plötzlich ein Ausweg ein, den er auch gleich am Abend desselben Tags, als er mit leeren Händen zu dem Manne zurück kam, einschlug. Er klopfte leise an die Thür der Hütte und machte, als ihm der alte Mann öffnete, ein sehr verdrießliches und niedergeschlagenes Gesicht. „Ach, Herr,“ sagte er darauf, „du hast an mir und dem Pferde einen schlechten Handel gemacht. Ich stand den ganzen Tag an dem belebtesten Theile der Stadt, an dem Gewürzmarkte, und wenn auch viele Leute vorbeikamen, die sich nach

Reitpferden umsahen, so hatte ich das meinige gut anbieten, kein Mensch wollte es nehmen. Seht die Mähre, riefen sie, was ist das für ein Thier? Der Prophet möge uns schützen. So sagten Alle und gingen lachend bei mir vorbei."

Der alte Mann, der gehofft hatte, das Pferd würde ihm eine reiche Erwerbsquelle sein, sah sich unangenehm getäuscht und murmelte einen tüchtigen Fluch zwischen seinen Zähnen.

„Nun, nun," sagte er darauf, „wer weiß, es wird morgen besser gehen. Wir wollen es morgen wieder versuchen."

Aber es ging morgen nicht besser. Ibrahim stand den ganzen Tag vergeblich an dem Gewürzmarkte, und wenn er auch am Abende, als ihm der Alte die Thür wieder aufmachte, mit Freude strahlendem Gesichte eintrat, so geschah dies nur, weil es zur Vollendung seines Planes, seine Freiheit wieder zu erlangen, nöthig war, denn seine Taschen waren leer wie gestern.

„Ach, Herr," sagte er, „wenn ich abermals mit leeren Händen zu dir komme, so bringe ich dir doch eine Hoffnung mit, daß du die Summe, die du für mich und das Pferd ausgegeben, doppelt wieder erlangen kannst. Es ist nämlich heute mit einer leeren Karawane ein Verwandter meines Vaters zurückgekommen, den ich von meinem traurigen Schicksal in Kenntniß setzte. Da ihn nun der Prophet auf seinen Reisen mit Glück gesegnet hat, so will er mir eine Wohlthat erzeigen und bittet dich deßhalb, o Herr, die Summe anzugeben, die du für mich und das Pferd verlangst."

Der arme Mann machte bei diesen Worten ein freundliches Gesicht, und sagte seinem Diener, er wolle sich bis morgen darüber bedenken.

Ibrahim ging in seinen Stall zurück, und schlief zufrieden bis an den hellen Morgen, wo er abermals wie auch gestern und vorgestern eine Menge Goldstücke in dem Trog fand. Er scharrte sie alle zusammen, und verbarg sie sorgfältig in seinem Gürtel.

Als ihm der Alte die Thür öffnete, nannte er ihm eine Summe,

für welche er ihm die Freiheit geben wolle, die allerdings sehr groß war, die ihm aber Ibrahim, da sie seinen Schatz nicht überstieg, im Herzen mit Freuden bewilligte. Doch nahm er eine betrübte Miene an, und sagte zu dem Alten: „du verlangst viel von mir, o Herr, und ich fürchte fast, ob mein Verwandter eine solche Summe bestreiten kann.“ Damit ging er mit dem Pferde fort, um, wie er sagte, seinen Vetter aufzusuchen. Anstatt aber wie gestern, sich an dem Gewürzmarkt aufzustellen, ging er in ein anderes sehr entlegenes Stadtviertel und miethete dort einen kleinen Stall, in welchem er seinen Rappen einstellte. Darauf kehrte er eilig zu seinem alten Herrn zurück und sagte ihm mit freudiger Miene, daß sein Verwandter freilich die verlangte Summe etwas stark gefunden habe, sie aber dennoch für seine Freiheit geopfert. Der Alte strich schmunzelnd die Goldstücke ein und wünschte dem jungen Mann Glück und Gesundheit.

Ibrahim hatte am Tage, wo er frei geworden war, nicht sobald das Gold, was er wieder in der Krippe fand, zusammengescharrt, als er eilig auf den Kleiderbazar ging, sich seines alten schlechten Gewandes entledigte und einen seidenen Kaftan, weite golddurchwirkte Hosen und einen schneeweißen Turban kaufte. Darauf ging er in eine Barbierstube, ließ sich den Kopf sorgfältig scheeren und in Ordnung bringen und sah nunmehr so stattlich aus, daß man ihn für den Sohn eines mächtigen Paschas hätte halten können.

Als er in seinen Stall zu seinem getreuen Rappen zurückkehrte, sah ihn dieser an, und es war, als freue sich das Pferd über den neuen stattlichen Anzug seines Herrn nicht besonders, denn es schüttelte den Kopf und stampfte unwillig mit dem Fuße. Auch versuchte es, so oft Ibrahim in den Stall kam, durch allerhand Bewegungen bemerklich zu machen, daß es gern hinaus ins Freie möge. Doch wollte der junge Mann diese Bewegungen nicht verstehen. „Ei,“ dachte er in seinem Leichtsinn, „ich werde jetzt doch

nicht die Stadt verlassen sollen, nachdem ich Geld genug habe, um glänzend und prächtig leben zu können. Ich will anfangen, um mich für die frühere Zeit, die ich in der Armuth verlebte, zu entschädigen."

Das that er denn auch, so viel in seinen Kräften lag. Er kaufte sich ein paar schöne Pferde, nahm Diener an und miethete ein schönes Haus. Bald begannen die Leute von dem Reichthum des unbekannten jungen Mannes zu sprechen.

So standen die Sachen, als eines Tages der Kaufmann, welcher Ibrahim an jenen alten Mann verkauft hatte, diesen Letzteren zufällig auf der Straße traf. Der Alte sah weit besser aus, als das erste Mal, als er den Handel mit ihm abgeschlossen; er hatte sich bessere Kleider angeschafft und überhaupt ein stattliches Ansehen gewonnen, weßhalb der Kaufmann bei ihm stehen blieb und lächelnd zu ihm sagte: „ei, ei, mein Alter, siehst du, ich habe dir wahrscheinlich einen tüchtigen Sklaven verschafft, der dir viel Geld einbringt. Wie undankbar, daß du nicht einmal zu mir gekommen bist, um mir ein gutes Wort dafür zu sagen, und mich zu benachrichtigen, wie sich jener junge Mensch aufführt."

„Freilich," entgegnete der Andere, „habe ich durch jenen Sklaven viel Geld verdient; doch nicht auf die Art, wie Ihr wohl glaubt. Er war nur wenige Tage bei mir, als ihn ein Verwandter, der mit einer Karawane zurückkam, für eine gute Summe von mir losgekauft hat, für eine wackere Summe versichere ich Euch, die er mir in blanken Goldstücken ausbezahlt hat."

„Was, Ihr sagt, in blanken Goldstücken!" antwortete der Kaufmann, plötzlich nachdenkend werdend. „Habt Ihr nicht zufällig eine von diesen Münzsorten bei Euch?"

Der Alte griff statt der Antwort in den Gürtel und holte zwei von den Goldstücken heraus, die ihm Ibrahim gegeben, und bei dessen Anblick der Kaufmann plötzlich ausrief: „beim Barte des Propheten, seht doch den Spitzbuben! das sind von denselben Gold-

stücken, mit denen ich ihn auf den Markt geschickt habe, und die er mir also dennoch entwendet hat."

Darauf erzählte er in aller Kürze dem Alten, wie sich die Sache verhalte und Beide gingen auch eilig zum Kadi hin, um gegen den jungen Mann einen Verhaftsbefehl auszuwirken, den er alsbald einigen Soldaten des Kadi übergab, um ihn in Kraft zu setzen, wenn Ibrahim noch in der Stadt sei.

Dieser machte aber in seinem Leichtsinn gar keinen Hehl aus seiner Anwesenheit und es wäre ihm nicht eingefallen, daß er Ursache hätte, sich zu verbergen, vielmehr lebte er nach wie vor auf einem großen Fuße und gab täglich das Geld aus, was er des Morgens in der Krippe seines Rappen fand. Auch lag er fast den ganzen Tag in den Kaffeehäusern oder lief in den Bazars umher, weßhalb es denn auch nicht lange dauerte, bis ihn die Leute des Kadi entdeckt hatten, und sie nahmen ihn zur großen Verwunderung der Leute auf öffentlichem Markte als einen Betrüger gefangen.

Man kann sich leicht denken, wie unangenehm seine Ueberraschung war, als er vom Pferde gerissen und vor den Kadi geschleppt wurde, wo er nicht wenig erstaunt war, seine beiden Herren zu finden.

„Ja, er ist es," rief der Kaufmann bei seinem Anblick freudig aus. „Ja, er ist es, o Herr, ich schwöre, daß es mein Diener Ibrahim ist, der mir jenen Beutel mit Goldstücken entwendet hat."

Ibrahim stand bei dieser neuen Anklage bestürzt da, und wußte nicht, was er zur Antwort geben sollte.

„Warst du es," fuhr ihn der Kadi an, „der bei diesem Herrn als Reitknecht diente, der von ihm mit einem Beutel voll Goldstücken auf den Markt geschickt wurde, um ein kostbares Pferd zu erhandeln, und der dafür einen schlechten mageren Rappen mit nach Hause brachte, der vorgeblich diese ganze große Summe gekostet haben soll?"

„Ja, Herr, das war ich," entgegnete Ibrahim, „aber beim

Augenlichte des Propheten schwöre ich, daß jene ganze Summe" — „Schweig," fuhr der Kadi fort, „und antworte auf meine Fragen. Darauf hat dich der Kaufmann diesem alten Manne verkauft, bei welchem du zwei Tage bliebest, und ihm alsdann versichertest, einen Verwandten gefunden zu haben, der dich loskaufen wolle. Nenne mir deinen Verwandten und sage, wo er zu finden ist?"

Natürlicherweise konnte der arme junge Mensch diesen Vetter nicht nennen, und da in der ganzen großen Stadt Damaskus keine lebende Seele war, die ihn kannte, so war er auch nicht im Stande, einen andern Menschen anzugeben, der ihm durch sein Zeugniß hätte helfen können. Doch gewann hierdurch die Anklage des Kaufmanns an Glaubwürdigkeit und als der Kadi einige Male vergeblich nach dem Namen dieses Vetters gefragt, zeigte er ihm die Goldstücke vor, die der Alte bei sich hatte, und fragte ihn, ob er sie für dieselben erkenne, die er jenem für seine Freiheit bezahlt.

Da Ibrahim dies nicht leugnen konnte, so mochte er seine Unschuld so viel wie möglich betheuern, es war Alles vergebens. Der Kadi verurtheilte ihn zu einer großen Anzahl von Hieben auf die Fußsohlen und zu vielen Jahren Gefängniß, im Fall es ihm nicht möglich sei, glaubwürdige Männer zu bringen, die ihm bezeugen können, daß er das Geld auf rechtmäßige Weise erworben.

Was sollte Ibrahim nun machen? So fest er sich anfänglich vorgenommen hatte, nichts von dem Geheimnisse seines Pferdes zu sagen, so sah er doch jetzt wohl ein, daß dies das einzige Mittel wäre, sich vor einer schmählichen Strafe zu bewahren, worauf er dann nach einiger Ueberlegung dem Kadi, sowie den beiden andern Männern die ganze Wahrheit erzählte, wie er zu jenem Geld gekommen. Erstaunt aber ungläubig hörten sie ihn an und schüttelten die Köpfe, denn wenn auch in damaliger Zeit ein solches Wunder nichts Seltenes war, so glaubte der Kadi doch viel eher, Ibrahim habe es ersonnen, um sich zu retten. Doch als er mit thränenden Augen die Wahrheit seiner Aussage beschwor, entschied

der Richter dahin, Ibrahim soll während der kommenden Nacht zu seinem Rappen in den Stall eingesperrt und strenge bewacht werden. Alsdann könne man sich am nächsten Morgen leicht davon überzeugen, ob er die Unwahrheit gesagt.

Mit Freuden nahm Ibrahim diesen Ausspruch an und wurde auf Befehl des Kadi sogleich zu seinem Rappen in den Stall gebracht, und dort von einigen Dienern der Gerechtigkeit auf's Sorgfältigste bewacht. Freudig athmete er hier wieder auf und sah sich im Geiste schon wieder in Freiheit gesetzt. Er war lustig und guter Dinge und die einzige Bekümmerniß, die ihn zuweilen anwandelte, war nur die Furcht, man möge ihm am andern Tage, beim Anblick des vielen Goldes, sein kostbares Pferd nehmen.

So kam die Nacht heran und Ibrahim warf sich auf sein Strohlager, wo er alsbald in einen festen Schlaf verfiel. Da träumte ihm, daß das Pferd seinen Kopf zu ihm niedersenkte und leise anfing zu reden. „Unbesonnener junger Mensch!“ schien es zu ihm zu sprechen, „dein Leichtsinn ist Schuld, daß sich das Glück, welches dich verfolgt, beständig in Unglück umwandelt. Warum hast du nicht die Stadt verlassen und etwas gethan, um dich der Gaben würdig zu machen, die du empfangen? Glaube mir, der Müßige und Unbesonnene kann nie das Glück an sich fesseln. Wehe über dich.“ So träumte Ibrahim und wälzte sich unruhig auf dem Stroh umher. Doch als der Tag endlich anbrach, erwachte er heiter und guter Dinge, und sprang auf, um das Gold aus der Krippe zu nehmen. Doch wer beschreibt seinen Schrecken, als die Gerste unangerührt wie gestern in dem Troge lag, ohne daß nur die Spur eines Goldstücks darunter gewesen wäre. Im ersten Augenblicke stand Ibrahim regungslos da, dann aber wühlte er verzweiflungsvoll in der Krippe umher, suchte unter derselben, warf sein Strohlager auseinander, aber umsonst, es war nichts zu finden. Laut jammernd zerriß er seine Kleider und schrie in seinem Schmerze so laut, daß die Wachen eilig herbeistürzten, indem sie

glaubten, es sei ihm ein Unglück widerfahren. Doch als sie sahen, wie sich die Sache verhielt, zuckten sie die Achseln und rissen den jungen Mann erbarmungslos von seinem Lager auf, und brachten ihn auf's Neue vor den Kadi.

Dieser gerieth über die Lüge Ibrahims in einen heftigen Zorn, schalt ihn einen abgefeimten Betrüger und befahl, man solle ihn augenblicklich in's Gefängniß abführen.

Das Roß aber, welches seines schlechten Aussehens halber Niemand annehmen wollte, wurde vor die Stadt gebracht, und man ließ es laufen, wohin es ihm beliebte.

In einen tiefen sumpfigen Thurm hatte man den unglücklichen jungen Mann geworfen, und als er sich hier allein befand, dachte er über sein vergangenes Leben nach, und über den letzten schrecklichsten Tag, der ihn von der Höhe des Glücks so tief hinabgestürzt hatte. Dabei fiel ihm auch der Traum ein, den er in der vergangenen Nacht gehabt und er gestand sich selbst, daß seine Unbesonnenheit und sein Leichtsinn grenzenlos und unerlaubt sei. Ach, dachte er, wenn mir das Glück noch einmal lächeln sollte, ich würde es ganz anders benutzen. Wie undankbar bin ich nicht gegen meinen Wohlthäter, das arme Pferd gewesen, indem ich ihm nicht gefolgt, als es durch seine Bewegungen den Wunsch aussprach, seinen Stall und wahrscheinlich die Stadt zu verlassen. O wär' ich ihm doch gefolgt. Ich wäre jetzt wahrscheinlich ein freier und glücklicher Mensch. Doch schien seine Reue zu spät zu sein und sein Kerker war und blieb verschlossen. Er wand sich in Kummer und Betrübniß auf seinem Lager umher und da er von den Vorfällen des Tages an Leib und Seele erschöpft war, kam alsbald der mitleidige Schlaf und schloß ihm die Augen.

In der Mitte der Nacht wurde er plötzlich durch ein Geräusch geweckt, und es schien ihm, als wenn eine Maus an seinem Kopfe im Stroh umher raschelte. Er öffnete die Augen und sah verdrießlich um sich her. Doch wie ward ihm plötzlich, als er die-

selbe Stimme wie in der vergangenen Nacht vernahm, welche zu ihm sprach: „noch einmal kehrt das Glück zu dir zurück, doch sei diesmal weiser und folge mir.“

Erstaunt und erfreut blickte er auf und sah wirklich eine Maus, aus deren Munde die Worte zu kommen schienen. Rasch sprang er auf und folgte dem Thierchen, das in eine Ecke des Gefängnisses lief, wo ein starkes Eisengitter eine große Oeffnung verdeckte. Kaum berührte die Maus dasselbe, so öffnete es sich und Ibrahim säumte nicht, eilig hindurchzuschlüpfen. Glücklich befand er sich nun im Freien und sah, daß er an einem tiefen Graben war, der das Gefängniß umgab. Auf der andern Seite kletterte die Maus empor, er folgte ihr eilig und befand sich alsbald auf der freien Straße. Hier sah er, daß das Thier plötzlich verschwunden war, aber wer beschreibt seine Freude, als er dagegen sein altes Pferd erblickte, das ihm leise entgegen wieherte. Er säumte keinen Augenblick, sich auf den Rücken desselben zu schwingen und alsbald jagte das treue Roß mit ihm von dannen.

Unaufhaltsam lief es mit ihm durch die langen Gassen von Damaskus; wo sich eines der Thore befand, die in der Nacht geschlossen werden und die Straße versperren, öffnete es sich selbst und ließ den Reiter hindurch. So gelangten sie in wenig Augenblicken vor die Stadt und nach kurzer Zeit in den Sand der Wüste, die nicht weit vor den Thoren von Damaskus anfängt und sich in unendlicher Weite gen Osten ausbreitet. Bald stieg der Tag empor und ohne Aufhören jagte das Roß mit einer unglaublichen Schnelligkeit von dannen. Ibrahim, der sehr erfreut war, seinem Gefängnisse so glücklich entronnen zu sein, war doch nicht wenig erstaunt, und es befremdete ihn, daß das Pferd in die Wüste hinausjagte, und er dachte schon darüber nach, was wohl den Abend, ganz ohne Lebensmittel, wie sie waren, zu machen sei. Doch war er zu sehr von der Klugheit des Pferdes überzeugt, als daß sich ernstliche Besorgnisse seiner hätten bemächtigen können.

So ritt er dahin den ganzen Tag und als die Sonne am Himmel hinabzusinken begann, quälte ihn der Durst heftig und er sah sich begierig nach einer Quelle um. Doch es war, als wenn das Pferd seinen Wunsch ahnete, denn es wandte sich alsbald nach einer andern Seite hin und in kurzer Zeit sah der junge Mann einen kleinen, mit Stein eingefaßten Brunnen vor sich, an dem er seinen Durst löschte. Wunderbar erfrischte ihn das Wasser und er fühlte seinen Körper von einer ungewöhnlichen Kraft durchdrungen, es regte sich eine Sehnsucht in ihm, ein unbekanntes Gefühl, etwas zu erreichen, was aber noch weit, weit von ihm lag. Er bestieg sein Roß wieder und ritt mit erneuerter Schnelligkeit dahin. Gegen Abend sah er fern am Horizont Gegenstände auftauchen, die er für eine große Stadt hielt, bei deren Anblick sein Herz heftiger schlug, wobei ihm eine innere Stimme zu sagen schien, er finde dort, was er suche. Als er aber näher kam, sah er zu seinem größten Erstaunen, daß das, was er vorhin für eine Stadt gehalten, nichts anders als eine Menge seltsam geformter Felsen war, die aber auch in der Nähe sonderbarer Weise kleinen und großen Häusern glichen.

Es trennte ihn noch eine kleine Anhöhe davon, und als er diese erstiegen, sah er von oben herab, wie die ganze Ebene vor ihm mit solch seltsam geformten Felsen bedeckt war.

Zu seinen Füßen sah er andere Steine in großer Menge, die das Ansehen von Zelten hatten; es war ein eigener Anblick, und wenn nicht an diesen grauen Massen die Oeffnungen für die Fenster und Thüren gefehlt hätten und wenn nicht Alles todtenstill gewesen wäre, hätte man glauben können, es sei wirklich eine Stadt von Menschen bewohnt, die sich ihre Wohnungen aus dem Fels gehauen.

Das Pferd wieherte beim Anblick dieses Thales laut und freudig und lenkte in eine der Gassen hinein, die sich vor den Blicken Ibrahims öffnete. Seltsam klang hier der Hufschlag des

Pferdes und der Jüngling schaute betroffen um sich her, denn es war ihm gerade, als müsse jetzt hinter einem dieser Felsstücke Jemand hervortreten, der nach seinem Begehren fragte. Doch Alles blieb still wie zuvor. Schon hatte Ibrahim eine Menge langer Gassen durchritten und das Pferd lenkte jetzt auf einen Platz, an dessen Ende sich ein mächtiger und großer Fels erhob, der in seiner äußern Gestalt einer mächtigen Königsburg glich. Da waren kolossale Thürme und breite Treppen, hohe Bogengänge mit schlanken Säulen, ausgedehnte Gebäude, aber Alles schien von der Natur selbst hervorgebracht zu sein, denn wenn man diese Werke sah, so schien es fast unmöglich, daß Menschenhände so etwas hervorbringen können.

An einer der großen Treppen dieser Burg hielt das Pferd und da es dem jungen Mann schien, als sei er hier am Ziel seiner Reise angelangt, so stieg er ab, ohne zu wissen, was nun zu beginnen sei. Da aber die Nacht schon mächtig hereingebrochen war, er sich auch von dem langen Ritt etwas ermüdet fühlte, so folgte er dem Beispiel des Pferdes, das sich auf den Boden niedergestreckt hatte, und legte sich unter eine der Treppen, wo er alsbald in einen tiefen Schlaf versank.

Am andern Morgen, als kaum der erste Strahl des Tages die Felsen beleuchtete, wurde Ibrahim durch das Wiehern seines Pferdes erweckt, rieb sich die Augen und als er ebenso wie gestern um sich die seltsamen Steingebäude erblickte, war er versucht, Alles anfänglich für einen Traum zu halten. Doch bald überzeugte er sich, daß er wache und Alles wirklich sehe. Er sprang empor und folgte dem Pferde, welches langsamen Schrittes und oft nach ihm umschauend, die Mauern der Burg entlang wandelte. Endlich blieb es vor einem kleinen Bogen stehen, und der Jüngling bemerkte mit Erstaunen eine schmale Treppe, die ungemein steil an der Wand empor führte. Hier blieb das Pferd stehen und sah auf, was Ibrahim alsbald für ein Zeichen nahm, daß es ihn

bitte, einen Versuch zu machen, da hinauf zu klettern. Rasch war er hierzu entschlossen und stieg die schmale Treppe empor. Doch war's, als wollte dieselbe fast kein Ende nehmen. In allen möglichen Wendungen führte sie über Thürme und Bogengänge hinweg, und oftmals blieb der junge Mann stehen, um rückwärts schauend die Felsenstadt zu übersehen, die todt und stille zu seinen Füßen ausgebreitet lag.

Jetzt führte die Treppe vor eine schmale Pforte, durch welche Ibrahim in ein gewölbtes Gemach trat, in dessen Mitte sich ein viereckiger Stein erhob, auf welchem der junge Mann zu seinem größten Erstaunen ein mächtiges Schwert liegen sah. Wenn es ihm auch nicht in den Sinn kam, daß er stark genug sei, dies Schwert zu schwingen, so trieb ihn doch die Neugierde, den Griff mit der Hand anzufassen. Er zog die Klinge aus der Scheide und als er sie empor hob und ihr Funkeln und Leuchten sah, schien das Schwert ganz für seine Größe zu passen, und es war ihm, als habe er es von jeher geführt.

Nachdem er sich eine Zeit lang in dem Gemache vergeblich umgeschaut, um sonst noch vielleicht etwas zu entdecken, suchte er einen Ausgang, um seinen Weg fortzusetzen. Bald fand er auch die Treppe wieder, und als er auf ihr das Gemach verließ, sah er, daß er sich auf einem der höchsten Thürme der Burg befand, auf dessen Spitze die Treppe führte. Wer beschreibt aber sein Erstaunen, als er auf die Zinne dieses Thurmes gelangt war und dort einen Adler erblickte, der aber ebenso wie alle Gebäude in Stein ausgehauen zu sein schien. An einem seiner Fänge befand sich eine goldene Kette, die mit ihrem anderen Ende an die Mauer des Thurmes befestigt war. Ibrahim ging mehrere Male um den Adler herum, und je öfter er ihn betrachtete, je seltsamer schien ihm der gefesselte Vogel. Auf dem Kopfe trug derselbe eine große goldene Krone, und in seinen Fängen hielt er Reichsapfel und Scepter.

„Das arme Thier!“ dachte Ibrahim bei sich; „warum mag

es wohl mit dieser goldenen Kette festgeschlossen sein!“ Obgleich der Adler nur von Stein war, schien ihm dies sehr unpassend, und es kam ihm plötzlich die Idee, die goldene Kette zu lösen und die Figur des Adlers von diesem lästigen Schmucke zu befreien. Er faßte sie an, und versuchte, sie aus dem Gemäuer herauszuziehen, aber vergebens: sie schien mit dem Stein zusammengewachsen. Auch von dem Fänger des Adlers wollte sie sich nicht abstreifen lassen, weßhalb der Jüngling nach vielen vergeblichen Bemühungen, kurz entschlossen, sein Schwert zur Hand nahm und mit einem gewaltigen Hieb die Kette löste.

Kaum war dies aber geschehen, so hob der Adler seinen Kopf empor, schlug mit den Flügeln und schwang sich langsam in die Luft. Ueberrascht blickte ihm der Jüngling nach, doch sein Erstaunen vergrößerte sich, als der Adler jetzt hoch in den Lüften das Scepter, sowie den Reichsapfel in seine Hand fallen ließ, und darauf durch eine Bewegung seines Kopfes ebenfalls die Krone herabwarf, die genau auf das Haupt des jungen Mannes fiel und da sitzen blieb.

Noch war dieser nicht zu sich selber gekommen, als er von unten herauf aus der vor wenigen Augenblicken noch so stillen Felsenstadt ein lautes Getümmel vernahm. Er blickte von der Zinne des Thurmes hinab und sah, wie sich plötzlich an den Häusern Fenster und Thüren öffneten und festlich geschmückte Menschen zum Vorschein kamen.

In den Straßen und besonders auf dem Platz vor der Burg wimmelte es bunt durch einander und alle Köpfe richteten sich empor und sahen nach der Spitze des Thurmes, wo Ibrahim stand, so daß er verlegen zurücktrat und nicht wußte, was er davon denken sollte. Draußen vor der Stadt, auf dem Felde, wo er die Steine erblickt hatte, die wie Zelte aussahen, erhob sich ein lautes kriegerisches Getümmel. Da öffneten sich die Vorhänge der Leinwandhäuser und glänzende gewappnete Krieger traten heraus, um sich auf die Pferde zu schwingen, die alsbald, wie aus dem Boden

hervorgestiegen, erschienen waren. Es strahlte und glänzte dort durcheinander, daß einem die Augen fast erblindeten, und lustige Musik erscholl, Trompetenwirbel und Hörnerklang.

Ibrahim schüttelte den Kopf und fuhr mit der Hand über die Augen, denn es war ihm, als habe er einen seltsamen Traum. Er besah Scepter und Reichsapfel in seinen Händen und befühlte die Krone auf seinem Haupte, aber Alles war und blieb wirklich da, schwer mit Gold und reich mit Steinen besetzt, eines mächtigen Königs würdig.

Immer mehr Volk wälzte sich auf den Platz heran, wo die Burg stand, und ihr freudiges Geschrei, ihr Plaudern und Jauchzen durch einander klang wie das Brausen des Meeres, wenn es die felsigen Ufer bespült.

Nachdem Ibrahim allem diesem noch einige Minuten zugehört und zugeschaut, stieg er die schmale Treppe wieder hinab und gelangte bald in das Gemach, aus dem er vorhin das Schwert mitgenommen. Doch war es nicht mehr leer, wie vor kurzer Zeit sondern es befand sich hier eine Versammlung alter ehrwürdiger Männer mit weißen Bärten, die sich tief vor ihm verneigten und, die Worte sprachen: „Gott und der Prophet möge unsern neuen König segnen und ihm eine lange glückliche Regierung schenken."

Der Jüngling, der nicht wußte, was dies alles zu bedeuten hatte, schaute die Männer fragend an, worauf einer vortrat und zu ihm sprach: „Ehr' und Preis sei dir, o Herr und König, und Dank dem Propheten, daß er dich auswählte, um über diese Stadt und dieses Land zu regieren. Du hast den Zauber gelöst, der auf uns ruhte und sollst fortan unser Herrscher sein. Folge mir, o König, um dich deinem Volke zu zeigen, das dich mit Sehnsucht erwartet."

Ibrahim folgte dem Greise, der würdevoll voranschritt und durch eine andere Thür, die sich jetzt in dem Gemach zeigte, in hohe prachtvolle Säle des nun entzauberten Schlosses trat. Sie wandelten durch eine lange Reihe derselben, von denen einer immer

reicher und schöner ausgeschmückt war, als der andere, und traten endlich auf eine große Altane hinaus, wo das Volk, seinen neuen König kaum gewahr werdend, ihn mit einem tausendfachen Lebehoch empfing, und in dies donnernde Geschrei mischte sich der Klang der aufgestellten Musikchöre.

So war denn aus Ibrahim, dem Sohne des alten Kameeltreibers, ein reicher mächtiger König geworden, und er regierte lange Jahre in Glück und Freude. Sein Bruder, der mit der Karawane hinausgezogen war, hatte sich ein kleines Vermögen erworben und glaubte darnach, er sei es, an dem die Prophezeiung, er werde ein großes Glück machen, in Erfüllung gegangen. Doch wie wunderte er sich, als er später seinen Bruder wiederfand, und ihn dieser auf dem Königsstuhle sitzend, mit der Krone auf dem Haupte empfing! Beide lebten darauf noch lange Jahre vergnügt mit einander.

„Und hiermit," schloß der alte Mann, „ist mein Märchen zu Ende." Er stieß die Asche in seiner Pfeife zusammen und sah seine Zuhörer an, die aufmerksam seiner Erzählung gelauscht hatten.

„Aber das Märchen kann noch nicht ganz zu Ende sein," nahm darauf der Emir el Hadsch das Wort; „denn was ist eigentlich aus dem Zauberpferde geworden, das ja anfänglich eine zu große Rolle spielte, als daß es so plötzlich verschwinden könnte."

„Ei," entgegnete der alte Mann, „das hätte ich fast vergessen. Ihr könnt euch denken, daß sich der junge König gleich nach dem Schicksal seines treuen Rosses erkundigte. Doch in der That, es war nirgends mehr zu finden. Als er darauf die Weisen seines Landes zusammenberief, waren sie einstimmig der Meinung, das Pferd sei der Genius ihres Königs gewesen, der ihn dem Willen des Propheten gemäß zu seinem Glücke geführt. Da ich nichts Besseres darüber zu sagen weiß," schloß der Alte seine Rede, „so müßt ihr schon mit dieser Auslegung zufrieden sein."

Die Erzählung des alten Mannes hatte für eine kurze Zeit die trüben Gedanken verscheucht, welche das Herz des Emir el Hadsch

erfüllten, doch als er jetzt von dem Feuer aufstand und allein seinen Zelten zuschritt, war er trauriger als je gestimmt, denn er konnte nicht absehen, wie das Gewitter, welches sich über seinem Haupte zusammenzog, abzuleiten sei. Es herrschte heute Nacht nicht wie sonst zu so später Zeit eine allgemeine Ruhe und Stille in dem Lager, sondern die meisten der Feuer braunten noch, und fast überall sah man, daß die Leute in den Zelten noch wachten, und eifrig zusammensprachen. Die Kunde von dem Ueberfall der Araber hatte sich mit Blitzesschnelle durch das ganze Lager verbreitet und erregte die mannigfaltigsten Bewegungen. Hier war es Hoffnung auf eine bessere Zeit, welche diesen und jenen antrieb, sich für die Zukunft die glänzendsten Luftschlösser zu bauen. Dort hielt die Furcht die Leute zusammen, und sie erzählten sich von dem Unheil, das durch einen dauernden Krieg mit den Arabern herbeigeführt würde. Am lebhaftesten und unruhigsten ging es aber heute Nacht in den Zelten der Derwische zu, und besonders in dem ihres Oberhauptes, der sich mit einigen seiner Untergebenen berathschlagte, was in dieser drohenden Gefahr zu thun sei; denn wie der alte Mann am Feuer heut Abend erzählt, hatte ihm jener Mameluk, der auch dem Emir den Befehl des Kalifen, augenblicklich zurückzukehren, überbracht, heimlich einen Ferman überreicht, worin ihm befohlen wurde, alle Schritte des Emirs zu bewachen, und im Fall derselbe nicht augenblicklich gehorche, zu den äußersten Mitteln zu greifen, und ihn gefangen zu nehmen, oder im Nothfalle sogar zu tödten.

Ueber diesen Ferman berathschlagte sich das Oberhaupt der Derwische und dieser, der einen unersättlichen Ehrgeiz besaß, und gern das Komando der Karawane an sich gerissen hätte, setzte seinen Untergebenen gerade in einer langen Rede auseinander, wie nothwendig es sei, den Emir noch in dieser Nacht von seinem Posten zu entfernen, da er keine Miene mache, die Karawane zurückzuführen. „Der Prophet sei mein Zeuge,“ sprach der Imam,

„es sind die augenscheinlichsten Beweise da, daß der Emir auf Verrath gegen unsern Herrn, den Kalifen, sinnt. Hat mir doch der eigene Haushofmeister und Leibdiener desselben, der Neger Hassan, die Mittheilung gemacht, daß er einen vornehmen Araber von dem Stamme Almansor, unsers mächtigsten Feindes, bei sich verborgen hält. Warum sollten wir also zögern, um einen Mann unschädlich zu machen, der uns in das Verderben führen wird. Ich stimme für seine Gefangenschaft oder seinen Tod."

„Und auch wir," sagten die anderen Derwische. „Gefangenschaft oder Tod!"

In diesem Augenblick öffnete sich langsam der Vorhang des Zeltes und das schwarze Gesicht des Negers Hassan blickte herein. Er verbeugte sich tief vor dem Imam und sprach dann hastig aber mit leiser Stimme: „verzeih mir, o Herr, daß ich euch störe, aber ich komme nur, um dir eine neue Meldung zu machen, die dich in Schrecken versetzen wird. Schon heute Nachmittag bemerkte ich am fernen Horizont leichte Staubwolken, die von Zeit zu Zeit aufstiegen, aber anfänglich achtete ich nicht darauf. Doch als die Sonne sank und ihre letzten Strahlen über die Ebene hinwarf, zuckten aus jenen Sandwolken einzelne Blitze empor, die meinem geübten Auge verriethen, daß sich zahlreiche Reiterschaaren der Karawane nähern. Ich blieb auf meiner Hut und hörte auch bald nachher, als die Nacht heraufgestiegen war, in der Ferne deutlichen Hufschlag, der immer näher kam. O Herr, meine Vermuthung hat sich nicht getäuscht, denn soeben rückten in aller Stille zwei große Züge Beduinen heran, die sich, als sei es verabredet, geräuschlos bei unsern Zelten lagerten."

Diese Nachricht des Negers brachte bei den Derwischen keine geringe Bestürzung hervor, und als gleich darauf die Berathschlagung über den Emir fortgesetzt wurde, beschloß man einstimmig seinen Tod, der noch in dieser Nacht erfolgen sollte, und Hassan, der ungetreue Diener, sollte diesen Beschluß ausführen.

Während sich dies begab, schritt der Emir el Hadsch seinen Zelten zu, und da er wohl wußte, daß in der jetzigen Zeit eine verdoppelte Wachsamkeit nöthig wäre, ging er um seine Zelte herum, um nach den ausgestellten Wachen zu sehen; doch wie erstaunte er, als er sah, daß hinter denselben eine große Menge Beduinen gelagert war. Er bemerkte trotz der Dunkelheit ihre weißen Mäntel und das Leuchten ihrer Säbel und Lanzenspitzen. Eilig wandte er sich um und trat in das Zelt, wo jener junge Araber bewacht wurde.

Beim Eintritt des Emirs erhob sich dieser rasch von seinem Lager und sagte zu ihm: „Dank sei dem Propheten, o Herr, daß er dich zu mir gesandt. Ich war in großer Sorge und Bekümmerniß, und habe umsonst heute Abend versucht, zu dir zu gelangen; doch verhinderten mich die Wachen daran. Bei dem Propheten flehe ich dich an, o Herr, laß mich mit dir in dein Gezelt treten und in deiner Nähe bleiben. Vielleicht daß ich ein Unheil, das dir droht, von deinem Haupte abwenden könnte.“

Der Emir el Hadsch, der von den Vorfällen dieser Tage sehr bestürzt war, bewilligte dem jungen Araber gern seine Bitte und nahm ihn mit sich in sein Zelt. Hier ließ er ihn niedersitzen und klatschte dreimal in die Hände, worauf auch alsbald der Leibneger Hassan erschien und sich tief verneigend in dem dehmüthigsten Tone fragte, was zu seines Herrn Befehl wäre? Der Emir verlangte Pfeife und Scherbet und Hassan entfernte sich augenblicklich, um Beides zu besorgen.

Mit funkelnden Augen hatte der junge Araber unabläßig in das Gesicht des Negers gespäht, und als dieser jetzt wieder mit den verlangten Pfeifen und dem Scherbet eintrat, folgte er mit der größten Anfmerksamkeit allen seinen Bewegungen. Der Emir nahm seine Pfeife und der junge Araber, der nahe zu ihm hingerückt war, lehnte die seinige neben sich hin, indem es schien, als sei er begierig, zuerst einen Schluck von dem Trank zu nehmen, den ihm der Neger darreichen würde.

Hassan verbeugte sich vor seinem Herrn, indem er ihm die Scherbetschaale darreichte, und der Emir nahm eine davon. Doch kaum hatte er eine Bewegung gemacht, sie an seine Lippen zu setzen, als der junge Mann plötzlich emporsprang, den Neger ergriff und ihn unter dem Ausrufe: „Trink nicht, o Herr, trink nicht, es ist vielleicht Gift darin!" zu Boden warf. Leichenblaß ließ er Emir die Hand mit der Schaale niedersinken, so daß der Scherbet herausfloß. Doch sein Gesicht nahm einen noch größeren Ausdruck des Schreckens an, als er jetzt in dem Gefäß einen weißen zuckerartigen Stoff erblickte, den sein an solche Sachen gewohntes Auge sogleich als Gift erkannte. „Gestehe," rief der Araber dem Neger zu, der sich unter der mächtigen Faust des jungen Mannes wand, „gestehe, warum hast du deinen Herrn vergiften wollen?"

Obgleich Hassan bei dieser Frage die Lippen auf einander biß und dumpf vor sich hinstarrte, so wußte ihn doch der Araber so mit Drohungen in die Enge zu treiben, daß er nach wenig Augenblicken Alles gestand, und zähneklappernd erzählte, daß ihn das Oberhaupt der Derwische zu diesem Schritt überredet, daß des Emirs Tod beschlossen sei, und wenn auch sein Anschlag mißglückt wäre, so möge er sich doch ohne Zögern durch eine schnelle Flucht retten, denn es fänden sich bald andere Mörder, die ihn nicht verfehlen würden.

Der unglückliche Emir konnte kein Wort hervorbringen, denn wenn er sich auch das Schlimmste vorgestellt hätte, so wäre es ihm doch nie in den Sinn gekommen, daß ihn der Kalif so ohne Recht und Ursache in die Hände seiner bittersten Feinde geben würde. Vor Schmerz zerriß er sein Gewand von oben bis unten, und indem er Gott und den Propheten anrief, sagte er sich feierlich von seinem Herrn dem Kalifen los.

Der junge Araber hielt den Neger noch immer mit der Hand fest und als er alles, was er wuße, gestanden, drückte er ihn mit der rechten Hand auf den Divan nieder, während er mit der linken

langsam den Dolch aus seinem Gürtel zog. Hassan, der diese Bewegung wohl sah und zu deuten wußte, versuchte in gräßlicher Angst ihm den Arm festzuhalten und wandte sich mit flehenden Worten an seinen Herrn, indem er ihn laut schreiend bat, er möge ihn doch von dem gewissen Tode erretten. Doch der Emir, von dem Verrath einers Dieners, den er beständig hoch gehalten und gut behandelt hatte, aufs Tiefste erschüttert, verhüllte das Haupt in seinen Mantel und wandte das Gesicht ab. So lang hatte der junge Mann gewartet, und als er durch diese Bewegung des Emirs sah, daß er den ungetreuen Diener seinem Schicksal überlassen wolle, führte er mit unglaublicher Schnelligkeit einen Stoß gegen die Brust des Negers, der darauf ohne einen Laut von sich zu geben, auf den Boden des Zeltes fiel.

Der junge Mann warf seinen reich mit Steinen besetzten Dolch über ihn, zum Zeichen, daß hier kein gewöhnlicher Mord geschehen sei; darauf faßte er die Hand des Emirs und rief ihm zu: „Auf, Herr, erhebe dich, komm und folge mir. Du darfst keinen Augenblick länger hier säumen. Wir müssen noch in dieser Nacht von dannen. Glaube nur, was der Sklave dort sagte, daß der Imam Hände genug finden wird, die nach deinem Leben trachten. Wer weiß, ob nicht schon der Tod in einer andern Gestalt über deinem Haupte schwebt.“

Willenlos erhob sich der Emir, aber an der Zeltwand blieb er stehen, indem er die Hände vor das Gesicht hob und den Namen seiner Tochter Zemire aussprach. Bei diesem Worte blitzte das Auge des Arabers mit einem ungewöhnlichen Feuer und er wandte sich rasch nach der Seite, wo der Eingang in ihr Zelt war. „O eile,“ sagte er zum Emir, „eile, deine Tochter zu holen, wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Rasch ging der Emir in das anstoßende Zelt und kehrte nach wenig Augenblicken mit dem Mädchen zurück, das überrascht, zu so später Stunde aus dem süßen Schlaf geweckt zu werden, kaum ihren Augen traute, als sie jenen jungen Araber erblickte, dessen Gestalt

so schön war und dessen Auge so feurig blitzte. Noch größer war aber ihre Ueberraschung, als ihr der Vater verkündigte, daß sie augenblicklich entfliehen müßten. Doch brauchte er keine lange Ueberredung bei ihr anzuwenden, und als der junge Mann ehrerbietig ihren Schleier faßte, und einen feurigen Kuß darauf drückte, wobei sich ihre Augen begegneten, faßte sie den Arm ihres Vaters und alle drei verließen eilig und schweigend das Zelt.

Langsam schritten sie durch die Wachen, bis zu dem Platz, wo die Beduinen gelagert waren, die heut Abend angekommen, und hier nahm der Araber eine kleine silberne Pfeife aus seinem Gürtel mit der er einen einzelnen seltsam klingenden Ton angab, worauf die Beduinen, die in tiefem Schlaf zu liegen schienen, plötzlich in die größte Bewegung geriethen. Leise erhoben sich alle und man vernahm kaum das Klirren ihrer Waffen, als jeder zu seinem Pferde trat. Im gleichen Augenblicke erschienen einige von ihnen, die mehrere Pferde an der Hand führten, auf die sich der Emir, Zemire und der junge Araber schwangen. Zugleich erhoben sich alle Beduinen in ihre Sättel und es sah aus, als hebe sich eine gewaltige weiße Wolke von der Erde empor. Nun setzte sich der Zug in Bewegung, erst langsam und leise, dann mit größerer Schnelligkeit und als sie das Lager der Pilgerkarawane eine Strecke hinter sich hatten, griffen die Pferde lustig aus und flogen dahin, wie vom Sturmwind gejagt.

Der junge Araber ritt beständig neben Zemire und sagte ihr hie und da bei dem scharfen Ritt ein freundliches Wort oder er führte zuweilen ihr Pferd und leistete ihr alle kleinen, nur möglichen Dienste, die das junge Mädchen gerne anzunehmen schien. So ritten sie die ganze Nacht fort und als der erste Strahl des Tages im Osten aufzudämmern begann, sahen sie vor sich in der Ferne eine Menge Zelte erscheinen und Waffen blitzten auf der ganzen Ebene empor. Bald hatten sie jenes Lager erreicht und ritten durch die Zeltgassen durch und der Emir sah, daß sie sich bei einem mäch-

tigen Araberstamme befanden. Die Beduinen, die neben ihren Pferden auf der Erde lagen, erhoben sich beim Herannahen des Zuges und alle legten ihre Hand ehrerbietig an Brust und Stirn beim Anblick des jungen Arabers und des Emirs.

So gelangten sie zu einem großen prachtvollen Zelte, wo der junge Mann vom Pferde sprang, um den Emir, sowie dessen Tochter ehrerbietig in das Innere desselben zu geleiten. Hier wurden sie von einigen Sklaven empfangen und einer derselben reichte dem jungen Mann knieend einen Ferman dar, den dieser hastig öffnete und aufmerksam las.

Bei jeder Zeile, die er durchflog, nahm sein Gesicht einen freudigeren Ausdruck an, und als er zu Ende war, überreichte er das Pergament mit dem Ausruf: „der Prophet sei gelobt!“ dem Emir, der es in die Hand nahm und mit dem größten Erstaunen die Worte las:

„Mein Sohn Abdallah!

Die Gnade Gottes und des Propheten hat mich beschützt und mir geholfen, und dein Vater, der Kalif, schreibt dir diese Worte vom Throne seiner Väter, den er rechtmäßig in Besitz genommen. Wenn ich auch mit den Waffen in der Hand bis an die Kalifenstadt Kairo drang, um das Unrecht und die Schmach zu vergelten, die mein Bruder an mir und meinen unglücklichen Brüdern gethan, so hat doch die Gnade des Propheten es nicht zugelassen, daß ich die Hand gegen meinen Bruder erhob.

Der Kalif Abdallah, der in Gott ruhen möge, lebt nicht mehr, und da er ohne Nachkommenschaft zurück zu lassen zu den Freuden des Paradieses einging, so nahm ich von dem erledigten Throne Besitz und ich kann mit Stolz sagen, daß mich das ganze Volk mit Jubel und Freude empfing. Kehre eilig zu mir zurück und der Prophet möge dich beschützen.

So geschrieben in meinem Palaste zu Kairo.

Dein Vater der Kalif Almansor.“

Nachdem der Emir el Hadsch diese Zeilen gelesen, konnte er vor Verwunderung kein Wort hervorbringen und beugte sich tief und ehrerbietig zur Erde nieder. Doch leuchtete Freude und Glück aus seinen Augen. Nicht so erging es der armen Zemire, und sie hatte kaum erfahren, daß ihr junger unbekannter Beschützer durch die Gnade des Propheten ein mächtiger Prinz geworden, als ihr Herz von einer Betrübniß und einem Kummer erfüllt war, deren Ursache sie sich nicht erklären konnte.

Prinz Abdallah ließ dem Emir el Hadsch und seiner Tochter die prächtigsten Zelte einräumen, worauf er sich von ihnen beurlaubte und mit einer großen Anzahl Reiter nach der Pilgerkarawane zurückkehrte, wo er Alles in der größten Unruhe und Aufregung antraf.

Schon hatte sich dort durch einige Reiter, die in der Nacht von Kairo angekommen waren, die Nachricht von der Thronbesteigung des neuen Kalifen Almansors verbreitet, und der größte Theil der Karawane war über diese Nachricht in Freude und Entzücken ausgebrochen. Hiezu kam aber plötzlich die Schreckenskunde, daß der Emir el Hadsch in der Nacht verschwunden sei, daß man seinen Leibneger Hassan ermordet gefunden habe und wie ein Blitz durchlief ein Gerücht das Lager, daß das Oberhaupt der Derwische auf Befehl des verstorbenen Kalifen den Emir el Hadsch gefangen genommen habe.

Das Volk, das den Emir wegen seiner Großmuth und sonstiger guten Eigenschaften sehr liebte, gerieth darüber in Aufruhr und versammelte sich schaarenweise vor den Zelten der Derwische, indem es mit wüthenden Worten und schrecklichen Drohungen die Herausgabe des Emirs verlangte. Umsonst betheuerte der Imam, er wisse nichts von ihm und bot dem empörten Volke an, man solle seine Zelte durchsuchen. Vergebens, denn auch schon unter den Sklaven des Imams hatte sich ein Verräther gefunden, der ausgesagt, daß man gestern den Tod des Emirs beschlossen und daß

Hassan, der Neger, abgeschickt worden sei, um seinen Herrn zu vergiften.

Diese Kunde brachte das Volk in vollkommene Empörung. Man riß das Zelt des Imams und aller der Derwische, welche bei jener Verhandlung zugegen gewesen waren, in Stücke, und wenn sich nicht einige angesehene Männer auf's Eifrigste und Nachdrücklichste für die Derwische selbst verwendet hätten, so würde es ihnen ebenso ergangen sein.

Doch so sehr sich auch Prinz Abdallah bemühte, das Volk zu beruhigen, indem er versicherte, daß dem Emir kein Leides geschehen sei, so konnte er doch nicht verhindern, daß aus einem der dichten Haufen, welche die Zelte der Derwische umstanden, ein Pistolenschuß auf das Oberhaupt derselben geschah, der den Imam todt zu den Füßen des Prinzen niederstreckte.

Wie es denn nun gewöhnlich bei solchen Sachen geht, daß oft mit dem Tod eines einzigen Menschen seine ganze Partei auseinanderfällt, so auch hier. Kaum war der Imam todt, der den Versuch gemacht hatte, das Volk gegen den Emir el Hadsch aufzuwiegeln, so wandte sich die kleine Partei, die noch als eifrige Anhänger an den Kalifen da war, auch zu dem neuen Herrn und das Lager erdröhnte von dem Rufe: „Heil unserm neuen Kalifen, Heil dem Kalifen Almansor!"

Prinz Abdallah versammelte die mächtigsten und weisesten Männer der Karawane um sich und ließ aus ihrer Mitte einen Mann wählen, den er mit der Würde eines Emir el Hadsch bekleidete, und der die Pilger vollends nach Mekka führen sollte; denn er kannte wohl den Widerwillen, mit welchem der Oberschatzmeister Mustapha jenen Posten angenommen hatte, und er wollte ihn, und besonders seine Tochter Zemire, nicht neuen Widerwärtigkeiten oder gar neuen Gefahren aussetzen.

Als die Karawane darauf am andern Morgen wieder gen Mekka aufbrach, blieben viele Reiter zurück, die sich dem Prinzen

Abdallah anschlossen und mit ihm gen Kairo heimkehren wollten. Kaum graute der Morgen, so brachen beide Schaaren auf, die Karawane zog gen Osten und Prinz Abdallah mit seinen Reitern gen Westen, dem Lager seines Stammes zu, das er auch mit sinkender Nacht erreichte. Er theilte dem Emir el Hadsch mit, was er auf Befehl seines Vaters, des Kalifen, bei der Karawane angeordnet, worauf sich der Oberschatzmeister lächelnd den langen grauen Bart strich, und ihm entgegnete: „der Prophet hat dich mit seiner vollen Weisheit erleuchtet, o Herr, und du hast das Beste erwählt. Sieh, ich bin ein alter Mann, und möchte dereinst gerne an den Ufern des Nils begraben werden, das heißt," setzte er lachend hinzu, „nachdem ich noch einige Jahre unter der weisen Regierung des Kalifen, deines Vaters, mich meines Lebens gefreut habe. Auch Zemire wird lieber gen Kairo zurückkehren, als aufs Neue eine weitere Reise durch die Wüste antreten."

Zemire antwortete hierauf nichts, sah aber den jungen Mann mit einem vielsagenden Blicke an, den dieser dadurch erwiederte, daß er die Hand auf sein Herz legte und ihr leise zunickte.

Am andern Morgen brach der ganze Stamm gen Kairo auf, und in seiner Mitte ritt Mustapha, der Prinz Abdallah und Zemire. Da man jetzt größere Märsche machte, als es die Karawane gethan, so erreichte man nach einigen Tagen Kairo, wo sich schon das Gerücht von der Ankunft des Prinzen Abdallah verbreitet hatte. Die Straßen waren mit zierlich geputzten und geschmückten Menschen angefüllt und es herrschte in der alten Kalifenstadt fast ein größeres Leben, als damals, wo die Pilgerkarawane ausgezogen. Das Volk Kairos feierte nämlich große Feste zur Feier der Thronbesteigung ihres neuen Kalifen Almansors, dessen Güte und Großmuth bei allen älteren Leuten noch in frischem Andenken stand und den deßhalb Alt und Jung auf das Herzlichste liebte.

Daher war auch alles Volk nicht wenig begierig, seinen Sohn, den Prinzen Abdallah zu sehen, und eine große Menge Reiter kam

ihm schon weit vor der Stadt entgegen, denen sich eine unzählige Menge Volks anschloß, welche die Ankommenden im Triumph zu dem Thor begleitete. Auf den Straßen stand das Volk in dichten Haufen und rief dem Prinzen Abdallah, sowie dem Oberschatzmeister Mustapha ihre freudigen Grüße entgegen.

„Der Prophet sei gelobt!“ riefen die Männer, „und Gott sei gepriesen, daß er dem Kalifen einen Sohn geschenkt, der durch seine Klugheit und Umsicht einen so würdigen und tapferen Mann rettete, wie Mustapha, der Oberschatzmeister ist.“

„Gelobt sei der Prophet!“ schrieen die Weiber an den Fenstern, indem sie ihre langen Schleier herabflattern ließen, „gelobt sei der Prophet, daß er den Prinzen Abdallah glücklich heimbegleitete. Seht was für ein schöner Mann es ist und wie stattlich er zu Pferde sitzt!“

So gerührt auch die Ankommenden bei dieser Freude des Volks waren, so hielten sie sich doch nicht länger in den Straßen auf, als eben nöthig war, um durch die dichte Volksmenge zu dringen, und begaben sich gleich nach dem Palaste des Oberschatzmeisters, wo sie alsbald neue Pferde bestiegen, um sich zur Burg des Kalifen zu begeben, der sie erwartete. Abdallah bestand darauf, daß auch Zemire bei der Begrüßung seines Vaters nicht fehlen dürfe, weßhalb alle Drei nach dem Serail ritten, in dessen Thor ihnen zahlreiche Sklaven entgegen kamen, die sie nach den Gärten führten, wo sich der Kalif gerade aufhielt.

Dem Oberschatzmeister Mustapha klopfte gewaltig das Herz, als er jetzt wieder unter diesen Gängen wandelte, die er vor kurzer Zeit unter so traurigen Verhältnissen verlassen, und es war eben so sehr der Gedanke an die Art, wie ihn der verstorbene Kalif entlassen, als seine Erwartung, wie ihn der neue Kalif empfangen, was ihm die Brust bewegte. Prinz Abdallah richtete seine Schritte nach derselben Laube hin, wo Mustapha damals die letzte Audienz gehabt, und mit gesenkten Augen trat der Oberschatzmeister, sowie

Zemire, vor ihren neuen Herrn. Doch wer beschreibt sein Erstaunen, als ihn eine bekannte Stimme anredete, und er aufblickend in dem Kalifen Almansor den Schech Harun erkannte, der ihm in der Wüste angeblich von seinem Bruder die Grüße des Friedens überbrachte.

Man kann sich leicht denken, daß Mustapha mit aller Herzlichkeit empfangen wurde, und es versteht sich von selbst, daß ihm die Aemter, die er unter dem früheren Kalifen besessen, alle wieder ertheilt wurden. Er dankte dem Kalifen gerührt für seine Gnade und wußte sich vor Freude über den glücklichen Ausgang seines Pilgerzugs kaum zu fassen. Doch wer beschreibt sein Entzücken und seinen Stolz, als Prinz Abdallah jetzt die Hand Zemirens ergriff und den alten Mann bat, sie seinem Vater, dem Kalifen, als seine geliebte Braut vorstellen zu dürfen.

Alle priesen Gott und lobten den Propheten und kurze Zeit darauf wurde die Vermählung des glücklichen Paars mit unerhörter Pracht gefeiert.

Als nach einigen Monaten die Karawane glücklich aus Mekka zurückgekehrt, hatte der Oberschatzmeister Mustapha, der sich lebhaft der Märchen erinnerte, die ihm in der Wüste jener alte Mann am Feuer erzählt, nichts Eiligeres zu thun, als ihn aufsuchen zu lassen. Glücklicherweise war er auch nicht den Mühseligkeiten der Reise erlegen, und erhielt zu seinem nicht geringen Schrecken einen Befehl, vor dem Oberschatzmeister des Kalifen zu erscheinen. Doch wie groß war seine Freude,-und wie erstaunte er, als er in Mustapha jenen fremden Mann wieder erkannte, den er für einen Kameeltreiber gehalten und dem er seine Märchen erzählt.

Mustapha behielt ihn bei sich und noch lange Jahre versammelten sich Prinz Abdallah und Zemire bei ihrem Vater in der schönen Halle am Nil, wo ihnen der alte Mann noch manch schönes Märchen erzählte, von denen ich vielleicht später noch einiges meinen Lesern mittheilen werde.